This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600022065L

600022065L

600022065L

Adolf Trendelenburg.

Von

Dr. Ernst Bratuscheck,
Privatdocent an der Universität zu Berlin.

Mit einer Photographie Trendelenburg's.

Berlin, 1873.
Verlag von F. Henschel.

210. f. 206.

I. Jugendgeschichte.

Friedr. Adolf Trendelenburg wurde am 30. Nov. 1802 in Eutin geboren. Er stammte aus einer Familie, die seit uralten Zeiten in den Nordmarken Deutschlands heimisch war. Den Menschenschlag, welcher diese Marken bewohnt, hat man mit einem, dem Eutiner Dichter entlehnten Ausdruck als „Kerneichengewächs" bezeichnet, und besser als mit diesem Ausdruck kann man Trendelenburgs körperliches und geistiges Grundwesen nicht aussprechen. Er war nie ernstlich krank, bis der Stamm seines Lebens gebrochen wurde, und eine kernige sittliche Kraft prägte sich aus in der energischen Haltung seines hochgebauten Körpers, in der edlen Ruhe seiner Gesichtszüge, in dem sichern Blick seiner Augen, die unter der schöngewölbten Stirn sinnend hervorschauten, in seiner sonoren Stimme, welche in Ohr und Seele des Hörers eindrang.

Seit vielen Generationen war in seiner Familie ein edler auf die geistigen Güter des Lebens gerichteter Sinn herrschend. Sie gehörte zu den alten Patriciergeschlechtern der Hansastädte, wo viele ihrer Glieder sich als Rathsherrn, Bürgermeister, Geistliche und Richter hervorthaten. Adolf Trendelenburg's Grossvater, der älteste Sohn eines Superintendenten in Neu-Brandenburg, war ein gelehrter Arzt in Lübeck*); von den 17 Geschwistern desselben waren mehre der Brüder Geistliche; einer bekleidete von 1775 bis 1803 mit grossem Ruhme die erste Professur der Rechte in Kiel, ein sehr geachteter Gelehrter, der bis ins hohe Alter (er wurde 66 Jahre alt) an allen Fortschritten der Wissenschaft lebhaften Antheil nahm und sich noch in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens in das Studium der Kantischen Philosophie vertiefte.**) Adolf Trendelenburgs Vater hatte 9 Geschwister, darunter 4 Brüder, die sämmtlich studirten. Der älteste war gleichfalls Arzt in Lübeck, der jüngste ebendaselbst Jurist. Von den beiden übrigen war der eine Professor am Gymnasium zu Danzig; er ist bekannt als Verfasser einer ihrer Zeit sehr geschätzten griechischen Grammatik.***) Der andere war auch Philolog und Lehrer am Gymnasium zu Lübeck.

*) Ihn erwähnt der Geograph Büsching in seiner Selbstbiographie (S. 350. 517.).

**) Sein Leben ist dargestellt von Ratjen in den Schriften der Universität Kiel vom Jahre 1860. Chronik der Kieler Universität S. 25 ff.

***) Anfangsgründe der griechischen Sprache. 5., verb. Auflage. Lpz. 1805. Ueber seine Verdienste um die Organisation des Danziger Gymnasiums berichtet Hirsch: Geschichte des Gymnasiums zu Danzig. Programm beim Jubiläum 1858. S. 12, 14, 19, 56.

Adolf Trendelenburgs Vater selbst, Fr. Wilh. Trendelenburg, hatte die Rechte studirt, sich aber dann dem Verwaltungsfache zugewandt und als dänischer Postcommissar in Eutin niedergelassen. Hier lebte er in mässigem Wohlstande, auf eigenem kleinen Besitzthum, gleichweit entfernt von Luxus und von Nahrungssorgen. Sein höchstes Glück fand er in der Erziehung seiner vier Kinder, insbesondere seines einzigen Sohnes. Sorgfältig suchte er alle Anlagen derselben zu entwickeln; denn er hatte selbst eine begeisterte Liebe für Kunst und Wissenschaft bewahrt; aber höher als alles Wissen schätzte er Rechtschaffenheit und Herzensgüte. Er war das Muster eines deutschen Hausvaters und Bürgers. Für alle Freunde und Nachbarn hatte er stets ein offenes Herz; wo es zu rathen und zu helfen gab, war er immer bereit, und rüstig und gewissenhaft betrieb er alles was dem Gemeinwohl diente, indem er zugleich überall tapfer für das Recht eintrat. Diesen Sinn hat sein Sohn in hohem Grade von ihm geerbt.

In schönem Einklange mit dem Vater wirkte die Mutter, die Tochter eines Landpredigers aus Rattkau in der Nähe von Lübeck. Sie pflanzte ihren Kindern Liebe zu einem einfachen sparsamen Leben und zu einer geräuschlosen und zartsinnigen Wohlthätigkeit ein. Während sie keine Mühe scheute die äusserste Sparsamkeit zu üben, war ihr ganzes Sinnen auf Helfen und Geben gerichtet. Die rührendsten Züge werden noch jetzt in Eutin von ihr erzählt. So oft sie sich ein neues Kleid machen liess, berechnete sie, welche von ihren Schützlingen es nach ihr tragen sollte und richtete Farbe und Schnitt danach ein. Wusste sie, dass es in einem Hause knapp her ging, so zog sie die Kinder desselben recht oft in ihre Familie, um sie bewirthen zu können. Von jedem Braten oder bessern Gerichte schickte sie etwas an Kranke und Schwache. Der Holzvorrath wurde immer darauf eingerichtet, dass ein bedeutender Theil im Stillen verschenkt werden konnte. Dieses gemüthvolle Schaffen und Wirken der Mutter ist das anmuthige Urbild von der Gemüthsart ihres Sohnes, der mit inniger Verehrung an ihr hing.

In der ganzen Familie herrschte in hohem Grade die Treue; sie ist in allen Verhältnissen des Lebens ein Hauptzug in Trendelenburgs Charakter geblieben. Rührend ist es, wie er und seine Schwestern bis in ihr Alter alle im Andenken behielten, welche zu den Eltern in irgend einer Beziehung gestanden hatten. Bei jeder Anwesenheit in der Vaterstadt besuchten sie nicht nur die frühern Freunde und Nachbarn sondern auch die ehemaligen Dienstboten und waren unermüdlich die Bitten und Wünsche aller zu erfüllen und ihnen auch in der Ferne mit Rath und That behülflich zu sein. Trendelenburg hat bis in die letzten Jahre manche Stunde seiner kostbaren Zeit seinen Eutiner Landsleuten geopfert, die sich mit den verschiedensten Anliegen an ihn wandten und auf deren Interessen er geduldig und freundlich einging. Anfang Januar d. J. noch, kurz vor seinem Tode schrieb er an eine Jugendfreundin, um an Stelle einer kürzlich verstorbenen Schwester eine Verpflichtung zu übernehmen.

Trendelenburgs Freunde wissen unzählige Beispiele seiner ungewöhnlichen Treue zu berichten.

In der innigsten Liebe zu den Eltern und den Geschwistern, in einem reinen Familienleben bildete sich bei Adolf Trendelenburg zugleich jene Einfalt des Herzens, welche den Geist über Schein und Eitelkeit erhebt. Was er später auf dem Höhepunkt seines Lebens an Fichte pries*), dass dessen sittlicher Adel auf dem Boden der kindlichen Liebe erwachsen sei, das gilt auch von ihm selbst. Wie aus der Seele geschrieben waren ihm die Worte, die Fichte von seinem Vater schrieb: „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffnen Menschen und nimm mir alle Weisheit und ich habe immer gewonnen." Mit dieser Gesinnung, die den Wissensdünkel, das Haupthinderniss aller freien Forschung, nicht aufkommen lässt, verband sich bei Adolf Trendelenburg der Sinn für das Einfache und Natürliche im Denken und in der Sprache. Auch dieser wurde von früh auf genährt durch alles was ihn umgab. Die anmuthige Landschaft, in welcher sein Geburtsstädtchen liegt, ist der Schauplatz der Vossischen Luise und so gesund, einfach und verständig, wie sie in diesem Gedichte geschildert werden, waren die Menschen, unter denen er aufwuchs. Sein Vater selbst war der jovialste Gesellschafter; er verkehrte mit Jedermann, sprach gern Plattdeutsch und fühlte sich innig wohl in seinem engen Wirkungskreise.

Und in den kleinen Lebensverhältnissen wurde hier eine wahrhaft ideale Weltanschauung gepflegt. Eutin hatte durch glänzende Namen einen literarischen Ruf erworben. Die Stätte, wo Fr. L. Stolberg, Voss, Fr. Heinr. Jacobi, Joh. Georg Schlosser und Bredow geweilt, war auch für das nachwachsende Geschlecht geweiht. Die Liebe zum classischen Alterthum, die Begeisterung für unsere classische Nationalliteratur und eine rege Theilnahme an den höchsten Interessen der Menschheit und des Vaterlandes lebten in einer nicht unbedeutenden Zahl gebildeter Familien; zu ihnen gehörte in erster Reihe das elterliche Haus Trendelenburgs.

In dem Eutiner Gymnasium hatte Voss als Rector diese ideale Geistesrichtung zwanzig Jahre lang gepflegt. Er hatte sein Amt in dem Geburtsjahre Trendelenburgs niedergelegt; aber sein Nachfolger Bredow, der die Schule indess nicht viel länger als ein Jahr verwaltete, und dann König, unter dessen Rectorat Trendelenburg das Gymnasium besuchte, wirkten ganz in seinem Geiste weiter. Der Zustand des Gymnasiums war höchst patriarchalisch. Es hatte ursprünglich 3 Klassen: eine Elementarklasse und 2 Gymnasialklassen — Prima und Secunda. In Secunda wurden neben den Kenntnissen, die für den höheren Bürgerstand nöthig waren, die Elemente des Lateinischen und Griechischen gelehrt. Die Schüler, welche sich den Universitätsstudien widmen wollten, erhielten ihre gelehrte Vorbildung fast ganz in der Prima, worin sie nicht selten

*) S. die Rede am Fichtefeste 1862. Kleine Schriften 2. Theil S. 192.

6 Jahre und darüber verweilten. Neben denen, welche im Begriff waren, zur Universität abzugehen, sassen solche, die noch mit den Elementen des Griechischen beschäftigt waren. Die Schule hatte ursprünglich auch nur 3 Lehrer: den Rector, den Conrector und den Schreibmeister, jeder für eine Klasse. Seit 1813 wurden zwar schwache Versuche gemacht, eine Art Fachlehrersystem einzurichten, besonders, indem man anstatt des einen Conrectors zwei Collaboratoren anstellte; aber es blieb im Ganzen bei der alten Weise, wonach die 3 Klassen wie 3 besondere Schulen auseinanderfielen. Die beiden unteren waren bis zum Jahre 1813 in einem baufälligen Gebäude untergebracht, vor dem Fremde kopfschüttelnd stehen blieben, wenn sie erfuhren, dass es ein Gymnasium sei. Die Fenster liessen sich nicht öffnen, ohne dass die Kreuze herausfielen; das verwitterte Blei hielt kaum noch das Glas, die Fussböden waren durchlöchert, und die Kinder wurden in 2 Zimmern unterrichtet, wo Winter und Sommer kein Sonnenstrahl traf, eine Fieber erregende und Kopf einnehmende Kellerluft alle Munterkeit des Geistes raubte.*) König unterrichtete seine Primaner daher wie Voss in dem Rectoratshause, das von der Schule entfernt lag. 1813 musste die Anstalt interimistisch in die Räume des Hospitalgebäudes verlegt werden, wo nun auch die Prima untergebracht wurde; so blieb es, so lange Trendelenburg das Gymnasium besuchte. Dieser verdankt seine ganze Gymnasialbildung eigentlich dem Rector König, dessen Schüler in Prima er von seinem 10. Lebensjahre an (also noch über 2 Jahre im Rectoratshause) war.

Königs Unterricht war nicht sehr schulmässig nach unsern jetzigen Begriffen. Die Schule war für ihn, wie früher für Voss nur eine Fortsetzung seiner Häuslichkeit. Auf seiner Studirstube empfing er die Schüler mit der Pfeife im Munde, die er erst beim Beginn des Unterrichts bei Seite stellte. An Zeit und Pensum kehrte er sich nicht sehr; auch hielt er nichts von strenger Disciplin, sondern war stets milde und nachsichtig. Nöthigung zum Fleiss wandte er nicht an; denn das Lernen musste nach ihm ein „freier Act des Willens“ sein. Aber er wusste seinen Schülern Achtung und begeisterte Liebe einzuflössen und sie dadurch zugleich zum höchsten Eifer anzufeuern. Dies war zunächst eine Wirkung seiner Persönlichkeit. Er war in dem Verkehr mit seinen jungen Freunden einfach und gemüthvoll und doch zugleich voll hohen sittlichen Ernstes, von wahrhaft vornehmem Wesen, über alles Gemeine erhaben. Diese Weise schwebte Trendelenburg später stets als Vorbild vor; ganz so gab auch er sich als akademischer Lehrer in seinem Verkehr mit den Studirenden. Zugleich fesselte König die Jugend durch die originale, frische und anschauliche Art, mit welcher er alle Gegenstände, Sprachen, Mathematik und Naturlehre

*) Worte Königs in einem Bericht an die Schulbehörde. S. Zur Geschichte der Eutiner Schule von 1804—1834 in dem Programm des Gymnasiums 1863. S. 9.

behandelte und durch die Tüchtigkeit seiner Kenntnisse. Er war ein vielseitig gebildeter Philolog aus der Heyne'schen Schule; neben einer grossen Leichtigkeit den Geist einer Sprache in sich aufzunehmen und wiederzugeben, besass er gründliche Kenntniss mehrer Zweige der Alterthumswissenschaft.*) Er las die Classiker mit seinen Schülern, um sie in die Schönheiten derselben einzuführen und die sittliche Grösse des Alterthums auf sie einwirken zu lassen. Daher würdigte er zwar beides, Inhalt und Form; aber er zerstückelte den Inhalt nie durch grammatische und antiquarische Excurse. So wurden fast alle lateinischen und griechischen Schriftsteller durchgearbeitet, die auf Schulen überhaupt gelesen zu werden pflegen. Tacitus, Aeschylos und Euripides waren indess ausgeschlossen. Dafür wurde Sophokles um so gründlicher studirt; die Schüler lasen alle sieben Stücke, mehre — wie die Antigone, welche Trendelenburgs Lieblingstragödie war — zu wiederholten Malen. Auch Persius und noch mehr Juvenal, ja sogar die griech. und lat. Erotiker wurden gelesen. Die Lectüre war ihm — wie er selbst sagt**) — „eine Anweisung den Geist der Alten in ihren Schriften aufzusuchen, nach dem Beispiel der grossen Denker das Denken zu lernen und das Gedachte in ähnliche schöne Form zu kleiden." Das Lateinschreiben hielt er sehr hoch, wie er auch selbst ein gutes Latein schrieb. Einem solchen Unterricht entstammt die edle classische Sprache in Trendelenburgs Schriften. Ganz vorzüglich war auch Königs Unterricht in der Mathematik, den er theils nach den „Anfangsgründen" seines Lehrers Kästner theils nach Euklids Elementen gab.

Trendelenburg verwandte auf alle Unterrichtsgegenstände gleichen Fleiss. Das Lernen wurde ihm nicht leicht; aber nachhaltige Arbeit ersetzte, was ihm an schneller Fassungskraft versagt war. Er fasste Alles ernst, gewissenhaft und planvoll an; die noch vorhandenen Collectaneenhefte aus seiner Schulzeit zeigen in ihrer Anlage das Streben, das ihn bis an sein Ende auszeichnete, alles einmal Erfasste treu festzuhalten und beständig weiterzubilden. Die Eltern begünstigten diesen Thätigkeitstrieb auf alle Weise. Während die Schwestern den Vater häufig in seinen Berufsarbeiten unterstützen mussten, wurde jede Störung von ihm fern gehalten. Selten nahm er an den Spielen und Spaziergängen seiner Mitschüler Theil, obwohl er in Gesellschaft immer heiter war: „es sollte keine Stunde für den Zweck des Lebens, die Vervollkommnung des Geistes verloren gehen." Ausser der Schule erhielt er noch Privatunterricht im Französischen und Englischen bei einem ehemaligen

*) Seine philologischen Arbeiten sind: *De satira Romana ejusque auctoribus principibus.* Oldenb. 1796. *A. Persii Flacci Satirae VI. ad optimorum exemplarium fidem recensitae* und *Commentarius perpetuus in A. Persii satiras.* Gött. 1803. *Cl. Claudiani quae exstant recensuit perpetuaque adnotatione illustravit G. L. K. Tom. I.* Gött. 1808. *Supplementa in Euclidem.* Hamb. 1809 und einige kleinere Abhandlungnn in Programmen.

**) S. die Biographie Königs in dem Programm des Eutiner Gymnasiums vom Jahre 1850 S. 34.

Kaufmann Namens Meyer, welcher die Sprachen sehr geläufig sprach. Sein Vater liess ihn übrigens durchaus selbständig arbeiten. Von seinen durch Studien und Reisen erworbenen mannigfachen Kenntnissen theilte er ihm gelegentlich wohl manches mit; zum eigentlichen Unterrichten hatte er keine Geduld; nur zum originalen selbständigen Denken regte er ihn an. Dagegen war die Mutter eine durchaus lehrhafte Natur und beschäftigte sich angelegentlich mit den Studien ihrer Kinder. Diese zeigten sämmtlich von früh auf eine grosse Neigung zum Lehren. Trendelenburg unterrichtete seine Schwestern und eine Freundin derselben in den neueren Sprachen; bei schwierigen Aufgaben wiederholte er ihnen häufig, der Mensch könne alles, was er ernstlich wolle. Die Schwestern selbst pflegten die Kinder befreundeter Familien mit Eifer und Liebe in den Elementarkenntnissen zu unterrichten, wie es noch in Vieler dankbarem Andenken lebt.

Zur Selbständigkeit im Denken wurde Adolf Trendelenburg besonders durch Königs Methode angeleitet. König war ein fester Kantianer, und kritische Selbständigkeit des Forschens ging ihm über Alles. Trendelenburg gehörte bald zu zu seinen bevorzugten Schülern, denen er sich auch ausserhalb der Schulstunden widmete. Da wusste er sie vor Allem für Natur und Kunst zu begeistern. Er selbst war eine geniale künstlerische Natur. Sein liebster Freund war der berühmte Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (der Neapolitaner), der in Eutin lebte. Von diesem hatte König selbst die Oelmalerei gelernt; er hat 32 grosse Landschaftsbilder gemalt. Auch versuchte er sich in der epigrammatischen Dichtung; insbesondere machte er poetische Unterschriften zu den niedlichen und sinnvollen Aquarell-Bildern Tischbeins, die sich in den Tischbeinschen Mappen in dem Schlosse zu Oldenburg befinden und auch von Göthe in seinen Werken glossirt sind. Trendelenburg hat aus dem Privatumgange mit König und Tischbein die vielseitigsten Anregungen für seine Kunstanschauung geschöpft. Aber für seine philosophische Richtung war ein esoterischer Unterricht entscheidend, den er mit einigen Freunden von dem Rector erhielt; nämlich ein ausserordentlich gründlicher Unterricht in der Logik. König legte demselben die Werke von Kiesewetter und Fries zu Grunde, obgleich er gegen die Definition vom Denken scharf polemisirte, die letzterer an die Spitze seines Systems der Logik stellt. Zugleich suchte er den jungen Leuten Kant zugänglich zu machen; gegen Fichte's Lehre verhielt er sich schon etwas kühl; aber Schelling und Hegel erklärte er nicht verstehen zu können, und das reine Denken Hegels stellte er als das πρῶτον ψεῦδος der modernen Philosophie dar. Von Kants Schriften interessirten ihn in hohem Grade „die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtswissenschaft". Er hatte dieselben ins Lateinische übersetzt, um den Werth der Kantischen Philosophie auch im Auslande durch eine den Gelehrten überall verständliche Uebertragung geltend zu machen. Seine Uebersetzung war 1799 zu

Amsterdam erschienen unter dem Titel: *Elementa metaphysica juris doctrinae auctore Im. Kantio. Latine vertit G. L. K.**) In der Vorrede zu diesem Buche (S. VIII.) hatte er mit Bezug auf Leibnitz „Entwurf einer allgemeinen Charakteristik" eine Notiz gemacht, die Trendelenburg besonders anregte. Er sagt dort, er kenne einen Gelehrten, der zugleich Philosoph sei und diesen Gegenstand lange und mit besserem Glücke als Leibnitz erwogen habe. Dies bezieht sich auf einen Mann, der in Eutin in hohem Alter einsiedlerisch mit seinen eigenen Gedanken lebte, den Cabinetssecretär Justizrath Ludwig Benedict Trede. Er hatte später im Jahre 1811 das Resultat jahrelangen Nachdenkens über das Problem einer allgemeinen Charakteristik in einer ohne Namen des Verfassers und Druckorts erschienenen Schrift: „Vorschläge einer nothwendigen Sprachlehre" veröffentlicht, worin er jenes Problem vom Standpunkte der Kantischen Logik aus zu lösen sucht. Ohne Zweifel hat Trendelenburg diese kleine Schrift schon auf der Schule gelesen, vielleicht schon im Jahre 1819, wo der Verfasser, fast ein Neunziger, starb, und König wahrscheinlich seine jungen Freunde darauf aufmerksam machte. Bekanntlich hat er später in der akademischen Abhandlung über Leibnitzens Entwurf einer allgemeinen Charakteristik (Historische Beiträge zur Philos., III. Bd., S. 26 ff.) Trede's Namen der Vergessenheit entrissen. Wie gross seine Neigung zur Philosophie übrigens in den letzten Jahren der Schulzeit war, zeigt sich auch darin, dass er einen Grossneffen Trede's, der damals eben von der Universität gekommen war und sich in Eutin aufhielt, veranlasste, ihm nebst einigen Freunden eine Art Vorlesung zu halten, worin der junge Mann seine Zuhörer „auf die Schwelle des Vorhofes zum Tempel der Weisheit" führen wollte.**) Von der griechischen Philosophie erhielt er in Königs Unterricht nur einige Andeutungen; wenige kleine Dialoge Plato's wurden auf der Schule gelesen; privatim beschäftigte er sich aber schon mit Aristoteles.

Eine Seite des Unterrichts wurde auf der Eutiner Schule von dem Rector ziemlich vernachlässigt, nämlich der Religionsunterricht. Derselbe wurde in Prima Jahre lang gar nicht ertheilt, weil es an einer Lehrkraft dazu fehlte. Denn König hatte trotz seinem lebendigen und warmen Gefühl gar kein Verhältniss zum positiven Glauben. Als 1817 Klaus Harms mit seinen Thesen auftrat und ganz Holstein in Bewegung setzte, vertrat er seinen Schülern gegenüber energisch die Vernunft und ihre Rechte, und trug nichts dazu bei, denselben das Christenthum werth zu machen. Es genügte ihm, dass er ihnen Respect vor dem kategorischen Imperativ beibrachte.

*) Später im Jahre 1830 übersetzte er auch Kants Anthropologie, für welche Trendelenburg aber vergebens einen Verleger in Holland suchte.

**) Wir verdanken diese Nachricht dem Herrn Ober-Appellationsgerichtsrath Plate in Oldenburg, der damals mit Trendelenburg an diesem Unterricht Theil nahm.

Dagegen lebte in Trendelenburgs Familie ein warmes religiöses Gefühl; die Dogmatik, zu welcher man sich dort bekannte, war die im Anfang dieses Jahrhunderts herrschende rationalistische. Diesen aus dem väterlichen Hause überkommenen religiösen Grundton hat Trendelenburg stets bewahrt, daher ein gemüthvolles Verhältniss zum positiven Glauben festzuhalten vermocht, das von seiner Gedankenwelt nicht getrübt wurde.

Mit dem Hause im Einklang war der Confirmationsunterricht, den er bei dem Pastor Enke, dem Vater des bekannten Astronomen, erhielt. Bei seiner Confirmation machte Trendelenburg ein Gedicht, woraus wir einige für seine religiöse Bildung bezeichnende Strophen abdrucken*):

Ueberschwenglich gabst Du Segen
Uns in Deines Sohnes Licht;
Ueberschwenglich gabst Du Segen
Im Gebote unsrer Pflicht.

Ich erkannte diesen Segen!
Kannte meine hohe Pflicht;
Doch wie oft an jedem Tage
Uebte ich sie frevelnd nicht!

Aber Du bist Gott der Liebe,
Willst dem Reuigen verzeihn,
Darum dankbewegten Herzens
Schwör ich, ewig Dein zu sein.

Schwöre heut, in That und Glauben
Deinem Jesu mich zu weih'n,
Nur dem hohen Zweck zu leben,
Christlich gross und gut zu sein.

Dass ich Deinem Bild mich näh're
Jesu folgend auf der Bahn,
Und im Staube so Dir danke,
Wenn ich Dir nur danken kann.

Eine Anregung nach derselben Richtung, wie sie das Haus bot, erhielt er noch durch den als Kanzelredner und theologischen Schriftsteller bekannten Detlev Johann Wilhelm Olshausen, der seit 1815 Superintendent des Fürstenthums Lübeck im Herbste 1816 den Religionsunterricht in Prima übernahm, so dass Trendelenburg ihn über 4 Jahre hörte.

Der Superintendent Olshausen hat sich die grössten Verdienste um die Reorganisation der Eutiner Schule erworben. Durch unausgesetzte Anstrengungen gelang es ihm, zu erwirken, dass die oldenburgische Regierung die Anstalt in eine vereinigte Bürger- und Gelehrtenschule, letztere aus 3 Klassen, umwandelte, und sie mit den Mitteln zur Erbauung eines geeigneten Schulhauses und zur Besoldung einer grösseren Anzahl von Lehrern ausstattete. Leider

*) Der Herr Gymnasialdirector Pansch in Eutin, Trendelenburgs Schwager, hat mir eine Abschrift des Gedichtes nach einem in Eutin noch vorhandenen gedruckten Exemplare freundlichst mitgetheilt.

starb Olshausen schon im Jahre 1823, bis wohin er unausgesetzt thätig für die Förderung der Schule war und seine Absichten auch fast vollständig verwirklicht hatte. Gerade als die Regeneration des Gymnasiums begann, traf es sich indessen, dass die beiden bis dahin angestellten Collaboratoren in kurzer Zeit nacheinander abgingen. Da nicht gleich Lehrer zu gewinnen waren, wurde Trendelenburg und einem anderen gleich tüchtigen Primaner Wallroth (jetzt Superintendent des Fürstenthums Lübeck) der Unterricht in Secunda und Tertia übertragen. Beide unterrichteten so von Michaelis 1820 bis Ostern 1821, und als um diese Zeit Wallroth zur Universität ging, setzte Trendelenburg seine Arbeit mit einem anderen Mitschüler, dem Primaner Kindt (1871 als oldenb. Ober-Regierungsrath gestorben), noch ein halbes Jahr fort. Zu Michaelis 1821 waren die Verhältnisse endlich geordnet. Der Rector gab ihm über seine Lehrthätigkeit ein schriftliches Zeugniss. „Er hat, heisst es darin, mit einem solchen Erfolge Unterricht ertheilt, dass Ordnung, Lust, Fleiss und Fortschritte nach langen Zeiten zuerst wieder bemerkt wurden. Dieses, wodurch er sich jedem Menschenfreunde empfohlen, dem Geistesbildung, des Lebens Hauptzweck, am Herzen liegt, macht für ihn selbst jedes andere Zeugniss entbehrlich. Gern wird man ihm beförderlich sein, sich in einem so wichtigen Geschäfte zu vervollkommnen, welches er schon so früh mit Ruhm getrieben hat!“

Trotzdem blieb Trendelenburg noch ein halbes Jahr, bis Ostern 1822 in Prima. Er schloss damals einen Freundschaftsbund mit einem der neu angestellten Collaboratoren, dem Candidaten der Theologie Riemann aus Mecklenburg, dem bekannten Redner des Wartburgfestes, der in jener Zeit der Demagogenverfolgung in Eutin durch Olshausen eine Zufluchtsstätte fand. Trendelenburg war in der deutschen nationalen Gesinnung gross geworden. Die Erniedrigung Deutschlands durch die Siege Napoleons hatten auf ihn schon als Knaben einen tiefen Eindruck gemacht. In dem Hause seines Grossvaters von mütterlicher Seite, des Pfarrers in Rattkau, hatte Blücher 1806 mit Bernadotte capituliren müssen. Das Fürstenthum Lübeck, seit der Reformation ein reichsunmittelbares Bisthum, war 1803 an Oldenburg gekommen, dessen Administrator, der Herzog Peter, die bischöfliche Würde seit 17 Jahren inne gehabt hatte. Dieser vortreffliche Fürst, der „Vater Eutins“, wie ihn Voss in der Widmung seiner „Luise“ nennt, den der Rector König, wie Trendelenburgs Vater ausserordentlich verehrten, dessen Söhne Königs Schüler waren, wurde von Napoleon seines Landes beraubt, eine Usurpation, die mit zum Ausbruch des Krieges von 1812 beitrug; denn der zweite Sohn des Herzogs von Oldenburg war mit der Schwester des Kaisers Alexander von Russland, welche die Hand Napoleons ausgeschlagen hatte, vermählt. Der Kanzleirath Ludwig v. Berger, den Vandamme im Jahre 1813 wegen patriotischer Aeusserungen erschiessen liess, war von König erzogen. Ein Oheim Trendelenburgs, der oben genannte Lübecker

Arzt, wurde von den Franzosen vorübergehend gefangen gehalten.*) So nahe berührten die grossen Ereignisse den Kreis, worin Trendelenburg aufwuchs, und die Freiheitskriege, die er im Alter von 11—13 Jahren erlebte, sowie die damit zusammenhängenden nationalen Bestrebungen begeisterten ihn deshalb ungewöhnlich. Daher war es natürlich, dass Riemann, der bei Ligny das eiserne Kreuz erworben, der an der Eutiner Schule das deutsche Turnen und die gesunden Ideen der deutschen Burschenschaft einbürgerte, Trendelenburgs Freundschaft sogleich gewann. Sie bestand bis an das Ende beider Männer fort. Riemann, welcher bis 1828 in Eutin blieb und 3 Tage nach Trendelenburgs Tode als Pfarrer in Mecklenburg gestorben ist, blieb der feurige deutsche Patriot bis an sein Ende, und das unzertrennliche Band zwischen ihm und Trendelenburg war der Patriotismus, dem auch dieser in allen Lagen des Lebens treu blieb; ein Patriotismus, der aus einer grossen Zeit nationaler Erhebung stammend, gleichweit entfernt war von dem engherzigen Kleben an der Scholle, wie von einem kraftlosen Weltbürgerthum.

Für alles Hohe begeistert und doch an ruhiges, besonnenes Denken und Handeln gewöhnt, verliess Trendelenburg die Schule. Welche Ideale für sein künftiges Leben ihm vorschwebten, sprach er in einer im feierlichen Schulactus gehaltenen Abschiedsrede aus, welche wir im Folgenden abdrucken:

„Einige Worte beim Abschied von der Schule. 29. März 1822.

Nicht etwa um einen wissenschaftlichen Satz auszuführen, wage ich es, hier aufzutreten. Wie sollte auch wol ein Jüngling in dieser Hinsicht Neues sagen, oder Gesagtes neu beleben können, ein Jüngling, der erst den Vorhof zu dem grossen Tempel der Wissenschaft kennen gelernt hat? — Nicht etwa um eine Lehre fürs Leben vorzutragen, erbitte ich mir die Aufmerksamkeit der Versammlung. Das sei ferne. Ich trete ja erst ins Leben ein. Kann auch ein Wanderer von eines Weges Beschaffenheit reden, ehe er ihn gegangen?

Aber einem Drange des Herzens möchte ich Genüge leisten. Ich möchte gerne hier öffentlich die Gedanken und die Gefühle aussprechen, welche sich meiner bemeistert haben in diesen Augenblicken, die für mich als Zögling in dieser Schule die letzten sind. Darum wählte ich gegen die Sitte einer lateinischen Schule für meine Worte die Sprache, in der wir vom Herzen zum Herzen sprechen können. Jede fremde geht erst auf einem längern Umweg durch den Verstand ins Herz und auf diesem Umweg geht wol manches verloren.

Meine Worte sind schlicht und recht, ohne den entferntesten Anspruch, ein Kunstwerk seyn zu wollen. So hoffe ich denn eine gütige Nachsicht der Anwesenden. Wie möchte ich es sonst wagen, im Begonnenen fortzufahren?

Also in diesen Minuten verlasse ich die Schule, um die sich

*) S. Klug: Geschichte Lübecks 1811—1813. 2. Abth. 1857. S. 45.

seit einem Jahrzehn, wie um einen Mittelpunct fast all mein Treiben drehte. Ich verdanke ihr viel und mein Dank ist gross. Meine Wünsche für ihr Gedeihen sind innig, ja! für das Gedeihen einer jeden Bildungsanstalt, von der Dorfschule bis zur Hochschule. Denn wo hat der bürgerliche Verein eine wirksamere Anstalt aufzuzeigen, als gerade die Schulen? wo eine Anstalt, die tiefer einzugreifen vermöchte in die Beförderung dessen, was allein des Einzelnen wie der ganzen Menschheit Würde ist? — — Darf ich bei diesem Gedanken an die Schulen und den hohen Standpunct der Schulen einige Augenblicke verweilen? —

Wol darf man hoch nennen den Standpunct der Schulen, mag auch die Welt sie eben nicht hochgestellt haben. Denn ihr Zweck ist der höchste. — Ihr Zweck ist den Menschen im Menschen zu bilden, — die ihm mitgegebenen, unendlichen Kräfte zu wecken, die ungeweckt in einen Todesschlaf versinken würden; — die geweckten Kräfte im Einklang zu entwickeln, damit keine Anlage ihre Absicht verfehle, — den Willen seines innern Wesens, seines Selbstwerthes bewusst zu machen, damit er sein heiliges Gesetz nicht überhöre, — kurz der Schulen Zweck ist, den Menschen tüchtig und gut zu machen. Gut und tüchtig, viel liegt in diesen zwei Begriffen. Kann auch der Menschenfreund für die Menschheit höhere Wünsche haben?

Von bessern Tagen, nach denen man sich sehnt, hört man täglich viel reden. Aber diese bessern Tage können nicht von aussen her kommen; aus dem Menschen selbst müssen sie hervorgehen. Werden die Menschen erst allgemein bésser gebildet, so wird es auch im Leben besser. Das vermag aber allein die Schule nicht; sie gesteht es gerne; Kirche und Haus müssen mit ihr im Einverständnisse nach dem grossen Ziele der Menschheit hinwirken. Aber die Schule vermag doch viel; denn von ihr hängt die Bildung im Denken und Erkennen ab; ohne beides ist aber der Mensch, wie ein Blinder.

Man fürchtet, dass hie und da die Helle im geistigen Leben verdrängt wird; wer des Lebens Bedeutung und des Lebens Gang erkannt hat, fürchtet das einbrechende Zwielicht, in dem man alles zu sehen wähnt und doch nichts recht sieht; man ruft: es werde und bleibe Licht. — Aber wodurch kann es Licht bleiben? — Doch nur dadurch, dass jeder denken lernt und denken will. Wo Schulen ihren Zweck erfüllen, wird zu beiden der Zögling angehalten. So lange gute Schulen es lehren und üben lehren, Begriffe zu bilden und Begriffe zu scheiden, nach Grundsätzen zu denken und folgerecht zu schliessen, so lange solche Schulen allgemein sind oder allgemeiner werden: so lange bleibt die Nacht im Geistigen tief unter dem Gesichtskreis, so lange wird es Licht seyn, und, wo es erloschen, wieder Licht werden.

Licht? — Aber was frommt Licht allein? Licht soll mit Wärme vereint seyn. So wollte es der Schöpfer in der Natur ausser uns; so muss es auch seyn im geistigen Leben in uns.

Ich bin durchdrungen von der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers; denn ich habe sie selbst an mir, an meiner eigenen Bildung erfahren. Mein Dank dafür ist inniger, als mein Wort es zu seyn vermag; und er wird dauernder seyn, als ein blosses aufwallendes Gefühl. Möchte ich Sie davon überzeugen, würdiger Mann, ohne den mein Leben wol eine andere, eine minder gute Richtung genommen hätte! — — — Auch Sie übrigen alle, die mich unterrichteten, nehmen Sie meinen redlich gemeinten Dank. Ich fühle es tief, wie viel ich auch einem jeden von Ihnen schuldig bin.

Mit der Schule soll ich also auch Euch verlassen, Ihr Schulgenossen. Dir, meinem engern Freunde, sage ich nichts an diesem öffentlichen Orte. Unsere Sache ist eine Sache des Innern. Das spreche Dir, wo ich schweige.

Aber an Euch, denen ich ein Jahr hindurch auf eine andere Weise nahe stand, an Euch richte ich noch eine letzte Bitte. Wisset, Ihr seyd mir lieb geworden während jener Zeit; darum, behaltet auch mich lieb, vergesst mich nicht. — — Begreift aber auch Ihr ganz, welche Wohlthat Euch durch diese Bildungsanstalt ward; seyd dankbar, macht Euch der Wohlthat würdig. — Die Schule will Euer Bestes; das wollt Ihr ja auch; so thut denn, was die Schule will und Ihr erreicht das Beste. — — Noch steht Euch der Weg offen, gut und geschickt zu werden; benutzt die Zeit, da sie noch da ist. Ich kann es Euch sagen, aus eigener Erfahrung sagen, die Stunde, wo man die Schule verlassen muss, schlägt früher als man es glaubt.

Die Glocke tönt, und eine grosse Stunde
Tönt mit ihr aus auf meiner Lebensuhr.
Er rollt auf Stürmen hin der Zeiten Wagen
Der nun für mich auch hier vorüberfuhr.

War nicht es gestern erst, als meine Augen
Die Grenze noch in weiter Ferne sahn? —
Jetzt bin ich da; und staune ob der Kürze,
Und es zerrinnt der trügerische Wahn.

Die Zeit soll so mich nimmer mehr bethören;
Ich reiss die Larv' ihr ab; der Augenblick
Ist unser, er allein; was kann ihn ketten?
Er flieht davon, die That nur bleibt zurück.

So lebt denn wohl, ihr hingeflog'nen Jahre,
Ihr lacht mich an, gleich wie ein freundlich Feld.
Mir bracht' in euch die Sage nur die Kunde,
Dass auch das Leben Müh'n uns aufbehält.

Wenn sie nun nahn und ich sie selbst erfahre:
Dann will ich dankbar mich noch Eurer freun.
Und so getrost! — Die Knospe trieb zur Blüte,
Möcht' einst die Blüte so zur Frucht gedeihn!

II. Lehrjahre.

1. Kiel. Ostern 1822 — Michaelis 1823. Von einem Abiturientenexamen Trendelenburgs ist nichts zu vermelden, da eine solche Einrichtung zu seiner Zeit an der Eutiner Schule noch nicht eingeführt war. Mit einem lateinischen Zeugniss des Rectors König, worin dieser den jungen Mann den akademischen Lehrern auf's Angelegentlichste empfahl*), wanderte er Ende April 1822 nach Kiel, wo er seine Studien beginnen sollte. Er wollte Philologie und nach dem Wunsche seiner frommen Mutter zugleich Theologie studiren. Gleich nach seiner Immatriculation machte er sich der philosophischen Facultät auf sehr vortheilhafte Weise bekannt; er meldete sich zu dem am Anfang des Semesters Statt findenden Convicts-Examen und erlangte den Charakter „vorzüglich würdig". Dies Examen stand an Schwierigkeit einer preussischen Abiturienten-Prüfung damaliger Zeit nicht nach. Es dauerte zwei Tage. Am ersten derselben fand eine schriftliche Prüfung Statt. Sie begann mit einem längeren lateinischen Extemporale. Darauf wurden 3 Themata für einen deutschen Aufsatz zur Auswahl gestellt. Die Tr. vorliegenden waren: 1) Ueber die verschiedenen Vortheile, welche kleine und grosse Universitätsstädte den Studirenden gewähren. 2) Ist es gut und warum ist es gut, dass der angehende Studirende allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften treibt? 3) Welche Gründe sollen die Studirenden bei der Wahl des Berufs bestimmen, und welches sind dabei die vorzüglichen Hindernisse? Tr. wählte das dritte Thema und schrieb nach Vollendung der deutschen Arbeit dann über das zweite noch freiwillig während der Mittagszeit einen lateinischen Aufsatz. Am Nachmittag wurden drei geschichtliche, drei geographische, zwei mathematische und zwei rhetorische Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt**). Am zweiten Tage wurde mündlich examinirt,

*) ... *Quare eum ex nostra disciplina dimissum Doctoribus academicis ita commendamus, ut vix majore studio quemquam aut iustioribus de causis commendare possimus, quum persuasum habeamus, eum quibus artibus praeceptorum animos in schola sibi devinxerit, iisdem et illorum quorum institutione ad se perpoliendum jam usurus est, benevolentiam esse comparaturum.*

**) 1) Geschichtliche Fragen: a. Angabe der Hauptfacta und Hauptanführer im peloponnesischen Kriege. b. Welche Länder umfasste das persische Reich unter Darius Hystaspis? c. Hauptbegebenheiten der römischen Geschichte bis zur Schlacht bei Actium. 2) Geographische Fragen: a. Wie heissen die mit den 13 ursprünglichen amerikanischen Freistaaten später vereinigten 8 Provinzen? b. Welche grossen Länder wurden bisher unter dem spanischen Südamerika begriffen? c. Eine Beschreibung des heutigen Livadiens. 3) Mathematische Aufgaben: a. Die Eintheilung der Grössen in rationale und irrationale soll erklärt werden. b. Wie beschreibt man um ein Dreieck einen Kreis und unter welchen Bedingungen kann um ein Viereck ein

im Griechischen über die Ilias, im Lateinischen über Sallust, im Hebräischen über das Buch der Richter. Tr. erhielt folgendes Zeugniss: „Sein Specimen (lateinisches Extemporale) war gut; auch hatte er eine noch besser gerathene ausserordentliche, während der Zeit des Examens verfasste, Arbeit eingegeben; der deutsche Aufsatz war gut; die historischen Fragen und zwei der geographischen hatte er sehr gut, so auch die mathematischen und rhetorischen gut beantwortet. Er übersetzte aus dem Lateinischen und aus dem Griechischen, sowie auch aus dem Hebräischen sehr gut.“ Der überaus günstige Ausfall des Examens (der Charakter »vorzüglich würdig« ist in einer langen Reihe von Jahren nur höchst selten ertheilt) war von grosser Bedeutung für den jungen Studirenden; denn er lenkte von vornherein die besondere Aufmerksamkeit seiner akademischen Lehrer auf ihn, und es wurde ihm so das Glück zu Theil, von Anfang an in einen anregenden und fördernden persönlichen Verkehr mit ihnen zu treten.

Zuerst trat er Karl Leonhard Reinhold, dem edlen Veteranen der deutschen Philosophie, näher, an welchen er von Eutin aus besonders empfohlen war und der bald eine wahrhaft väterliche Zuneigung für ihn fasste. Er hörte bei ihm Vorlesungen über »Anthropologie« und »Geschichte der Philosophie« und mit einigen Freunden ein Privatissimum »über den Grund und die Beschaffenheit des philosophischen Wissens«. Hier fand er eine entwickeltere Ansicht von der deutschen Philosophie als die, welche er bisher kennen gelernt hatte. Reinhold war einst der eigentliche Apostel der Kantischen Lehre gewesen, zu deren Kanzel er Jena sieben Jahre lang (1787—1794) gemacht hatte. Aber er hatte vermöge seines analytischen Talents tiefer in die Voraussetzungen der Kantischen Kritik einzudringen und diese aufzuhellen versucht. Kants unbewiesene Annahme, dass überhaupt kein anderer objectiv existirender Gegenstand für unser Erkennen vorhanden sein könne als ein solcher, dessen Stoff durch die Affection der Sinnlichkeit uns dargeboten werde, wollte er begründen durch seine Theorie des Vorstellungsvermögens (1789); die nur im Bewusstsein und durch das Bewusstsein bestehende Vorstellung sollte das Allgemeine sein, das die Anschauung der Sinnlichkeit und die Producte des Denkens umfasse. Als diese selbe Einheit von Fichte schärfer aufgefasst wurde und Reinhold mit Fichte in der vorausgesetzten Anregung der Vorstellung durch das Ding an sich einen Widerspruch zu gewahren glaubte, (denn das Ding an sich als Noumenon hat keine Causalität) so trat Reinhold mit liebenswürdiger Selbstverläugnung von seinem System zurück und erkannte Fichtes Theorie als wahr an. Darauf versuchte er eine vermittelnde Stellung zwischen der Fichte'schen Wissenschaftslehre

Kreis beschrieben werden? 4) Rhetorische Aufgaben: a. Was versteht man unter dem Styl eines Schriftstellers? b. Wie unterscheidet sich der rednerische Vortrag vom didactischen?

und dem Glauben Jacobis einzunehmen, indem er jene für die Entwickelung der Vernunfterkenntniss, diesen für den ursprünglichen Standpunkt der natürlichen lebendigen Ueberzeugung des Gewissens erklärte. Als aber (1800) Bardili's Grundriss der ersten Logik erschien, als Bardili darin die Vernunft an sich selbst oder die allgemeine Denkthätigkeit als die Manifestation Gottes und das Princip alles Seins und Erkennens darstellte, und erklärte, dass dem Idealen oder dem, was in unserem Denken als das Unbedingte, Nothwendige und Allgemeine sich kundgiebt, das wandellose Reale oder die ewige Ordnung des wahren Seins entsprechen müsse: da schloss sich Reinhold diesem „rationalen Realismus", wie er ihn bezeichnete, an. Später beschäftigte er sich, seinem analytischen Talente gemäss, mit der Begriffsbestimmung gleichnamiger Wörter in der Sprache der formalen Logik, Metaphysik und des empirischen Denkens und schrieb in diesem Sinne seine letzte bedeutende Schrift: Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch der philosophischen Wissenschaft. Kiel. 1812. Sein elastischer Geist war allen Phasen der Philosophie bis zur Naturphilosophie gefolgt; letzterer vermochte er nicht zu folgen, weil der naturphilosophischen Auffassung seine ganze analytische Ansichtsweise widersprach und ihm die umfassenden positiven Kenntnisse fehlten.*) Als Tr. nach Kiel kam, wo Reinhold seit beinah 30 Jahren (seit 1794) die erste Professur der Philosophie bekleidete, hatte letzterer — 66 Jahre alt — vor Kurzem (1820) seine letzte kleine Schrift unter dem Titel: „Die alte Frage: Was ist Wahrheit?" herausgegeben. Dieselbe war Veranlassung zu dem erwähnten Privatissimum.**) In diesem, das in den Abendstunden in Reinhold's Wohnung Statt fand, offenbarte er seinen jungen Freunden sein innerstes Wesen, dessen treibendes Moment eben in der nie rastenden Frage nach Wahrheit bestand. Er sprach mit der ganzen Wärme seines Herzens, aus der Tiefe seines reichen Gemüths, voll Begeisterung für alles Gute und Edle. Er schilderte die Conflicte seiner Jugendzeit, wie er, im Jesuitenhaus in Wien erzogen, bei der Aufhebung des Ordens tief erschüttert wurde; denn zwei geistliche Gewalten, für welche er beide unbedingte Ehrfurcht empfand, der unfehlbare Papst und die Oberen des Ordens, standen im Kampf, und wie er darauf, berufen im Barnabiten-Kloster Philosophie zu lehren, die Unvereinbarkeit des katholischen Dogma mit der fortschreitenden Wissenschaft immer tiefer fühlte, bis er endlich die Fesseln abwarf. Wenn er dann von seiner begeisterten Wirksamkeit für Kant's Lehre sprach, welche — ein Evangelium der reinen Vernunft — die Religion durch Vereinigung mit der Moral rettet und so alle Conflicte des

*) Wir sind in dieser Charakteristik der Darstellung gefolgt, welche Tr. selbst in seinen Vorlesungen über die Geschichte der neuesten Philosophie zu geben pflegte.

**) Tr. schrieb in sein Exemplar der Schrift im Jahre 1822 die Worte: Ὅ, τι πρὸς γένεσιν οὐσία, τοῦτο πρὸς πίστιν ἀλήθεια. Plato Tim.

Gewissens löst und wenn er daran die Bemühungen mass, die von der Nachkantischen Philosophie gemacht waren, dies Fundament zu ergänzen und immer vollkommener zu gestalten, so erkannten seine Zuhörer, welche verehrungsvoll zu dem „reinen und holden“*) Greise aufblickten, das feste, sittliche Princip, das in allen Wandlungen seiner Ansichten dasselbe geblieben war, und diese Wandlungen selbst nothwendig gemacht hatte. So trat Tr. die Philosophie als Religion der Wissenschaft entgegen; sie ist dies für ihn bis an sein Ende geblieben. Das Resultat, zu welchem Reinhold durch seine Forschungen geführt war, hielt auch er als Wahrheit fest: das Ziel der Philosophie blieb für ihn, das Ideale im Realen fest zu begründen und thatkräftig zu verwirklichen. Die Gespräche mit Reinhold gewannen in seiner Erinnerung noch eine besondere Weihe dadurch, dass kurze Zeit nach Beendigung jenes Privatissimum, am 10. April 1823, Reinhold's Tod erfolgte.**)

Er wandte sich nun im dritten Semester seines Studiums mit grossem Eifer einem andern Philosophen zu, dessen Unterricht einen noch bedeutenderen Einfluss auf seine philosophische Richtung gehabt hat: Johann Erich von Berger. Im Gegensatz zu Reinhold war Berger ein Mann von den umfassendsten positiven Kenntnissen. Er war der Sohn eines dänischen Generals, 1772 geboren, hatte in Kopenhagen Jura studirt, war dann nach abgelegtem Staatsexamen nach Göttingen und von dort nach Kiel gegangen, um seine Studien in der Rechtswissenschaft und in den Staatswissenschaften zu vertiefen, dabei aber von der philosophischen Bewegung der Zeit erfasst worden, so dass er die staatsmännische Laufbahn, zu welcher er sich ursprünglich nach dem Wunsche seines Vaters bestimmt hatte, aufgab, um der reinen Wissenschaft zu leben. Schon in Göttingen (1791) hatten ihn Reinhold's epochemachende „Briefe über die Kantische Philosophie“ mächtig angeregt; in Kiel (1793) erhielt er im Umgange mit dem Professor Trendelenburg, dem bereits erwähnten Grossoheim Adolf Tr.'s, einen neuen Impuls zur Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie. Er ging hierauf zunächst nach Jena, wo er Reinhold noch ein Jahr lang hörte und sich nach dessen Scheiden eng an Fichte anschloss. Nachdem er sich 4 Jahre lang in Fichte's Idealismus vertieft, wurde er durch Schelling's „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ und die sich daran knüpfende Entwickelung der deutschen Philosophie, insbesondere auch durch den Einfluss von Steffens, mit dem er 1798 in Kiel ein Freundschaftsbündniss

*) Vergl. Tr. Kl. Schriften II., S. 215.

**) Er lehrte in dem Semester mit dem gewohnten Fleiss, ohne eine einzige seiner Vorlesungen auszusetzen. Er schloss sie zu der festgesetzten Zeit und starb in den Osterferien. Sein Lebensende trat sanft und schnell, wie er es sich gewünscht hatte, ohne vorhergegangene Krankheit durch einen Lungenschlagfluss ein. Siehe Reinhold's Leben, herausgegeben von Ernst Reinhold, Seite 121.

schloss, dem Studium der Naturwissenschaften zugeführt. Er betrieb dasselbe unter wechselnden äusserlichen Verhältnissen selbständig über ein Decennium (von 1797—1809), während er sich meist in Holstein —eine Zeit lang als Landwirth ansässig — aufhielt. Im Jahre 1809, im Alter von 37 Jahren, begab er sich noch einmal zu Gauss nach Göttingen, um die Astronomie gründlich zu studiren. 5 Jahre später (1814) wurde er als Professor der Astronomie nach Kiel berufen und lehrte daselbst seit 1816 zugleich Philosophie.*) Als Tr. ihn kennen lernte, war er in der vollen Kraft des Mannesalters (46 Jahre alt), mitten in der Abfassung seines Hauptwerkes: „Allgemeine Grundzüge der Wissenschaft", wovon der erste Band: „Analyse des Erkenntnissvermögens" 1817, der zweite: „Zur philosophischen Naturerkenntniss" 1821 erschienen waren, während der dritte: „Anthropologie" 1824, und der vierte: „Praktische Philosophie" 1827 erschienen sind. Tr. hörte bei ihm zuerst im zweiten Semester, also gleichzeitig mit dem erwähnten Privatissimum Reinhold's nur eine öffentliche Vorlesung „über das Princip des Wissens". In derselben stellte Berger die Philosophie „als das gemeinsame Band aller Einzel-Wissenschaften" dar, insofern sie die „Wissenschaft der Principien" ist. Alle Principien der einzelnen Disciplinen soll die Philosophie in ihrem Zusammenhange erkennen, und so schliesslich auf ein Princip zurückführen. Für diese Aufgabe wird der Erforschung der Sprache eine besondere Wichtigkeit beigemessen; denn, wie Reinhold, erklärte Berger die Sprache für ein sinnliches Gegenbild des übersinnlichen Gedankens, das sich nicht willkürlich, sondern gesetzmässig entwickelt und über dessen bildlichen Charakter sich der Geist durch Vergleichung zu dem unbildlichen Begriffe zu erheben hat. Aus der etymologischen Betrachtung des Wortes Princip selbst und der ihm in andern Sprachen entsprechenden Ausdrücke ergiebt sich als Begriff des allem Wissen gemeinsamen Princips das allem zeitlichen Werden zu Grunde Liegende. Es kann nun nach Berger's Ansicht als ein Resultat der ganzen Geschichte des menschlichen Geistes betrachtet werden, dass ein bloss ruhendes oder todtes Substantielles oder Materielles nicht gedacht werden kann. Auch der entschiedenste Materialist ist wenigstens genöthigt, eine ursprüngliche Bewegung anzunehmen; aus dem blossen Dasein der Atome, aus dem blossen Dasein des Chaos hat noch kein Denker etwas zu erklären vermocht — die Bewegung ist anfangslos und die Materie kann sich nicht aus sich bewegen. Die bewegende Kraft entwickelt sich höher im organischen Leben und noch höher im Denken; die Materie selbst, in welcher jene Kraft ursprünglich sich äussert, ist vielleicht nichts anderes als ein Product und eine momentane Erscheinung der Kraft, und es gäbe somit nur ein Stufenreich der physikalischen Kräfte, des Lebens und der Intelligenz. Dem Begriffe der Zeit, welcher in dem

*) Vergl. H. Ratjen: Joh. Erich v. Berger's Leben. Altona. 1835.

der Entwickelung enthalten ist, scheint überall der Begriff der Bewegung zu Grunde zu liegen; die Zeit kann nichts anderes sein, als das innere Moment der Bewegung, während der Raum die äussere Erscheinung derselben ist.*) Da aber die Erkenntniss selbst ein Werdendes ist, selbst als ein Phänomen in den unendlichen Cyclus der Entwickelung des Universums gehört, so kann Sein und Denken nicht absolut gesondert sein. Die grosse Aufgabe der Wissenschaft ist es, den Zusammenhang zwischen dem natürlichen Werden und dem idealen Werden innerlich anzuschauen, das erste Werden der Dinge mit dem höchsten Endziel der Geisterwelt in Gedanken zu verknüpfen. So erkennt man in der gesammten Welt mehr und mehr das Gegenbild des göttlichen Gedankens und nähert sich dadurch beständig der Erkenntniss des der ganzen Entwickelung zu Grunde liegenden Ewigen. Die Wissenschaft muss also die Natur als Grundlage alles weitern Entstehens erforschen und in der Natur sind wieder die mathematischen Formen und Verhältnisse, die selber aus der Bewegung entstehen, die Grundlage; Mathematik und Physik sind durch die reine Bewegungslehre mit einander verbunden, und es ist nach Kant's Ausdruck nur soviel wahre Wissenschaft in der Physik, als Mathematik in ihr ist. Die individuellen Formen der körperlichen Natur, anhebend von dem System der Weltkörper, steigen auf der Erde stufenweise auf bis zum Leibe des Menschen; daher bildet die somatische Anthropologie ein Mittelglied zwischen der Naturwissenschaft und der Wissenschaft vom Selbstbewusstsein, welche Psychologie und Logik in sich begreift. Diese, indem sie das Verhältniss des Geistes zum Körper in unserm eigenen Wesen erfassen und darin die zweckmässige Ordnung erkennen, führen zu der teleologischen Betrachtungsweise der Natur, welche, wenn sie von subjectiver Willkür sich freihält und ohne zu jenen sogenannten Endursachen (den unfruchtbaren Jungfrauen des Baco) eine übereilte Zuflucht zu nehmen, den Endzweck der Natur vielmehr aus ihren wirkenden Ursachen mit Nothwendigkeit hervorgehen lässt, die wahre heissen mag.**) So verklärt sich durch den logischen Blick die ganze Natur; der Geist schaut in ihr das Allgemeine, die ewigen Begriffe, das unveränderliche Gesetz der Dinge, und diese erscheinen ihm, wie Plato es ausgesprochen, als Gegenbild von Urbildern, die im eigenen Geiste schlummerten. Aus dem Selbstbewusstsein geht dann das Bewusstsein unserer Bestimmung und daraus die freie That hervor, deren Betrachtung Gegenstand der praktischen Philosophie ist. Die Geschichte, als das zeitliche Bild der That, des geistigen Lebens überhaupt, muss hier der Forschung zu Grunde gelegt werden, und die höchste Spitze der geschichtlichen Entwicklung ist die Philosophie, die in allen ihren Erkenntnissen geistige That ist. Die praktische Philosophie kann hiernach keine abstracte Formularethik sein, sondern sie

*) Vergl. v. Berger, Allgemeine Grundz. zur Wissenschaft II., S. 53.
**) Vergl. Allgem. Grundz. zur Wissenschaft II., S. 22.

muss die innern Gesetze des menschlichen Handelns in allen seinen Verhältnissen darstellen. Von psychologischen Betrachtungen ausgehend, entwirft sie zuerst ein Bild von der Welt der Gefühle und Triebe, dieser innern Welt der sie erkennenden und ordnenden und dadurch praktischen Vernunft, welche frei ist insofern sie jene untergeordneten Regungen beherrscht, aber dabei selbst immer an ihr eigenes Gesetz, an ihre Bestimmung im Weltall gebunden bleibt. Aus dieser Bestimmung fliessen alle Pflichten und als deren vollkommene Erfüllung alle Tugenden und es entwickelt sich daraus die sittliche Gemeinschaft. Denn sein Wesen erreicht der Mensch nur im Bunde der Menschheit. Dieser beginnt mit äussern Rechtsverhältnissen, welche aus dem sittlichen Bewusstsein hervorgehend, durch Zwang die sinnliche Natur bändigen, bis mehr und mehr in der ganzen Rechtsgemeinschaft das höhere sittliche Bewusstsein erwacht, die Gerechtigkeit aus Ueberzeugung; diese erfüllt und durchdringt dann die strenge Satzung tiefer mit dem sittlichen Geiste der Liebe, der freilich nie ganz darin fehlen soll. So bildet sich die Idee eines höheren Gemeinwesens, welches unter der vorerst schützenden Aegide des wenn auch noch unvollkommenen Völkerrechtes aus seiner Besonderheit zu der Einheit einer allgemeinen Staatenrepublik und eines Friedens auf Erden hinstrebt. Zu diesem höchsten Ziele der Freiheit und Würde leitet der mildere und geistigere Zwang der moralischen Erziehung, die Zaubermacht des Schönen in der Kunst und der Ernst der strengen Wissenschaft. Indem sich so der Geist mehr und mehr auf das Ideale richtet, bildet die Einheit des Idealen, das Göttliche, den Mittelpunkt seines Strebens; der innerste Kern aller Sittlichkeit ist die Religion, und die Religionsphilosophie ist daher die Blüthe der praktischen Philosophie. Wenn die Wissenschaft hiernach theoretisch immer die unendliche Natur betrachtet, entweder unmittelbar oder im Selbstbewusstsein oder als praktische Aufgabe und wenn wieder alles Wissen praktisch aus dem höchsten Lebenszweck hervorgeht, so muss eine innige Verbindung zwischen allen Wissenschaften vorhanden sein; daher ist die Philosophie, welche diese Verbindung herstellen soll, nicht bloss Propädeutik für die einzelnen Wissenszweige, sondern sie muss sie in allen Theilen durchdringen; die Encyklopädie jeder Disciplin kann nur aus dem Ganzen entworfen werden. Daher kann aber auch die Philosophie als Wissenschaft überhaupt nicht eine besondere Methode haben; alles Wissen muss sich durch Induction aus äusserer und innerer Erfahrung aufbauen und durch Deduction von den Principien aus vollenden.

Dies alles sind Gedanken, an welchen Tr. stets festgehalten hat und welche die Keime seiner ganzen spätern Weltanschauung enthalten; nur vertiefte er dieselben dadurch, dass er sie auf ihre eigentliche Quelle, die Philosophie des Alterthums, zurückführte.*)

*) Ueber Berger's System, wie es in den 4 Theilen seines Hauptwerkes dargestellt ist, sagte Tr. in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie:

Auch zu dieser historischen Betrachtungsweise wurde er durch Berger ganz vorzüglich angeregt. Er hörte bei demselben im Sommer 1823 eine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie im Mittelalter und in der Neuzeit bis Leibnitz (einschliesslich). Berger erörterte in der Einleitung zu diesem Colleg: „Begriff und Methode der Geschichte der Philosophie." Als Geschichte stelle sie eine gesetzmässige Entwickelung in Zeit und Raum dar; sie kann also nicht durch Speculation construirt werden, sondern man muss aus den Thatsachen die Gesetze erschliessen, wie bei aller Geschichte durch Hermeneutik und Kritik und mit strenger Erforschung der an die Zeit gebundenen Causalität. Da die Philosophie das gemeinsame Band der Wissenschaft ist, hängt ihre Geschichte von der Entwickelung der einzelnen Disciplinen und wie diese von der Gesammtentwickelung der Völker und der Menschheit ab. Sie ist daher durch vielfache Irrthümer hindurch in einem unendlichen Fortschritt begriffen, sei derselbe nun intensiv oder, wie durch die Philosophie des Mittelalters, extensiv. Natürlich hielt Berger die Form des Systems für die der Philosophie allein adäquate. Er pflegte die Worte Herbart's, mit welchem er eine auf der Universität Freundschaft geschlossen, anzuführen: „Man muss ein System haben, wie man ein Haus hat." Aber ein letztes absolutes System erklärte er für unmöglich. Es lassen sich in der Geschichte der Philosophie allerdings gewisse bleibende Grundrichtungen unterscheiden. Diese differiren vorzüglich nach dem Verhältniss, in welchem sie das Geistige zum Materiellen auffassen und zerfallen so in eine materialistische und spiritualistische Richtung, zwischen welchen mannichfache Vermittelungen versucht werden. Damit hängen die charakteristischen Gegensätze der Erkenntnisstheorie, der Methode und des Ueberzeugungsgrades zusammen, nach welchen sich jene Hauptunterschiede weiter differenziren. Wenn aber auch die Hauptgegensätze, was noch nicht geschehen, durch den Fortschritt der Wissenschaft ausgeglichen würden, so würden auf dem gemeinsamen Boden doch wieder neue Differenzen entstehen. Die Wissenschaft hat, vermöge ihres unendlichen Gegenstandes eine unendliche Entwickelung. Als den richtigen Weg die Philosophie fortzubilden bezeichnete Berger den historischen, wonach man auf streng geschichtliche Weise den Stand der philosophischen Forschung ermittelt und auf Grund dieser Erkenntniss die Lösung der Probleme weiterzuführen sucht.

Diese Idee entsprach ganz der kritischen und exacten Forschungsweise, zu welcher Tr. bereits auf der Schule angeleitet war und der Achtung vor der Macht der Geschichte, welche er auf der Universität besonders durch den Unterricht Dahlmann's gewann. Er hörte bei diesem gleich im ersten Semester „deutsche

„Es ist weniger scharf und geschlossen und ausschliessend, als mild und rein und schön, der Ausdruck eines harmonischen Geistes in Form und Inhalt; es durchbrach zuerst den construirenden Standpunkt durch die einleitende Analyse des Bewusstseins."

Geschichte“ und „Geschichte der griechischen Colonien“, im zweiten über „Historiographie der Griechen“, im dritten „Geschichte des europäischen Staatensystems“ und über „Herodot's Leben und Schriften“. Wie in seinem 1822 erschienenen ersten grösseren Werke „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“, verstand Dahlmann auch in seinen Collegien durch die „Verflechtung des Alten und Entlegenen mit dem Gegenwärtigen und Unmittelbaren“ der Geschichte eine lebendige Wirksamkeit zu verleihen. (Vgl. Springer, Friedr. Christ. Dahlmann I. Bd. 1870. S. 189.) Seine Stärke bestand insbesondere darin, „den politischen Kern aus der historischen Hülse herauszuschälen“ (Springer S. 74). In der Einleitung zu dem Colleg über das europäische Staatensystem sprach er es offen aus, dass er nicht allein Geschichte vortragen, sondern auch Politik lehren wolle (Spr. 73). In der deutschen Geschichte, die er bis zur Gegenwart fortführte, entwickelte er die Ziele unserer Zeit aus den historischen Bedingungen, zeigte, wie auf gegebenem Boden alte Rechte in neue Formen umzugiessen seien. Dies wirkte um so mächtiger, als er die „Verbindung des Wissens mit der Gesinnung und mit dem Sinne für's Leben“, die er vom Historiker forderte (Spr. 72), selbst durch die That bewährte. Durch seine Waterloo-Rede (1815) hatte er wegen seines deutschen Patriotismus die Gnade seines Landesherrn, des Königs von Dänemark, verscherzt (Spr. 83), aber die Sympathie aller deutschgesinnten Schleswig-Holsteiner erworben; 5 Jahre später hatte er in einer andern akademischen Rede gewagt, gegen die schmachvollen Karlsbader Beschlüsse, welche die Ueberwachung der Universitäten und die Unterdrückung der Presse verordneten, energisch zu protestiren. Als Secretär der schleswig-holsteinischen Stände führte er den Kampf derselben für die deutsche Verfassung der Herzogthümer gegen die dänische Krone; als Tr. die Universität bezog, verfasste er gerade die berühmte Beschwerdeschrift an den deutschen Bundestag (Spr. 157), welche 1824 abgewiesen wurde. „Politische Reformation“ in ächt deutschem, historischem Sinne war sein Ziel bei allen diesen Bestrebungen. Er hatte sein politisches Glaubensbekenntniss schon 1815 in den von ihm mitredigirten Kieler Blättern (Heft 1 u. 2) ausgesprochen in dem Aufsatze: „Ein Wort über Verfassung“, und in ähnlichem Sinne hielt er seine Vorlesungen über das europäische Staatensystem. Mit beredten Worten tand er für das Recht der Monarchie ein; mit der Kraft, welche ur eine unerschütterlich begründete Ueberzeugung verleiht, hielt r an dem Glauben fest, dass das neuere Europa nur monarchisch egiert werden kann; aber eben weil er so treu und gut monrchisch gesinnt war, betonte er auch mit der grössten Entschieenheit die verfassungsmässigen Rechte des Volkes. „Eine heilige ache,“ sagt er in dem genannten Aufsatz, „ist der Staat. Wohl at die Schrift Recht, wenn sie Könige und Obrigkeiten von Gott ngesetzt denkt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk ; selber ist ... Um dem Volke sein Recht zu thun, muss man

nothwendig seine Stimme vernehmen, nicht das wüste Geschrei der Menge, die unwissend jedem nächsten Vortheil nachrennt, sondern seine Sprache, worin Vernunft und Eigenthümlichkeit sich ausbilden. Den bessern Theil zum Sprechen zu bringen, ist die Kunst der Verfassungen." (S. 90.) Und der Ruf nach Wiederherstellung des Verfassungsrechts enthielt keine willkürliche Neuerung. Nur die im 18. Jahrhundert unterbrochene Entwickelung des Ständewesens soll fortgesetzt werden. „Im Streite haben sich die Hauptgruppen unseres gesellschaftlichen Zustandes durch Jahrhunderte gebildet und sehr allmählich ist jeder Stand dahin gekommen, dass er die andern wenigstens für etwas gelten lässt, dass sich die verschiedenen Stände durch ein gewisses Gefühl allgemeiner Menschlichkeit mit einander ausgeglichen haben . . . Die Aufgabe aus den durch den Gang der Zeiten frei entwickelten Gruppen eine kräftige Volksvertretung zu bilden, keine aus der Luft gegriffene, sondern eine, die auf historischem Grunde ruhet, das Nacheinander der Geschichte zu einem Nebeneinander gestaltet, die jeden Stand wie einen köstlichen Edelstein reinigte von dem Wuste der Jahrhunderte, ihm seine rechte Folie gäb' und dann mit den übrigen zu einem schönen gemeinsamen Lichte vereinigte, hat das 18. Jahrhundert lösen sollen, sie aber träge zurückgeschoben." (Spr. 92.) An die unterbrochene Entwicklung will also Dahlmann anknüpfen und die englische Verfassung erscheint ihm als Muster: an der Spitze ein König, der nicht alles thun kann was sich etwa wollen liesse, der aber nicht genöthigt ist, irgend etwas zu thun, was er nicht will, beschränkt durch eine Repräsentation in zwei Häusern, worin die erhaltenden und verbessernden Kräfte sich das Gleichgewicht halten. Dies ist das Ideal Dahlmann's in seiner späteren politischen Wirksamkeit geblieben und es blieb zugleich das politische Ideal Tr.'s. In Bezug auf die Philosophie übte Dahlmann in Privatgesprächen eine directe Wirkung auf Tr. Seiner ethischen Natur sagte Kant's strenge Ethik besonders zu, und nicht gern liess er ein Jahr vergehen ohne eine und die andere Schrift Kant's von Neuem zu studiren. Die Kantische Ansicht suchte er zu vertiefen; mit der herrschenden Schulphilosophie konnte er sich dagegen nicht befreunden, welche von ihrem Auftreten erst das Reich der Wahrheit rechnete und den Wahn nährte, „dass ein Einzelner auf eigene Hand zusammentragen kann, was doch selbst die vereinigten Kräfte der Menschheit nur unvollkommen zu vollenden vermögen." (Spr. 55.) Auch hier ging er auf die geschichtliche Entwickelung zurück, auf die Wurzeln derselben im Alterthum: besonders liebte er Plato, in den ihn Friedr. Aug. Wolf und Schleiermacher eingeweiht hatten (Spr. 29, 231). So wurde Tr. auch von dieser Seite nachdrücklich auf ein historisches Studium der Philosophie hingewiesen. Da er gewohnt war, Alles auf das Gründlichste zu betreiben, beschloss er, die Geschichte der alten Philosophie aus den Quellen zu studiren und las deshalb eifrig in

Plato und Aristotéles. Diese fesselten ihn noch mehr, als er durch Berger die Philosophie des Mittelalters kennen lernte. Er sah die beiden Heroen der alten Philosophie ein Jahrtausend lang die Geister beherrschen, was einen gewaltigen, bleibenden Eindruck auf ihn machte; die vielfachen Missverständnisse, denen ihre Lehren unterlegen waren, wiesen immer von Neuem auf die reine Quelle zurück, deren Tiefe und Klarheit ihm um so wunderbarer erscheinen musste. Von neuern Philosophen studirte er privatim besonders Fichte und einiges von Leibnitz in der Raspe'schen Sammlung. Besonders interessirte ihn von Leibnitz der *dialogus de connexione inter res et verba*, worin er Analogien mit Reinhold's Ansichten fand, und was Raspe von Leibnitzens Entwurf zu einer allgemeinen Charakteristik mittheilt. Auch in das Naturrecht wollte er tiefer eindringen. Hierbei gerieth er auf Schriften, die ihn auch hier wieder auf den historischen Weg der Forschung leiteten. Einen tiefen Eindruck machte in dieser Beziehung auf ihn Savigny's Schrift: Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Er schrieb nach der Lectüre derselben (*Juli* 1823): „Ich kam mit Ideen vom Naturrecht zu der Schrift, die bloss auf allgemeinen abstracten Philosophumenen beruhten; ich habe mehr Achtung für das Positive bekommen, für die historische Entwickelung. Ich verdamme freilich das Nothwendigkeitsprincip in der Geschichte, aus der diese Ansicht geflossen zu sein scheint. Die entgegengesetzte Ansicht von dem Allgemeinen, das alle Menschen haben, von dem darauf beruhenden Recht u. s. w. leuchtet mir zu klar ein, so dass ich von zwei Extremen getrieben, die mir beide Wahrheit zu enthalten scheinen, den Mittelweg suchen möchte. — Besonders erhebend war für mich die Schrift durch die mittelbare Folgerung aus derselben. Höher stieg mir die historische Seite alles Wissens, namentlich auch der Sprache."

Bei so intensiven philosophischen Studien mussten die theologischen mehr und mehr zurücktreten; er beschloss bald, dieselben überhaupt nur so weit zu betreiben, als sie mit der Philologie in Verbindung stehen und ihm als Vorbereitung für den Beruf des Lehrers nothwendig schienen. Er hatte im ersten Semester bei Twesten, der damals in Kiel Professor der Theologie und Philosophie war, eine Vorlesung über das Evangel. Johannis und eine andere über die Beweisstellen der Dogmatik gehört, im zweiten Semester bei Eckermann, dem Senior der Universität, einem ehrwürdigen Vertreter der rationalistischen Richtung, eine Erklärung der Genesis und der Briefe Pauli. Im dritten wurde er von Twesten privatissime in der Exegese mit Zugrundelegung des Galaterbriefes unterwiesen, über welchen er auch eine exegetische Abhandlung schrieb. Zugleich hörte er aber bei demselben ein Colleg über Religionsphilosophie; dasselbe fesselte ihn sehr, und veranlasste ihn zu eigenen Reflexionen, die sich in den Papieren aus jener Zeit verzeichnet finden. Twesten trug im Winter 1822—23

[illegible]tische Logik vor; dies Colleg besuchte Tr. nicht, er meinte, er habe die formale Logik gründlich genug auf der Schule getrieben; [illegible] von ihm später sehr geschätzte [illegible] Twestens*); die Logik, insbesondere die Analytik erschien erst 1825. Zur Erweiterung seiner encyclopädischen Bildung studirte er [illegible] unter Reinholds Leitung reine Mathematik, unter Pfaff Physik und Astronomie und hörte im 4. Semester bei Berger neben der Vorlesung über Geschichte der Philosophie ein Colleg über das Weltsystem, worin die Elemente der mathematischen und physischen Astronomie vorgetragen wurden. Das letztere Colleg enthielt weiter besonders fruchtbare philosophische Anregungen. Denn in der Einleitung wurde die Idee der Natur im Allgemeinen und der gesammten Naturwissenschaft erörtert. Dabei betonte Berger weiter besonders, dass zwischen der äusseren Natur und der Natur der Seele, welche eine in sich [illegible] und sich aus sich [illegible] sei, ein Zusammenhang, ein Band sein müsse; die unorganische Welt sei durch ein grosses merkwürdiges Phänomen der organischen und geistigen nahe gerückt, durch das Phänomen der Bewegung, welche anfangslos und ursprünglich sei. Am Schluss der ganzen exact-positiven Darstellung unseres Sonnensystems in seinem Verhältniss zu den übrigen Weltkörpern ergab sich von Neuem als Resultat diese „grosse Thatsache der ursprünglichen Bewegung, welche — der Ausdruck der ursprünglichsten Thätigkeit — das Materielle und Geistige, wenn auch auf eine für uns noch geheimnissvolle Weise verbindet."

Sein eigentliches Berufsstudium betrieb Tr. von Anfang an mit grossem Eifer: die Philologie; sein Lehrer war hier hauptsächlich [illegible], der im Jahre 18[illegible] auf Grund seines sich an Niebuhrs Forschungen anschliessenden Erstlingswerkes „Ältere Geschichte des römischen Staates" nach Kiel berufen war und bei welchem Tr. im ersten Semester römische Antiquitäten, im zweiten eine Interpretation Horazens, im dritten Vorlesungen über die Politik der Griechen, insbesondere Plato's hörte. Ausserdem hörte er unter F. K. Schultz** lateinische Stilistik und hörte Nassers Vorlesungen über die Geschichte der alten Kunst***, und bei dem Prof. der Jurisprudenz Cramer eine Erklärung ausgewählter Capitel des Gellius, in welchen das alte römische Recht erwähnt wird. Auf die Philosophie führte ihn auch in der Philologie wieder eine Vorlesung Twestens „über philosophische Grammatik" (Sommer 18[illegible]) zurück. Ein Zeugniss für die Gründlichkeit, womit Tr. die philologischen Studien betrieb, bildet eine von ihm am Schluss des 2. Semesters eingereichte Preisschrift über die Sprachlehrer[illegible]

* Siehe Trendel.: „Logische Untersuchungen" Seite [illegible], Anmerkung [illegible].

** F. K. Schultz war bis zu seinem Tod ausserordentlicher Professor. Er hatte 1799 eine Uebersetzung des Mark Aurel und später 1802 den Text mit Commentar herausgegeben.

*** Hieran schloss sich ein anderes Colleg von Nasser über die Geschichte der Malerei.

des Plautus.*) Es besteht in Kiel eine Stiftung für humanistische Studien unter dem Namen *stipendium Schassianum***). Aus dieser werden jährlich mehrere Aufgaben zur Auswahl gestellt. Trendelenburg wählte das erwähnte Thema, wie er in der Einleitung erklärt, deshalb, weil er in die Geschichte der Sprache überhaupt tiefer einzudringen wünschte. Wer den Ursprung der Sprache durchschauen könnte, sagt er, der würde darin die Elemente der Psychologie und Logik entdecken. Der Fortschritt der Sprache spiegele den Fortschritt der Erkenntniss, die Geschichte der einzelnen Sprachen die geistige Entwickelung der Völker wieder. Die Sprachgeschichte müsse nun mit den alten Sprachen beginnen, deren Entwickelung abgeschlossen sei; auch könnten diese Sprachen selbst nur auf historische Weise erforscht werden. Darum will er durch Erforschung der Plautinischen Sprache, die er mit der in Fragmenten erhaltenen älteren vergleicht, ein helleres Licht über die Anfänge des Latein zu erhalten suchen. Die Arbeit liegt uns im Manuscript vor (109 Folioseiten); sie wurde nach dem Statut der Stiftung nicht gedruckt. Tr. hatte sie zu Anfang des Sommersemesters 1823 eingereicht und erhielt am Schluss desselben, wo er im Begriff stand, Kiel zu verlassen, das Stipendium im Betrage von 120 Thalern. (Vergl. Archiv f. Staats- u. Kirchengesch. Schlesw.-Holst. u. Lauenb. V. 1843, S. 572 unten.) Schon im zweiten Semester hatte sein Fleiss eine besondere Anerkennung dadurch gefunden, dass ihn der akademische Senat als Ehrenmitglied in das philologische Seminar aufnahm; vorher musste er allerdings das dänische Indigenat erwerben, welches ihm mit Rücksicht darauf, dass sein Vater, obwohl oldenburgischer Unterthan, doch seit 31 Jahren dänischer Postcommissar war, auf Verwendung des akadem. Senats ertheilt wurde. In dem Seminar liess Wachsmuth im Sommer 1823 Aristoteles Politik interpretiren und so wurde er auch hier von Neuem in der eingeschlagenen Geistesrichtung befestigt.

Für seine Privatstudien in den griechischen Philosophen fand er eine anregende Unterstützung durch die Theilnahme eines Mitstudirenden, der jetzt an der Kieler Universität als berühmter Meister der philologischen Wissenschaft wirkt: Peter Wilhelm Forchhammer. Tr. schloss mit ihm schon im ersten Semester einen innigen Freundschaftsbund, sie hörten alle Collegien gemeinsam und waren Contubernalen; aus der damals begonnenen gemeinsamen Beschäftigung mit Aristoteles hat auch Forchhammer für Lebenszeit eine Vorliebe für den grossen griechischen Philosophen bewahrt***). Zu seinen näheren Universitätsfreunden gehör-

*) *De Plauto, latinae linguae nova vocabulorum compositione et derivatione peregrinarumque vocum hospitio amplificandae praecipuo auctore.*

**) „Sam. Schass, ein jüngerer Freund Marq. Gudes, legirte (1675) zum stetswährenden *Stipendio studiosorum optimarum litterarum* 10,000 fl. für die Universität Kiel, welches der Hofrath Gude *ad bonarum artium incrementum* breiter einrichten sollte. Es trat in Wirksamkeit 1706."

***) Forchhammer schrieb: *De ratione quam Aristoteles in disponendis libris de animalibus secutus sit.* 1846. *De Aristotelis arte poëtica ex Platone illustranda*

ten ausserdem Thomsen, jetzt Professor der Theologie in Kiel, Lucht, der jetzige Director des Altonaer Gymnasiums und Christian Petersen, gestorben als Professor am Hamburger akademischen Gymnasium. Ferner verkehrte er viel mit den beiden Söhnen des deutschen Predigers Küper in London, von denen der eine Theologie, der andere Jurisprudenz studirte und mit einem anderen jungen Juristen, der von dem Vater derselben in London erzogen war, dem Sohne des Rittergutsbesitzers, früheren ostindischen Kaufmanns Eckard in Holstein. Er sprach mit den drei jungen Leuten meist in englischer Sprache, die jenen so geläufig wie das Deutsche war. Eifrig betheiligte er sich auch an der in Kiel damals allein bestehenden burschenschaftlichen, d. h. entschieden deutschen Verbindung. Es gehörte zu derselben die Mehrzahl der Studentenschaft, unter welcher wie unter den Docenten eine schöne, friedliche Einigkeit herrschte. Mehrere seiner Lehrer gestatteten Tr. in freundlicher Weise Zutrittt zu ihrem Familienleben. So verlebte er besonders mit Forchhammer schöne Abende in dem Hause v. Berger's. Sie unterhielten sich dann mit ihm und seiner anmuthigen und hochgebildeten Gemahlin meist über Fragen, die durch die Vorlesungen angeregt waren. Berger und seine Gattin hatten noch die Reimarus'schen Kreise*) und jene einst berühmten, jetzt vergessenen Kreise des Reventlow'schen Gutes Emckendorf gekannt und schöpften überhaupt aus einem Schatz reicher Lebensanschauung. Die Philosophie Bergers hat auf Trendelenburg besonders durch diese Belebung im persönlichen Umgang so nachhaltig gewirkt; denn sie offenbarte sich ihm dadurch als überzeugungstreuer Ausdruck der edelsten Persönlichkeit; er lernte sie als reife Frucht eines unermüdlichen besonnenen Strebens und doch zugleich als intuitive That eines künstlerisch schaffenden und nach dem höchsten sittlichen Ideal ringenden Geistes verstehen. In gleicher Weise erschloss Dahlmann, sonst „karg an Worten und jeder äusseren Bezeigung“ seinem jungen Freunde im persönlichen Umgange die ganze Tiefe seiner Persönlichkeit. Sein Vater war einst Studiengenosse und engverbundener Freund des Kieler Professors Tr. gewesen (Spr. 4, 9, 15.); wahrscheinlich erleichterte schon der Name dem talentvollen und begeisterten Zuhörer die persönliche Annäherung; er fand auch bei der einfachen, tiefen und theilnehmenden Frau Dahlmanns die freundlichste Aufnahme. Keinen Menschen hat Tr. höher geachtet und inniger verehrt als Dahlmann; er hatte ihn im häuslichen Leben, wie in der Wissenschaft und Politik als einen Mann aus einem Guss kennen gelernt; sein Bild stand stets vor ihm als das eines ächten deutschen Mannes. Mannichfache geistige Anregung fand Tr. in der verwandten Familie des Landsyndikus

1847. Aristoteles und die exoterischen Reden 1864 (Trendelenburg gewidmet). Auch das 1849 herausgegebene „Demokraten-Büchlein“ ist ganz auf Aristotelische Gedanken gegründet.

*) S. Ratjen, Berger's Leben, S. 20.

Jahn, welcher eine Tochter des Professors Tr. zur Gattin hatte. Hier lebte ein reger Sinn für Kunst, besonders für Musik und es waltete in dem Hause eine heitere durch weibliche Anmuth verschönte Geselligkeit*). Trendelenburg machte hier die Bekanntschaft des jungen August Baggesen. Dieser, ein Sohn des berühmten Dichters, war damals dänischer Lieutenant und hatte sich nach Kiel commandiren lassen, um die wissenschaftlichen Anregungen der Universität zu benutzen, besonders aber um Reinhold, dem innigen Freunde seines Vaters, nahe zu sein. Er schloss sich an letzteren mit glühender Verehrung an und dieselbe stieg noch, seitdem er von Reinhold, der Meister vom Stuhl in der Kieler Freimaurer-Loge war, in diese aufgenommen wurde. Die gemeinsame Liebe zu dem verehrten Lehrer verband ihn zuerst mit Tr. Auf diesen übte der hochstrebende enthusiastische Geist und das weiche Gemüth Baggesens bald eine grosse Anziehungskraft aus, während Baggesen von Tr.'s überlegener Klarheit und männlicher Besonnenheit angezogen wurde. So befestigte sich ein bleibendes herzliches Freundschaftsverhältniss zwischen beiden. Durch Baggesen trat Tr. dem Freimaurerthum näher, besonders auch durch eine kleine Schrift, die B. nach Reinholds Tode herausgab unter dem Titel „Reinholds Todtenfeier. Den 15. April 1823. Ein maurerisches Denkmal. 1824." Doch widerstrebte es Tr.'s Natur, dem Orden beizutreten, obgleich er die Bestrebungen desselben immer schätzte; er mochte sich in nichts einlassen, was er nicht übersehen konnte, und hatte eine Abneigung gegen alles Mysteriöse.

Der Aufenthalt in Kiel vereinigte alle Reize, welche das Leben in kleinen deutschen Universitätsstädten zu bieten vermag. Besonders belebend waren die Ausflüge der akademischen Jugend in die schöne Umgegend. Einmal (October 1822) besuchte Tr. auch mit seinem Freunde Forchhammer Kopenhagen, wohin ein Dampfschiff von Kiel aus ging. Die Freunde brachten dort einige Wochen zu; sie wohnten bei Forchh.'s Bruder, dem Professor der Chemie und Mineralogie an der Kopenhagener Universität, und wurden durch ihn unter anderen bei dem Physiker Oersted, dem Bischof Münter, dem Zoologen Reinhardt, dem Philologen Petersen und dem Director der Sammlung nordischer Alterthümer Thomsen eingeführt. Ausserdem beschäftigten sie neben den werthvollen Sammlungen mehrfache reizende Ausfahrten bis nach Helsingör. In allen Ferien wanderte Tr. in die nahe Heimat; hier wurde alles Erlebte und Erlernte im trauten Kreise der Seinigen und der Freunde durchgesprochen; hier fand er den besten Rath

*) Die Freundschaft und Liebe, die ihm in diesem gastlichen Hause zu Theil wurde, setzte sich später zwischen ihm und dem Sohne des Stadtsyndikus, dem nachmals so berühmten Archäologen und Philologen Otto Jahn, fort, als dieser (geboren 1813) seit 1833 in Berlin studirte, wo Tr. damals soeben als Professor angestellt war. Otto Jahn war ein eifriger Zuhörer in seinen ersten Vorlesungen und blieb bis an seinen zu frühen Tod auf das Innigste mit Tr. verbunden.

für sein weiteres Fortschreiten. Sein Patriotismus wurde immer neu gestärkt durch den Umgang mit Riemann, an dessen zahlreichen Turnfahrten er sich stets mit Eifer betheiligte.

2. Leipzig. Michaelis 1823 — Michaelis 1824. Im 3. Semester gelangte Trendelenburg zu der von dem Rector und Riemann getheilten Ueberzeugung, dass ein weiteres Studium in Kiel nicht rathsam sei, weil dort die griechische Philologie zu schwach vertreten war. Es zog ihn nach Leipzig, wo Gottfried Hermann, „der erste Grieche seiner Zeit" lehrte und wo ausserdem der trotz seiner Jugend bereits viel genannte Spohn auch die lateinische Philologie neben der griechischen gründlich vertrat.*) Ungern sahen ihn seine Lehrer in Kiel scheiden. Dahlmann schrieb damals in das Zeugniss über den Besuch seiner Collegien: „In der anerkannt tüchtigen Richtung und dem regen Eifer, die ihn auszeichnen, liegt eine grosse Bürgschaft, dass er sein Ziel in Wissenschaft und Leben rühmlich erreichen werde. Meine freundschaftlichen Wünsche begleiten ihn." Auf der Reise sprach er in Lübeck bei seinem Oheim vor und berieth mit ihm noch einmal den künftigen Gang seiner Studien. Er wollte sich jetzt ganz auf die Philologie concentriren und darin zuerst in Leipzig eine gründliche grammatische Schule durchmachen, um dann später in Berlin oder Bonn mehr die historische Seite der Wissenschaft zu erforschen. Von Lübeck machte er die Reise bis Celle mit der Post, von dort fast ganz zu Fuss über Braunschweig, Eisenach, Gotha, Weimar, Jena und Dresden, indem er dabei mit entzückten Blicken einen Theil des Harzes, Thüringen und die sächsische Schweiz durchwanderte. Gern machte er einen Umweg, um Schnepfenthal kennen zu lernen; denn alles Pädagogische interessirte ihn. In Gotha suchte er Professor Encke auf, der damals Director der dortigen Sternwarte war**); derselbe erläuterte ihm durch Demonstrationen am Sternenhimmel, was ihm in dem eben gehörten astronomischen Colleg Bergers nicht ganz klar geworden war; ferner lernte er in Göttingen die Philologen Döring, Jacob und Rost kennen. In Jena machte ihn der eben dorthin als Professor der Philosophie berufene Sohn Reinhold's (Ernst R.) mit dem Historiker Luden und dem Philosophen Fries bekannt. Ende October langte er in Leipzig an.

Das Leben stach hier sehr unvortheilhaft ab gegen die angenehmen Verhältnisse, in welchen er bisher in Kiel gelebt hatte. Er vermisste die Gastfreundlichkeit und den seelenvollen Umgang des Jahn'schen Hauses; er fand keine Studiengenossen, an die er sich enger anschliessen konnte. Ein Surrogat bot ihm nur der

*) Trendel. kannte Spohn's Arbeiten über Tibull (*de Tibulli vita et carminibus*. Leipzig 1819) und über Theocrit (*Lectiones Theocriteae*. Leipzig 1822 u. 23), ferner seine Ausgabe von dem Panegyricus des Isokrates und seine Dissertationen über das Ende der Odyssee. Besonders reizte ihn auch der Ruf, den Spohn durch seine ägyptologischen Studien erlangt hatte.

**) Der Eutiner Pastor, welcher Tr. eingesegnet, war ein Bruder, nicht wie oben aus Versehen gesagt ist, der Vater des Astronomen.

Verkehr in der Burschenschaft, der aber durch das Misstrauen der Regierung sehr beengt wurde. Die Professoren waren theils zu beschäftigt, theils lebten sie zu abgeschlossen, als dass er ihnen persönlich hätte näher treten können. Nur einer, der geniale Spohn, machte eine Ausnahme. Trendelenb. hörte bei ihm ein Colleg über Horaz' *Sermones*, worin er die Abfassungszeit dieser Gedichte sehr scharfsinnig zu bestimmen suchte; ausserdem trat er der von ihm geleiteten kritischen Societät bei. Hier zeichnete Spohn ihn bald aus; er lud ihn zu sich und stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung. Allein das kaum begonnene schöne Verhältniss wurde nach 3 Monaten durch den Tod Spohn's aufgelöst; er starb im Alter von 32 Jahren. Tr. fühlte sich nun ganz vereinsamt. Die philologischen Vorlesungen, deren er gleich eine grosse Anzahl angenommen, befriedigten ihn nicht so, wie er erwartet hatte. Zwar Gottfr. Hermann, bei welchem er ein Colleg über Metrik und die Erklärung des Oedipus Coloneus hörte, und in dessen griechische Gesellschaft er aufgenommen wurde, flösste ihm Bewunderung ein. Er las für Tr.'s Eifer zu wenig, so dass er Hefte von früheren Collegien desselben privatim studirte, eines über griechische Grammatik sogar abschrieb. Die Art, wie Hermann die Grammatik logisch und psychologisch erklärte, indem er die Regel aus der Logik, die Ausnahmen aus psychologischen Gründen ableitete, fesselte ihn ganz vorzüglich; seine sehr detaillirte Lehre von den Partikeln, in welcher er früher nur Spitzfindigkeiten gesehen, erschien ihm jetzt eben so wahr als scharfsinnig. Die bündige Kantische Lehrmethode Hermann's sagte ihm besonders zu, weil sie mit der des Rectors König ausserordentlich übereinstimmte. Aber Hermann war es auch allein, der ihn nach Spohn's Tode in Leipzig zurückhielt. Beck's Vorlesungen über deutsche Geschichte fand er schaal gegen das, was er bei Dahlmann gehört hatte; Beck war Büchercensor und ein sehr vorsichtiger Mann, welcher nur den Papst anzugreifen wagte, weil dies ungefährlich war. Die lateinische Philologie war durch Spohn's Tod verwaist, er hörte bei Beier, der auch sehr wenig las, lateinische Syntax; nur ein Colleg in lateinischer Sprache konnte er ausser Hermann's Vorlesungen auffinden, nämlich das des Juristen Otto über das 12-Tafel-Gesetz; es war aber dem Inhalte nach nicht sehr bedeutend. Um sein Hebräisch nicht zu vergessen, nahm er ein Colleg über Hiob bei Rosenmüller an, fand jedoch, dass dieser wohl ein grosser Gelehrter, aber kein Lehrer war. Ueberhaupt kam ihm die grammatische Philologie, wie sie in Leipzig getrieben wurde, oft so kleinlich vor, dass sie ihm fast verleidet worden wäre. Er hielt nur daran fest, weil er sie in stiller einsamer Thätigkeit mit einem höheren Zwecke, der historischen Ergründung der Philosophie, in Verbindung gesetzt hatte. Diese Privatthätigkeit, der er sich in der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit seines Leipziger Aufenthaltes ganz hingeben konnte, wurde von nun an das eigentliche Heiligthum seines Studiums.

Zwar war er — wie er am Schluss des ersten Leipziger Semesters an seinen Freund Baggesen schrieb — über sein wissenschaftliches Ziel noch nicht ganz mit sich einig. „Oft macht es mich trübe," sagt er in jenem Schreiben, „wenn ich bedenke, wie einseitig die Bildung des Gelehrten ist. Man klaubt und klaubt, aber das Handeln, in dem sich der Kern des inneren Menschen bewährt, bleibt vor der Thür, als gehörte es nicht mit dazu." Allein wie sich auch sein Lebensberuf gestalten mochte, die philosophische Forschung, das stand bei ihm fest, konnte er nie wieder aufgeben. Ob er etwas litterarisch dabei hervorbringe, erschien ihm als Nebensache. „Im Forschen selbst liegt der Reiz, liegt der Gewinn," sagt er in Bezug hierauf. „Nur das Neue, das man umsichtig und vorsichtig findet, soll ans Licht der Welt gefördert werden. Ich las neulich in meinem Plato: ein Leben ohne Forschung ist kein Leben." Und für seine Forschung wollte er Schillers Wort zur Richtschnur nehmen: „Sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die grösste Kraft."*) Die Erkenntniss des Platonismus sollte der Punkt sein, in welchem er den Ertrag aller seiner Studien sammeln wollte. Und je energischer er dies ausführte, desto mehr stieg auch seine innere Befriedigung. „Seit ich in meinem Treiben," so fährt er in dem erwähnten Briefe fort, „mit sicherm Schritte einen engern und bestimmtern Gang verfolge, seit ich mir gleichsam meine eigene Hütte baue und in ihr froher wie einwohne, als damals, wo ich fremde Paläste angaffte, seit dieser Zeit fühle ich selbst den Gewinn." Er hatte beschlossen, die ganzen Plato methodisch durchzustudiren und danach zum Aristoteles überzugehn. Bei der Lectüre des Plato, die er jetzt wie von vorn anfing, ging er streng philologisch zu Werke; so benutzte er auch die mit Anmerkungen versehene Ausgabe des Philebus von Stallbaum (1820) und dessen kritische Textausgabe des Plato, wovon 6 Bände erschienen waren. Der Philebus blieb von diesen ersten Studien her sein Lieblingsdialog. Es gelang ihm nun zu seiner Freude, die nähere Bekanntschaft Stallbaums (damals Lehrer an der Thomasschule) zu machen, welche für seine Platonischen Studien sehr fördernd wurde. Daneben suchte er in die von Berger begonnene Naturphilosophie weiter einzudringen; er las deshalb die eben erschienene „Mathematische Naturphilosophie" (1822) von Fries, der ihm persönlich grosses Interesse eingeflösst hatte. Die besonnene Betrachtungsweise des Buches sagte ihm gegenüber den naturphilosophischen Phantasien der Zeit besonders zu; zugleich wollte er dadurch seine mathematischen Kenntnisse frisch erhalten.

So kamen die Osterferien 1824 heran; Trendelenb. sollte sie

*) Dies war von jener Zeit an eine seiner Lieblingssentenzen, gleichsam das Motto seines Lebens. Er kam später in seinen Vorlesungen gern darauf zurück; in einer Rectoratsrede (Kl. Schr. II, S. 231) stellt er sie mit einer anderen ergänzenden Weisung von Göthe zusammen: „Willst Du ins Unendliche schreiten, geh' nur im Endlichen nach allen Seiten."

selben diesmal nach dem Wunsche seines Vaters nicht im elterlichen Hause, sondern in Dresden zubringen. Er war dort vom 12. April bis 17. Mai. Hier riss er sich zum ersten Mal ganz aus der gewohnten strengen Thätigkeit heraus; er schwelgte in den Kunstgenüssen, welche Dresden bot, und seine Freude wurde dadurch erhöht, dass sein Freund Forchhammer sie theilte, welcher acht Tage nach seiner Ankunft von Kiel aus zu ihm stiess. Die Freunde fanden einen kundigen Führer an Tr.'s Vetter, Theodor Tr., einem Sohne des Oheims in Lübeck. Schon auf der Reise nach Leipzig hatte Ad. Tr. denselben in Dresden aufgesucht und liebgewonnen. Er war geographischer Kupferstecher bei der sächsischen Plankammer, ein sehr gebildeter, talentvoller und liebenswürdiger Mann, der ihnen zugleich zu sehr angenehmen Bekanntschaften verhalf. So führte er sie in die Familie des Dr. Rosenberg ein, dessen Gattin eine Tochter des Königsberger Philosophen Hamann war. Hier fanden sie die schönste Geselligkeit und brachten auf Ausflügen in die Umgegend und in dem im Plauenschen Grunde gelegenen Sommeraufenthalt der Familie köstliche Frühlingstage zu. Die Kunstsammlungen besuchten sie täglich; Böttiger, bei welchem Tr. sich schon bei der ersten Durchreise durch Erwähnung seiner Bekanntschaft mit Tischbein eingeführt hatte, öffnete ihnen die Antikensammlung. In Folge einer Empfehlung Dahlmanns war ihnen dessen Freund (Spr. 41), der Professor Ferd. Hartmann an der Malerakademie, in ihren Studien behülflich; so betraten sie auch die Ateliers der bedeutendsten Maler. Obgleich sich Trendelenburg für Alles, auch für die Technik der Malerei interessirte, so sprachen ihn doch nur Kunstwerke an, in denen er eine Idee ahnte oder klarer erkannte. An den Abenden schlossen sich zuweilen musikalische Genüsse an. So sahen die Freunde die neueste Oper des in Eutin geborenen Karl Maria von Weber, Euryanthe, die damals in Dresden zum ersten Male aufgeführt wurde und einen tiefen Eindruck auf Tr. machte. Auch mit den literarischen Grössen Dresdens kamen sie in Berührung. Ein Kurländer, Dr. Kraukling, der in Dresden belletristische Studien trieb und mit Tr.'s Vetter bekannt war, leistete ihnen hierin vorzügliche Dienste. So stellte er Tr. Tiedge vor, dem Sänger der Urania. Vier Jahre früher in Eutin hatte Tr. beim Erwachen des Frühlings dies Gedicht mit Begeisterung gelesen. Begeistert verliess er jetzt den greisen Dichter, der ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit aufnahm. Tiedge war sonst zerstreut, aber an diesem Morgen fesselte ihn das Gespräch; er sprach über den Wirkungskreis des Dichters und über den Werth des Nachruhms. Auch bei Tieck fanden die Freunde eine freundliche Aufnahme; er lud sie zu einer Sonntagsgesellschaft ein und bezauberte sie durch die Art, wie er Calderon vorlas. An freien Abenden lasen sie selbst zu Hause Tieck's Novellen. So lebten sie ganz in dem reinen Aether der Kunst und der schönen Natur. Der schon im elterlichen Hause geweckte und in Kiel gepflegte Kunstsinn Trendelenburgs entfaltete

sich hier zur vollen Blüthe. „Durch eines Künstlers Gebilde, schrieb er damals, kann man oft mehr Leben in sich wecken und aufnehmen, als durch ganze Bücher.“ Und er empfand die Wahrheit der Lehre Bergers, dass die Kunst erst den Geist für die wahre Philosophie empfänglich mache, da die lebendige Kraft der Philosophie selbst Kunst ist. Denn es ist eine künstlerische That, wenn die philosophische Weltanschauung aus dem Bruchstück der Welt, das wir kennen, den bildenden göttlichen Geist entwirft. Mit einer hellen Fackel muss dieser künstlerische Sinn die Theilchen menschlicher Erkenntniss beleuchten, damit wir die Natur mit aufmerksamerem Auge betrachten und der offenbarenden Geschichte mit empfänglicheren Ohren lauschen. Dann erst sind „die Dinge oder Wesen, die in ihren Producten angeschauten Entwicklungsstufen der Einen unendlichen Thätigkeit, die gleichsam aufgehaltene oder verweilende (ewige) Idee.“*)

In der freien und frohen Stimmung, worin sich die Freunde befanden, kam ihnen ein Einfall, welcher Trendelenburg zuerst so abenteuerlich schien, dass er brieflich den Rath des Vaters erbat, aber schon ausgeführt war, ehe die abmahnende Antwort von Eutin eintraf: eine Reise nach Wien. Das Semester in Leipzig begann allerdings vorschriftsmässig schon am 24. Mai; aber da Pfingsten 14 Tage später fiel, war vorauszusehen, dass die Vorlesungen ihren Anfang nicht vor Pfingsten nehmen würden. Wenn man dann noch 14 Tage später zurückkam, so war das Versäumte bequem nachzuholen. So verliessen denn die Freunde Dresden am 17. Mai, durchstreiften zuerst Böhmen zu Fuss bis Prag, und fuhren dann, nachdem sie sich hier einige Tage aufgehalten, im Eilwagen in 36 Stunden nach Wien, wo sie 16 Tage verweilten. Der herrliche Naturgenuss auf der Reise, die bunten und oft humoristischen Scenen in Prag und Wien versetzten sie zuerst in die heiterste Laune. In Wien waren ihnen Empfehlungsbriefe aus Kiel, besonders von Professor Wachsmuth, sehr förderlich, welche sie sich vor der Abreise in aller Eile hatten nachsenden lassen. Durch die Familie des in Kiel verstorbenen Dr. Ehlers (Sohn des Kieler Professors), dessen Frau aus Wien stammte und nach seinem Tode mit den Kindern dorthin zurückgekehrt war, wurden sie mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt gemacht. Tr. war unermüdlich im Aufsuchen und Betrachten. Besonders interessirten ihn aber, wie überall, wohin er kam, die Unterrichtsanstalten aller Art. Da traten denn bald die starken Schattenseiten der damaligen österreichischen Zustände hervor. Das Leben, das ihm erst so lustig, volksthümlich und gemüthlich vorgekommen, erschien ihm bald durch und durch verpestet durch die geistige Stickluft, in welcher man athmete. Er sah das ganze Unterrichtswesen in den Fesseln der jede freie Bewegung hemmenden Kirche liegen. Auf den Universitäten lastete der Druck am schwersten; die deutsche

*) Mit diesem „schönen Ausdruck Berger's“ zeichnet Trendelenburg Logische Untersuchungen II, S. 509 (3. Aufl.) die ideale philos. Weltanschauung.

Studienfreiheit war dort ganz unbekannt, alles vorgeschrieben; alle wurden in Eine Form gezwängt. Tr. hospitirte in Prag in einer historischen Vorlesung des Professor Titze. Der Professor hielt erst einen Appell über seine Zuhörer und examinirte dann über Ansichten der Schöpfungsgeschichte, die Tr. bereits in Secunda (d. h. auf der ersten Stufe seiner Gymnasialbildung s. oben S. 5 ff.) besser gehört hatte; die Studenten hatten ihre Hefte wörtlich auswendig gelernt. In Wien durften die Freunde es gar nicht wagen zu hospitiren oder überhaupt nur mit den Studenten umzugehen, denn sie mussten den Verdacht vermeiden, als wollten sie „mit deutscher Räudigkeit die Wiener Schafe anstecken." Hatten sie doch in Prag, als sie ihre Pässe nach Wien visiren liessen, ihre Signalements auf dem Polizeibüreau bereits vorgefunden und für die Weiterreise war erst die Erlaubniss von der höchsten Behörde eingeholt worden, da jeder deutsche Student in Oesterreich verdächtig war. In Wien wussten sie sich unablässig beobachtet. Und man fühlte, dass dies nur ein Symptom von einem durch alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten Spioniersystem war, welches nicht bloss von der Polizei, sondern zugleich, besonders durch die Ohrenbeichte, von der Geistlichkeit gehandhabt wurde. Man wagte über höhere Angelegenheiten des Lebens nicht mehr zu sprechen; eine allgemeine Passivität, Genuss- und Gewinnsucht herrschte. Um so wohlthuender war es für die Freunde, in der Familie Ehlers gleichsam eine glückliche Insel mitten in diesem wirren Getriebe zu finden; hier wohnte Tiefe des Gemüths bei einer verständigen und freisinnigen Ansicht des Lebens. Die Frau des Hauses war mit dem bekannten pädagogischen Schriftsteller Jacob Glatz*) befreundet, welcher als geistlicher Rath des Consistoriums für sämmtliche evangelische Gemeinden in den deutschen Ländern Oesterreichs einen höchst segensreichen Einfluss auf das evangelische Schul- und Kirchenwesen ausübte. Da er sich seiner Gewohnheit nach im Sommer in Pressburg aufhielt, überredete Trendelenburg, um ihn zu sehen, seinen Freund zu einer Donaufahrt nach Pressburg.**) Sie fanden bei dem Consistorialrath in der That den reichsten Aufschluss über das literarische Getriebe und das Unterrichtswesen in Oesterreich. Er führte sie auch zu einigen freisinnigen protestantischen Professoren. Hier lernte Tr. echt protestantischen Geist kennen, gestählt im beständigen Kampfe um die idealen Güter, und es wurde ihm um so klarer, wie man in Norddeutschland in Gefahr war, durch mysticirende Theologen

*) 1776 in Oberungarn geboren; er studirte in Jena Theologie, war Lehrer an dem Salzmannschen Erziehungsinstitut in Schnepfenthal, dann oberster Lehrer an der protestantischen Schule in Wien, später Pfarrer der prot. Kirche daselbst, bis er in das Consistorium berufen wurde.

**) Als sie bei der Insel Lobau vorüberfuhren, erinnerte sich Trendelenburg lebhaft, wie sein Vater ihm einst nach der Schlacht bei Aspern (also in seinem 6. Lebensjahre) das Bild der Insel und der Umgegend mit Kreide aufgezeichnet und den taktischen Fehler des Erzherzog Karl erklärt hatte, der hier versäumte 80,000 Franzosen einzuschliessen.

und frömmelnde Empfindler diesen Geist einzubüssen und wie
in das Gebiet des einschläfernden Katholicismus zurückzusin
Seine religiöse Ansicht befestigte sich durch die lebendige A
schauung dieser Gegensätze wesentlich. Vor seiner Abreise v
Wien traten ihm dieser Contrast und jene Gefahr noch ein
recht eindringend entgegen. Helmina v. Chezy, bei der sie di
Dresdner Freunde eingeführt waren, hatte den Freunden Empfehlu
schreiben an Friedrich v. Schlegel gegeben. Sie fanden
einst so kräftigen Geist in einem wohlgenährten Körper schlaff
ohne reges Interesse. Drei Crucifixe und eine Kniebank vor dem M
tergottesbilde sagten ihnen, zu wem sie gekommen. Am 15. J
wurde nun die Rückreise angetreten. Von Prag wanderten
über Karlsbad, Zwickau und Altenburg nach Leipzig, wo sie
24. Juni eintrafen. Trendelenburg athmete freier auf, als er
auf freierem Boden sah; die Reise war für seine politische A
entscheidend, es stand von nun an für ihn fest, dass Deutsc
von Oesterreich kein Heil zu erwarten habe.

Er fühlte sich jetzt behaglicher in Leipzig; es trat ihm
im grünen Blätterschmuck entgegen, während bei seiner A
die Bäume und Sträucher der Promenade, nach welcher sein
liches Stübchen hinaus lag, kahl und öde gewesen waren
freierem Blick und Sinn ging er wieder an die Arbeit. Sein F
Forchhammer studierte in diesem Semester in Leipzig, u
nahmen die gemeinsamen philosophischen Studien wieder auf
lasen jetzt Kant zusammen, anfangend von der Kritik der
Vernunft, während Tr. zugleich die methodische Lectüre
fortsetzte. Um die bei dem Studium der mathematischen N
philosophie hervorgetretenen Lücken in seinen mathema
Kenntnissen auszufüllen, hörte er bei Mollweide ein Colle
die Theorie der Kegelschnitte. Philologische Collegien hö
bei Hermann über Aeschylus Perser, bei dem Prof. extr. W
über Aristophanes Vögel und über griechische Culturgesc
bei Beier über Cicero's Catilinarische Reden. Ausserdem w
er den theologischen Vorlesungen Ilgens über die Kirche
und Rosenmüllers über hebräische Alterthümer bei. Er
sich übrigens entscheiden, wohin er sich zu Michaelis w
wollte; denn länger gedachte er bestimmt nicht in Leip
bleiben, besonders da auch sein Freund Forchhammer wieder
Holstein zurückkehren wollte. Vor der Reise nach Dresden
er sich eigentlich schon für Bonn bestimmt. Gegen Berlin
er einen entschiedenen Widerwillen, da er die Nachtheile
grossen Universität bereits in Leipzig fühlbar genug kennen ge
hatte. In Dresden hatte nun Dr. Kraukling, dessen Fra
Berlin war, ihm die Reize des wissenschaftlichen Lebens in
Hauptstadt der Intelligenz mit lebhaften Farben geschildert
dennoch hatte er seine Abneigung gegen dies „Palmyra
Wüste“ nicht überwunden. Nach der Rückkehr aus Wien sa
die Sache indess vorurtheilsfreier an. Er wollte nicht nach we

Monaten Deutschland schon wieder in der Quere durchstreifen, und ausserdem hatte Bonn doch nur Sterne zweiter Grösse in seiner Wissenschaft aufzuweisen, während Berlin darin alle andern Universitäten überstrahlte. Er eröffnete also seinem Vater in einem Briefe vom 4. Aug. 1824 seinen Wunsch, nach Berlin zu gehen. „Ich muss, schreibt er darin, die letzten Halbjahre auf der Universität zusammenhalten. Da finde ich nun in Berlin wohl am meisten. Boeckh steht in der griechischen Literatur neben Hermann in Leipzig unübertroffen da. Es ist folgerecht, zuerst Hermann zu hören, der mehr an dem grammatischen Grund baut und dann Boeckh, der mehr den Blick auf das historische Resultat der Philologie richtet. Ich hatte gleich anfangs diese Reihenfolge im Kopf. Onkel Tr. in Lübeck billigte sie sehr. Gestehe ich nun auch gern, dass ich in dieser Hinsicht auch manches in Bonn haben werde: so sind doch keine Philosophen da, die ich suche, keine, wie Schleiermacher und Hegel*). Den ersteren nennen gewiss Theologen, Philologen und Philosophen nur mit Achtung. Ueber den zweiten ist man getheilt. Ich selbst bin von seiner Ansicht, soweit ich sie kenne, ein entschiedener Gegner und glaube nicht, dass Klarheit und Wahrheit in Wissenschaft und Leben durch sie gross wird gefördert werden. Aber der Mann macht gross Aufsehen und man sieht auf ihn, wie auf die Spitze unserer Zeit. Da treibt es mich nun, ihn näher kennen zu lernen, um ihn scharf zu prüfen und meine Kraft an ihm zu versuchen. Hätte ich mich minder in meiner philosophischen Ansicht zu befestigen gesucht, ich würde mich fürchten, in seine Lehrsäle zu gehen. Nun aber glaube ich, kann es keine bessere Uebung für mich geben, um meine philosophische Ausbildung, soweit es auf der Universität geschehen kann, abzurunden. Vielleicht räth Dir mancher ab, gerade dies zuzugeben, dass ich Hegels wegen nach Berlin gehe — und wer es redlich mit einem gründlichen, deutlichen Begriff in der Forschung meint, warnt gewiss mit Recht jeden jungen Mann, Hegel zuerst oder allein zu hören. Aber es klinge Dir nicht anmassend, wenn ich sage, dass ich doch schon eine nicht unbedeutende Vorschule der Philosophie durchgemacht habe. Vor Einseitigkeit muss man sich doch auch bewahren. Auch soll Hegel nur mein Nebenstudium sein — aber ich hoffe, es werde ein anregendes sein, wenn auch für die ihm selbst entgegengesetzte Seite. Es ist besser, ich höre ihn jetzt, als dass ich später mit seinen Schriften mich lange abmühe. Aehnlich denke ich über die mystische Ansicht in der Theologie, die in Berlin ihren Sitz hat. Theils komme ich mit dieser weniger in Berührung, theils möchte ich da auf die besonnenere Ansicht der Vernunft trauen, die ich mir schon seit Jahren fester und fester zu sichern gesucht habe.“

*) Brandis in Bonn — Philolog und Philosoph — auf den er hätte am meisten zählen müssen, hoffte man an Reinhold's Stelle nach Kiel zu ziehen, und „so hätte es in Bonn, wie in Leipzig gehen können, wo auch das Schicksal seinen gerechten Erwartungen engere Grenzen steckte.“

Sein Vater willigte, wenn auch schweren Herzens, ein, wenigstens für ein halbes Jahr. Eine besondere Gefahr schien Berlin noch in politischer Beziehung zu bieten. Um dem Vater auch hierüber jede etwaige Besorgniss zu benehmen, erklärte Trendelenburg (10. Sept.) ihm sein Verhältniss zur Burschenschaft. „Wie schrieb er, ist das Leben auf der Universität wohl mit arglistigen Augen angesehen und mit unsinnigeren Gefahren bedroht als jetzt. Aber ich kann Dir, Gott Lob, die heilige Versicherung geben, dass ich so handle, wie ich es bei alledem vor Gott und jedem Gerechten verantworten kann. Ich wüsste nicht, was ich zu fürchten haben könnte, bin ich gleich vor der Ungerechtigkeit dieser Zeit ebenso wenig sicher als jeder andere. Ich lebe ungestört von allen Schrecknissen und Untersuchungsgeschichten, die man aufstellt, und werde so fortleben, so lange ich den Mittelpunkt suche und verfolge. Ich bleibe treu meiner freiern Ansicht, mache sie männlich geltend, wo sie hingehört, und lebe ruhig, ohne dass ich nöthig hätte, licht- und menschenscheu ein Stubenpächter zu werden und dadurch mir selbst eine grosse Frucht des akademischen Lebens zu rauben... Sorge also nicht zu viel, und hättest Du gesorgt — nirgends ist man in dieser Hinsicht gedeckter als in Berlin selbst, das sich in dieser Zeit frei von allen Umtrieben bewährt hat."

3) Berlin. Michaelis 1824 — Ostern 1826. Während Erdmann nach dem Schluss des Sommersemesters von Leipzig aus eine Rheinreise antrat, um dann nach Kiel und Kopenhagen zu gehen, blieb Tr., wieder einsam in seinen Plato vertieft, bis Anfang October in Leipzig und wanderte dann über Lützen, Jena, Halle und Wittenberg nach Berlin. Wieder bestimmte ihn zu seiner Reiseroute z. Th. der Nebenzweck, Schulpforta kennen zu lernen. In Jena verweilte er drei Tage. Hier führte ihn Reinhold mit den Professoren der Philosophie zusammen; an den Abenden war er bei Reinhold allein und vertiefte sich mit ihm so in philosophische Gespräche, dass sie alles um sich vergassen und sich kaum durch die späteste Nachtzeit und die Rücksicht auf die neben ihnen sitzende Frau Reinhold trennen liessen. Tr. lernte in Jena zugleich Gabler kennen, der bei seinem Vater, dem Professor der Theologie in Jena, zu Besuch war. Nach einer Wanderung von 10 Tagen (6. bis 16. October) kam er in Berlin an. Nicht allzuweit von der Universität in der jetzigen Artilleriestrasse (damals Wassergasse) miethete er nach mehrtägigem Suchen eine Wohnung. Es war ein niedriges Stübchen, in dem Dache eines nur aus einem Erdgeschoss bestehenden, kleinen Hauses, welches jetzt eben im Begriff steht, wegen eines grossen städtischen Schulbaues niedergerissen zu werden. Der Giebel des Hauses, worin das einzige Fenster der Dachstube liegt, geht auf die dicht vorüberfliessende Spree. Von der Eberts-brücke gesehen, die von der Artilleriestrasse über den Fluss führt, hat diese Behausung unter dem bogenförmigen Dache die Gestalt

eines Sarges und so wurde sie auch von Tr.'s Freunden bezeichnet; aber trotz aller Neckereien konnte er sich nicht von ihr trennen, nachdem er sich einmal im ersten Semester eingewohnt hatte; er behielt sie während seines ganzen Berliner Aufenthaltes bei. Als besondere Annehmlichkeit erschien ihm bei seinem Sinn für die Natur die Nähe des Parkes von Monbijou. In diesem und in dem kleinen Gehölz hinter der Universität fand er Erholung und einen stillen Zufluchtsort für einsame Betrachtungen und Studien. Die Erwartungen, mit denen er nach Berlin gekommen war, wurden bald über alle Massen übertroffen. Allerdings bemerkte er sogleich, dass er sehr wohl daran gethan hatte, in der philologischen Wissenschaft zuerst in Leipzig den sichern grammatischen Grund zu legen; denn nur dadurch war er befähigt, in die umfassendere Weise einzugehen, wie in Berlin die Philologie betrieben wurde. Er schloss sich hier ganz und auf das Innigste an Boeckh an, in dessen philologischem Seminar er sogleich Zutritt suchte. Boeckh wurde nach Tr.'s ersten Leistungen im Seminar auf ihn aufmerksam, so dass er ihn nach einigen Wochen schon als ordentliches Mitglied aufnahm; zu seiner grossen Freude lud er ihn ein für alle Mal für Sonnabend Abend zu sich ein, wo sich bei ihm eine Elite von Studirenden zu versammeln pflegte. Tr. machte hier manche für ihn sehr förderliche Bekanntschaft. Besonders schloss er sich an Ilgen, den Sohn des Rectors in Schulpforta und an Stieglitz, den späteren durch den Opfertod seiner Gattin zu trauriger Berühmtheit gelangten Dichter an. Er bildete mit diesen und einigen anderen Freunden eine Gesellschaft, worin Aristophanes gelesen und lateinisch besprochen wurde. Ausserdem hielt sich sein Freund Rud. Kindt*), der ihm einst auf der Schule besonders nahe gestanden, jetzt in Berlin als Studirender der Medicin auf und wohnte ganz in seiner Nähe. Auch öffneten sich ihm die Familie des aus Eutin gebürtigen Ministerial-Rathes Nicolovius, der mit dem Dr. Rosenberg in Leipzig nahe verwandt war, und die des bekannten belletristischen Schriftstellers und Literarhistorikers Franz Horn, an dessen Vorlesungen über Shakespeare und deutsche Literaturgeschichte er Theil nahm. In dem letzteren Kreise kam er mit Künstlern und Schriftstellern in Berührung und wurde so mit dem Theater und den Kunstschätzen Berlins bekannt. In der Sammlung von Gipsabgüssen nach alten Statuen fesselte ihn besonders die Niobidengruppe, die er in dem Antikenkabinet zu Dresden nicht gesehen. Sie gehörte seitdem zu seinen Lieblingsbildwerken; bekanntlich hat er später eine interessante Abhandlung über dieselbe geschrieben (S. Kl. Schriften II., S. 266.) So war er denn nach einem halben Jahre ganz heimisch in Berlin geworden. Als ihm um Ostern 1825 sein Freund Baggesen, der bei seinem Bruder, einem Prediger in Bern, zum Besuch weilte, den Antrag machte, in dem berühmten Fellen-

*) Er ist ein Bruder des oben Seite 11 genannten Schulfreundes und jetzt Leibmedicus des Herzogs von Oldenburg.

bergischen Institut zu Hofwyl bei Bern als Lehrer einzutreten, wies er dies Anerbieten für die nächsten Jahre zurück, da er sich von Berlin sobald nicht zu trennen gedachte. Sein Vater willigte gern ein, dass er hier noch ein Jahr über das gewöhnliche Triennium hinaus studirte, weil er nur so seine Studien einigermassen glaubte abrunden zu können.

In den drei Semestern seines Aufenthaltes war es Boeckh, der überhaupt am tiefsten auf ihn wirkte. Er hörte bei ihm im Winter 24/25 die Vorlesungen über Pindar „den König der griechischen Lyriker" und daneben die Metrik. Die Darstellung der letztern war für ihn besonders belehrend, weil er dieselbe Disciplin bereits bei Hermann gehört hatte und nun dessen auf Kantische Kategorien gegründete Methode mit der historischen auf die Theorie der alten Musiker und so zuletzt auf den Platonismus zurückgehenden Methode Boeckhs gründlich vergleichen konnte. Im zweiten Semester war das Hauptcolleg Boeckh's neben einer öffentlichen Vorlesung über die Reden des Thucydides seine Auslegung der platonischen Republik mit einer Einleitung über Plato's Leben und Schriften. Im dritten Semester endlich trug Boeckh seine „tief geforschten" griechischen Alterthümer vor und erklärte daneben die Antigone, welche von der Schule her Ihr Lieblings-Tragödie geblieben war. Ausser diesen Vorlesungen und den Uebungen des Boeckh'schen Seminars, worin Thucydides und Euripides' Iphigenie in Aulis interpretirt wurden, besuchte Er nur noch ein philologisches Colleg, nämlich im Sommer 1825 Immanuel Bekker's Erklärung der Reden des Thucydides. Er nöthigte den durch sein consequentes Schweigen berühmten Professor, welcher in jedem Halbjahr nur die erforderliche öffentliche Vorlesung ankündigte*), zur Abhaltung des Collegs, indem er ihm ein Circular mit zwanzig Anmeldungen präsentirte. Dass ihm in Leipzig die römische Alterthumskunde nothgedrungen mehr entfremdet war, hatte offenbar zu seiner Concentration beigetragen. Denn in Berlin beschäftigte er sich, abgesehen von den Uebungen im philologischen Seminar, wo unter Buttmann Horaz, Ovid und Juvenal interpretirt wurden, nicht mehr mit lateinischen Schriftstellern. Und in der umfassenden und überall tief eindringenden Erforschung des gesammten griechischen Lebens, wie sie ihm durch Boeckh's Anleitung möglich wurde, suchte er wieder nur die Bedingungen zu einer allseitigen Erkenntniss der griechischen Philosophie. Er hätte bei dieser Richtung keinen vorzüglicheren Lehrmeister finden können, als gerade Boeckh; denn dieser hatte nicht nur die Philologie ganz mit dem Geiste der alten Philosophie zu durchdringen verstanden, sondern wollte ausdrücklich hierdurch eingreifen in die von Schleiermacher datirenden Bestrebungen, den Platonismus auf echt historische Weise für die moderne Wissen-

*) S. die biogr. Mittheilungen von Bekker's Sohne, Preuss. Jahrbücher 1872, S. 572. 647.

schaft neu zu beleben.*) In diesem selben Sinne aber beschäftigte sich Trendelenburg bereits in Leipzig und fortgesetzt in Berlin mit Plato. In einem Briefe an Baggesen, vom 19. April 1825, also am Schlusse des ersten Semesters seines Berliner Aufenthaltes, schreibt er; „Wenn mich Jemand fragte, welchem philosophischen System ich folge, ich könnte nicht anders, als negativ antworten. Wohl mag es für den folgerechten Denker ebenso nothwendig sein, ein System zu haben, wie man ein Haus haben muss.**) Aber ich denke, ein Haus, in dem es mir geistig wohnlich und gemüthlich sein soll, das muss ich mir selbst bauen. Auch mache ich an ein solches den Anspruch, dass es fast beweglich sei wie ein Zelt und wenigstens einer leichten Erweiterung und Ausbauung fähig. In meinen Jahren ist man inzwischen noch Gast. Ich trage mir erst das Bauholz zusammen. Den Kant habe ich jetzt ziemlich studirt. So viel sehe ich, dass ich mich auf der einen, theoretischen Seite in Einigem an ihn lehnen werde, wenn ich auch auf der andern Seite ein tieferes Element des Lebens suche als sein starrer Begriff ist. Dann wiederum kann wohl schwerlich ein Sein ohne sein Werden begriffen werden. Darin liegt die tiefe Wurzel einer geschichtlichen Ansicht des ganzen Lebens, die die Philosophie bis jetzt vielleicht mehr verkannt hat.“ Also zum Ausbau einer historischen Weltanschauung innerhalb der Philosophie trug er Bausteine zusammen, und diese bestanden eben in seinen Platonischen Forschungen. Den Ausgangspunkt für dieselben bildete das grosse von ihm bewunderte Werk Schleiermacher's, welcher in den Einleitungen zu seiner Uebersetzung der Platonischen Dialoge zuerst die Reihe der letzteren als ein einheitliches, zusammenhängendes Ganzes nachgewiesen. Boeckh hatte diese glänzende Leistung der historischen Kritik streng geschichtlich noch mehr begründet und ausgeführt;***) die Resultate seiner Untersuchungen lernte Trendelenburg in der Einleitung zu dem Colleg über Plato's Republik kennen. Aber ehe dies geschah, bereits vom Anfange seines Berliner Aufenthaltes an, hatte er selbst eine nothwendige Ergänzung der Schleiermacher'schen Arbeit in Angriff genommen. Wenn Plato seine Dialoge in einem steten Zusammenhange geschrieben, so musste er auch in seinem mündlichen Unterricht in der Akademie diesen Zusammenhang stets im Auge behalten, sich darauf bezogen, die Schriftwerke ergänzt haben. Daher musste das, was Aristoteles, der zwanzig Jahre lang sein Schüler gewesen, über ihn mittheilt, ein neues Licht auf den Platonismus werfen. Schon Schleiermacher hatte von Anfang an eine solche Ergänzung im Auge gehabt und ursprünglich, als Boeckh

*) Ich habe dies sehr ausführlich nachgewiesen in der Abhandlung: August Boeckh als Platoniker. Philosophische Monatshefte, Band I. 1868, Heft und 5.

**) Offenbar eine Anspielung auf den von Berger wiederholt citirten Ausspruch Herbart's. Siehe oben S. 24.

***) Siehe „Boeckh als Platoniker“ S. 315 ff.

seine akademische Laufbahn begann, diesen dazu ausersehen.* Auch hatte Brandis, der ganz Schleiermacher folgende und von Schleiermachers Ideen begeisterte Platoniker,**) in seinem Bonner Antrittsprogramm (1823): *De perditis Aristotelis libris de ideis et de bono seu philosophia* bereits den Anfang zur Lösung der Aufgabe gemacht, indem er die Fragmente jener verlorenen Schriften des Aristoteles zusammenstellte, welche direct aus dem Unterrichte Plato's hervorgegangen waren. Die Abhandlung von Brandis regte Tr. besonders an, aber war nicht die Veranlassung seiner Untersuchungen; vielmehr lag diese ursprünglich in dem Wunsche, die Dunkelheiten des Dialoges Philebus aus Aristoteles aufzuhellen. Er unternahm es nun, sämmtliche Stellen des Aristoteles, die sich auf Plato beziehen, zusammenzustellen und zu sichten. Daraufhin studirte er in den drei Semestern den Aristoteles durch; bei der Vergleichung der Stellen mit Plato selbst und bei der Anknüpfung an letzteren drang er zugleich auch in diesen noch tiefer ein. Seine Studien waren indess nicht eine einfache Fortführung der Schleiermacher'schen Bestrebungen, sondern standen zugleich in einer gewissen Opposition zu diesen. Aristoteles stand nach der Meinung der modernen Platoniker in der Speculation weit hinter Plato zurück, und seine Bedeutung suchte man vielmehr in seinen empirischen Forschungen.***) Dagegen hatte Tr. bereits in Kiel den Aristoteles schätzen lernen und die Vernachlässigung desselben war ihm ungerecht vorgekommen. Er erklärte sich dieselbe daraus, „dass die Schönheit in Plato, die Schönheit der äusseren Form, ein Wiederglanz der inneren Schönheit der Ideen im Einklang mit der poetisch-philosophischen Richtung der Zeit zu ihm einlade, während die harte Schale der Aristotelischen Philosophie von dem tieferen Kern zurückschrecke." Bei seinen weiteren Studien überzeugte er sich mehr und mehr von der Richtigkeit seiner Voraussetzung. „Die Philosophie der Zeit war den Ideen des Plato verwandter als dem scharfen Begriff des Aristoteles. Während man Plato nach Verdienst verehrte, verkannte man darum den Aristoteles." Er lernte jetzt seine Tiefe bei der Vergleichung mit Plato ahnen und bewunderte seine schlagende Kritik. So begann er in ihm einen eigenen Fortschritt gegen Plato zu erblicken und es schienen ihm in seinem System die Keime auch zu einer vollkommneren Weltanschauung für unsere Zeit zu liegen.

Bei der streng historischen Betrachtungsweise, womit er so das Alterthum als den Boden der bis in unsere Zeit weiterzweigenden Philosophie durchforschte, musste ihn das unhistorische Verfahren Hegels um so mehr abstossen, welches er gleich im ersten Semester seines Aufenthaltes in seiner Vorlesung über Phi-

*) Dies ist aus einem noch ungedruckten Briefe Schleiermachers nachgewiesen: „Boeckh als Platoniker" S. 275.

**) Vergl. Trendelenburg „Zur Erinnerung an Chr. Aug. Brandis" Abh. der Berliner Akad. 1868 S. 16 f. des Separatabdr.

***) Boeckh als Platoniker, Seite 343.

losophie der Weltgeschichte kennen lernte. Es war dies ein „sonderbares“ Colleg; der Dreiklang der dialektischen Methode wurde darin auf eine sehr gezwungene Weise durchgeführt; die Geschichte der Neuzeit wurde z. B. in drei Perioden getheilt: das Reich des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Diese Vorlesung war wohl am wenigsten geeignet, Tr. von seiner Abneigung gegen Hegel zu bekehren, sie befriedigte ihn selbst in ihrer Art so wenig, dass er keine andere bei ihm annahm. Dagegen hörte er im letzten Semester die Hegel'sche Logik bei dem Prof. extr. v. Henning, der bei den Studirenden in dem Rufe stand, diese, das ganze System Hegel's umfassende, Disciplin klarer auseinander zu setzen, als sein Meister selbst. Unter den philosophischen Namen, welche ihn nach Berlin gezogen hatten, stand der Schleiermacher's oben an. Schl. hielt neben seinen theologischen Vorlesungen philosophische als Mitglied der Akademie der Wissenschaften; allein nicht in jedem Semester. So geschah es, dass er während der Anwesenheit Tr.'s in Berlin nur im Sommer 1825 las und zwar über Aesthetik.*) Die Vorträge fanden fünf Mal in der Woche am frühen Morgen von 6 — 7 Uhr Statt und erschienen Tr. wie eine Weihe für die Arbeit des Tages. Er schreibt darüber in einem Briefe an seinen Vater: „Es ist fesselnd, wie Schleiermacher in der Aufbauung einer philosophischen Wissenschaft sucht und findet und uns selbst mitsuchen und mitfinden lässt. Der Weg ist schwer, weil Geist dazu gehört und strenge Consequenz. In den philosophischen Vorträgen pflegt man sonst das Gefundene mit seinen Beweisen, oft wie vom Dreifuss herunter, zu geben; aber die Frage: wie kam man zu diesem Ziel? bleibt unbeantwortet. Schleiermacher lehrt selbst den Weg gehen und in dieser Hinsicht, weniger in Rücksicht der Ergebnisse, die spärlicher zum Vorschein kommen, eben weil sie gefunden werden sollen, hörte ich nie etwas Aehnliches. Ich wüsste nicht, wo ich mehr lernen könnte für die Gedankenentwickelung in mir und in anderen. Sonst könnte man freilich fragen: wie kommt Schleiermacher, der doch mehr Theolog ist und Philosoph auf dem sittlichen und logischen Gebiete, zu der Aesthetik, die sich ganz in dem Reiche der Kunst bewegt? Aber ich bin bis jetzt sehr zufrieden.“ Seine Befriedigung nahm zu, je weiter die Vorlesung fortschritt. Einen tiefgehenden Einfluss auf seine religiöse Anschauung hatten ferner Schleiermacher's Predigten, denen er regelmässig beiwohnte. Es kam ihm lebendig zum Bewusstsein, dass er in seiner Kindheit in kirchlicher Beziehung in einer religiösen Kälte aufgewachsen. Das Gefühl erschien ihm als der innerste Kern des Lebens, vorausgesetzt dass darüber Denken und Handeln nicht vernachlässigt werde. Bezeichnend für seinen religiösen Standpunkt ist eine akademische Disputation, worin er die These bestritt, dass weder die rationalistische, noch die supranaturalistische Theologie, sondern

*) Dies Colleg hat Schleiermacher überhaupt nur drei Mal gelesen: 1819, 1825 und 1833. (S. die Ausgabe von Lommatzsch S. V.)

nur die Religionsphilosophie zum völligen Verständniss des Christenthums führe. Da der Rationalismus — so folgert er — die Vernunft zur Norm der religiösen Ueberlieferung macht, so muss er auf die Philosophie zurückführen; denn diese ist die Wissenschaft der Vernunft. Der Supranaturalismus scheint zwar durch die Voraussetzung einer über alle Vernunft hinausgehenden Offenbarung die Philosophie abzuweisen; allein jene Voraussetzung bedarf der Begründung und diese kann sie nur aus dem gemeinsamen voraussetzungslosen Grunde der Wissenschaft, d. h. aus der Philosophie hernehmen. Wenn daher nur die Religionsphilosophie das Christenthum vollständig zu verstehen vermag, so ist sowohl die supranaturalistische als auch die rationalistische Theologie hierzu als Ausgangspunkt geeignet; denn beide gründen sich auf Religionsphilosophie. Allgemeine Principien reichen aber zum Verständniss des Christenthums nicht hin; der Inhalt desselben kann nur aus seiner historischen Erscheinung gewonnen werden. Von jeder theologischen Ansicht wird man auf die historisch zu erforschenden Quellen zurückgewiesen, schliesslich auf die Urquelle: die Bibel. Und hier wird sich aus allen Meinungsverschiedenheiten eine gemeinsame Ansicht herausbilden; denn das Wesen der christlichen Religion ist so einfach, dass es sich jedem redlichen Forscher erschliessen muss, wenn er sein Auge vor den Bedürfnissen des Lebens, des Denkens und des Herzens nicht absichtlich verschliesst. Aus keiner Philosophie aber kann *a priori* die christliche Religion construirt werden, sondern aus der Geschichte muss sich die philosophische Betrachtung erheben und so ist sie auch stets in der Kirche geübt worden. Diesen Ansichten entsprechend las Tr. eifrig die Bibel: „Es ist eine grosse herrliche Sache, schreibt er, das einfache Evangelium in sich zu einem innigen Leben zu rufen." Schleiermachers theologische Collegien besuchte er nicht. Die Zeit, die ihm zur Abrundung seiner theologischen Bildung übrig blieb, verwandte er darauf, auch von dem Christenthum eine umfassende historische Kenntniss zu gewinnen. Hierzu boten ihm die classischen Vorlesungen Neanders die erwünschte Gelegenheit. Neander las über Kirchengeschichte in einem Cursus von zwei Semestern.*) Tr. hörte zuerst im Winter 1824—25 die zweite Hälfte mit immer steigendem Interesse, darauf im folgenden Halbjahre die erste Hälfte und zugleich ein Colleg über die Patristik und ein anderes über christliche Archäologie, im 3. Semester endlich Vorlesungen über das Apostolische Zeitalter, so dass er in den 3 Semestern die Geschichte des Christenthums gleichsam rück-

*) Tr. schreibt in einem Briefe vom 15. März 1825: „Wenn es auch ausser meinem Plane liegt, Geistlicher zu werden, so wende ich mich doch nicht ganz von der Theologie ab. Je mehr ich die Bibel lese, desto lebendiger geht mir ihre Tiefe auf, und Neanders Kirchengeschichte hat mir das Christenthum durch den gewaltigen Spiegel der Geschichte näher gebracht und mich auf die Zeichen der Zeit hingewiesen, die neben so vielem Trüben erfreuen können, dass ein christliches Leben in allen Welttheilen sich ausbreitet und im Stillen reger und inniger wird."

wärts bis zur Quelle verfolgte. In demselben Zusammenhange hörte er auch im Sommer 1825 bei dem Geographen Ritter eine Vorlesung über die Chorographie von Palästina. Ritters Vortrag fesselte ihn ausserordentlich; er sah es als einen Hauptgewinn für seine historische Weltanschauung an, dass er im letzten Semester seinem Colleg über allgemeine Erdkunde beiwohnen konnte. Hier lernte er „die Erdkunde in ihrer tiefen Bedeutung als Boden der Geschichte" auffassen und sah dieselbe „geistvoll zu einer Wissenschaft gestaltet." Um in die religiösen Tiefen der deutschen Urzeit einzudringen, hörte er endlich im letzten Semester noch bei Hagen deutsche und nordische Mythologie. Sein von der Schule herrührendes speculatives Interesse an der Sprache, das in Kiel schon eine historische Richtung genommen, führte ihn in Berlin in derselben Richtung zu einer intensiven Beschäftigung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft. Er hörte gleich im ersten Semester Bopp's Vorlesungen darüber; in den beiden letzten legte er sich mit aller Energie auf das Studium des Sanscrit. Einer seiner Genossen hierin war Friedr. Aug. Rosen, der früher in Leipzig orientalische Sprachen und seit 1824 in Berlin speciell Sanscrit studirte. Da Rosen schon bedeutende Kenntnisse besass, als Tr. anfing, nahm er sich des letzteren freundlich an und gab ihm förmlich Privatunterricht im Sanscrit. Tr. prophezeite damals, dass er einst etwas Bedeutendes in seinem Fache leisten würde.*) Auch Gothisch trieb Tr. unter Zeune's Anleitung.**)

Bei einer so reichhaltigen Ausbeute seiner historischen Studien bedauerte er nur, dass ihm nicht Zeit genug blieb, in der Mathematik und den Naturwissenschaften weiter fortzuschreiten. Im ersten Semester hatte er unerwartet Gelegenheit, eine Vorlesung über Naturphilosophie bei Steffens zu hören. Dieser, damals der Stolz der Breslauer Universität, hatte im Sommer 1824 eine Reise nach Dänemark und Norwegen gemacht und liess sich auf der Rückreise in Berlin überreden, den Winter über dort zu bleiben, wozu das Ministerium seine Einwilligung gab. So hielt er an der Universität ein Colleg über die Resultate der philosophischen Naturwissenschaften, das nicht bloss von Studenten,

*) Rosen's Lebensideal war damals eine Reise nach Indien. Bekanntlich wurde er sehr bald Professor der orientalischen Literatur an der Universität London und starb als Secretair der asiatischen Gesellschaft bereits 1837 im Anfang einer glänzenden literarischen Laufbahn. Tr. hat — wie er von früh auf allen geistigen Erwerb dauernd zu erhalten strebte — seine indischen Studien immer wieder aufzufrischen gesucht, theils durch Lectüre, theils auch aus Vorlesungen, denen er noch als Professor beiwohnte. So findet sich unter seinen Papieren ein sorgsam nachgeschriebenes Collegienheft von Stuhr's Vorlesungen über indische Mythologie aus dem Jahre 1834—35, die er als Vorbereitung zu damals von ihm projectirten Forschungen über indische Philosophie hörte.

**) Schon im ersten Semester seines Aufenthaltes wurde Tr. mit Zeune näher bekannt; er besuchte oft die von diesem gegründete und geleitete Blindenanstalt, welche ein hohes pädagogisches und psychologisches Interesse für ihn hatte.

sondern von den Koryphäen der Wissenschaft zahlreich besucht wurde. Trend. schreibt in einem Briefe an den Vater: „Weder auf dem Katheder, noch auf der Kanzel habe ich je einen so hinreissenden freien Vortrag gehört. Die Ansicht des Mannes ist originell und in dieser muss man mit besonnenem Begriffe auf seiner Hut sein.“ Ausserdem machte Trendelenburg im ersten Semester einen physikalischen Cursus bei Erman durch und hörte bei dem Astronomen Ideler eine astronomische Erklärung von dem Lehrgedichte des Aratos; im zweiten hätte er gern die allgemeine Naturgeschichte bei Link studirt, aber er fühlte, dass es zuviel geworden wäre. Um der angestrengten geistigen Arbeit ein Gegengewicht zu geben, nahm er in den beiden letzten Semestern Fecht- und Turnunterricht bei dem bekannten Eiselen, den Fechtunterricht auch nur zur Uebung und Kräftigung; denn er war nach den Grundsätzen der deutschen Burschenschaft ein Gegner des Duells*). Im Turnen merkte er freilich, dass er ziemlich ungelenk war; er schob dies auf den Mangel an Uebung und meinte, im 23. Lebensjahre sei es zu spät, das Versäumte nachzuholen. In Wahrheit war sein Interesse an diesen Uebungen zu theoretisch, als dass er es weit hätte bringen können. Aber er lernte die Methode Eiselens gründlich kennen und schätzen. Er hat seinem Lehrer später in dem sehr lesenswerthen Aufsatze vom Jahre 1842: „Das Turnen und die deutsche Volkserziehung“ ein Denkmal errichtet. „Eiselen,“ sagt er dort, „hat in der That eine deutsche Bürgerkrone verdient; da er nicht nur unter der ganzen Ungunst der Umstände den Grundgedanken des Turnens besonnen festhielt, sondern auch mit technischer, fast wissenschaftlicher Gründlichkeit im Einzelnen weiter bildete.“ Besonders stärkend und neu belebend wirkte auf ihn eine Reise, die er vor dem Beginn des letzten Semesters in den Herbstferien**) 1825 machte. Er reiste zuerst nach Dresden, wo er noch einmal die glücklichsten Tage verlebte; die ästhetischen Ideen Schleiermachers, die er soeben an den schönen Sommermorgen aufgenommen, bewährten sich in der Anschauung der Kunst und Natur. Von Dresden machte er dann eine Fusswanderung nach dem Riesengebirge und kehrte durch Schlesien zurück. Er wanderte allein, um Land und Leute recht mit Musse studiren zu können. Seiner

*) An diesen Grundsätzen hielt er auch später stets fest; er verwarf den Zweikampf unter jeder Form als unsittlich. Auf den preussischen Hochschulen, meinte er, könnte das Vorurtheil von der Nothwendigkeit des studentischen Duells am ersten weichen. „Da alle jungen Männer zu den Waffen berufen sind, da alle waffengeübt und für das Vaterland einzutreten bereit für tapfer und muthig gelten, so wird es nach und nach überflüssig werden, die Tapferkeit noch auf Privatwegen ausser Zweifel zu setzen.“ Er hat sich in diesem Sinne gegen das studentische Duell in öffentlicher Rede als Rector der Universität (siehe kleine Schriften II, Seite 185) und gegen das Duell überhaupt in seinem Naturrecht (2. Aufl. S. 273 f.) energisch ausgesprochen.

**) In den Osterferien des Jahres war er durch eine leichte blatternähnliche Krankheit an das Zimmer gefesselt gewesen.

pädagogischen Neigung getreu suchte er diesmal Herrnhut auf; mit frommem Gefühl würdigte er die tiefbedeutenden Seiten in dem Gemeindeleben der Brüder, während er zugleich die Schwächen desselben mit scharfem Blicke erkannte. Er reiste auch über Breslau und hielt sich daselbst einige Tage auf, besonders um die Universität kennen zu lernen. Dort machte er unter anderen die Bekanntschaft des Philologen Passow und des Literarhistorikers Wachler.

Im letzten Semester spannen sich immer mehr Fäden, um ihn an Berlin zu fesseln. Er lernte zu Anfang desselben unter seinen Mitstudirenden den Sohn des Professor Buttmann kennen, welcher ihn in seine Familie einführte. Der alte Buttmann — damals ein Mann von 61 Jahren, aber jugendlich frisch und von ganz besonderem Humor — fand Gefallen an ihm. Er las mit den beiden jungen Leuten Sonntags Nachmittag Homer*); am Abend war dann Trendelenburg ein für alle Mal eingeladen. Das Haus glich an offener Gastfreundlichkeit und an musikalischem Schwung, der darin herrschte, ganz dem ihm so theuren Jahn'schen Hause in Kiel. Ferner wurde zu Michaelis 1825 der Astronom Encke als Director der Sternwarte .nach Berlin berufen, und Tr. entdeckte eines Tages, dass er von der neubezogenen Wohnung desselben nur durch einen gemeinsamen Hof getrennt war. Er war von nun an dort ein gern gesehener Gast. Auch sein Freund Anton Wallroth (S. oben S. 11), der ihn bei seiner Uebersiedelung nach Berlin in Leipzig abgeholt und bis Jena geleitet hatte, von wo aus er nach Bonn gegangen war, kam jetzt nach Berlin, um eine Hauslehrerstelle anzutreten. Endlich vermählte sich eine Tochter seines Oheims in Lübeck an den Architekten Lange in Berlin, einen Neffen des bekannten Herodotübersetzers, und er war in der liebenswürdigen Familie regelmässig Donnerstag Abends. So wurde ihm der herannahende Abschied von Berlin sehr erschwert, und da er doch, um seine wissenschaftliche Ausbildung mit Erfolg fortzusetzen, nach vollendeter Universitätszeit sich nicht dauernd in Eutin aufhalten konnte, so wünschte er nichts sehnlicher, als nach Berlin zurückkehren zu können. Hätte er allerdings die Aussicht gehabt, eine Lebensstellung in Bonn zu finden, so hätte er dies noch vorgezogen; denn er hatte den lebhaftesten Wunsch, mit Brandis näher bekannt zu werden, von welchem er viel zu lernen hoffte. Die Erforschung des Aristoteles, worin Brandis ihm vorangegangen, erschien ihm immer mehr als Lebensaufgabe. Aus seinen Arbeiten war ein reiches Material angewachsen, das er im letzten Semester zu einer Abhandlung zusammenstellte.**) Diese wollte er zugleich als Inaugural-Dissertation benutzen. Er hatte sich von dem kleinen mit dem philologischen Seminar verbundenen

*) Tr. notirte die Bemerkungen Buttmanns gewissenhaft zu Hause; sie finden sich noch in seinen Papieren.

**) In dem Böckh'schen Seminar hatte er eine kleinere Arbeit über Aristoteles' Metaphysik geliefert.

Stipendium, und indem er im letzten Jahre einige Privatstunden gab, insgeheim eine kleine Summe erspart, welche hinreichte, die Promotionskosten zu decken. Er wollte nun ohne Vorwissen seines Vaters promoviren und diesen am Schlusse seiner Studien zu seinem Geburtstage mit der Uebersendung des Doctordiploms überraschen. Allein die Arbeit dehnte sich mehr und mehr, und obgleich er sich schon darauf beschränkte, die Stellen des Aristoteles zu beleuchten, welche sich auf den allgemeinen Theil der Platonischen Philosophie, nicht speciell auf Physik und Ethik beziehen, so wurde er doch erst 3 Wochen vor dem Geburtstag des Vaters fertig. Die Abhandlung hatte den Umfang von ungefähr 8 Druckbogen, und er gab ihr den Titel: *De locis in quibus Aristoteles summam et universam Platonis philosophiam commemoravit.* Er legte sie nun zuerst Boeckh privatim vor, und als er seiner Billigung gewiss war, reichte er sie bei der Facultät ein. Sie wurde von den Philologen sehr günstig beurtheilt. Besonders froh überraschte es ihn aber, dass selbst Hegel sich mit dem Ganzen sehr zufrieden erklärte. Er hatte eine gewisse Furcht vor Hegels einschneidender Kritik gehabt, weil er sich nicht zu seiner Schule bekannt, sondern zum Theil öffentlich gegen sie gekämpft hatte, wie ein Mal in einer Doctordisputation, und weil er in der Abhandlung selbst einige Ansichten Hegels zu widerlegen gesucht hatte. Hegel betrachtete aber das ganze Unternehmen Trendelenburgs mit günstigen Augen; denn er war selber der Meinung, und pflegte es in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie auszusprechen, dass Aristoteles ungerechtfertigter Weise vernachlässigt werde und dass er den Plato an speculativer Tiefe übertreffe. (Hegels Werke XIV, S. 299.) Besonders freundlich bewies sich der Dekan der philosophischen Facultät, Prof. Tölken (Lehrer der Kunstgeschichte und Kunstphilosophie). Obgleich Tr. ihm ganz unbekannt war, erbot er sich, ihm für seine Abhandlung eine Empfehlung zu geben, damit er einen Verleger finde und sie nicht auf eigene Kosten brauche drucken zu lassen. Diese Empfehlung, verstärkt durch eine andere von Boeckh, bewirkte denn auch, dass der Buchhändler Vogel, welchen Tr. von Leipzig her kannte, den Verlag übernahm und an Stelle des Honorars die grosse Anzahl Pflichtexemplare von einem Theile der Dissertation gratis lieferte. Da in dem ersten einleitenden Theil der Abhandlung sämmtliche auf Plato bezügliche Stellen des Aristoteles, nach Classen geordnet, aufgeführt waren, so schien Tölken der Titel zu eng, und er schlug vor, statt desselben zu setzen: *Philosophia Platonis ex Aristotele illustrata*, was zugleich mehr der Form der Untersuchung entspreche; denn nicht die Stellen des Aristoteles an sich, oder seine Kritik, sondern die Philosophie Plato's nach jenen Stellen bildete den Gegenstand der Schrift. Diesem Vorschlage gemäss sollte auch der Titel auf der Dissertation gedruckt werden.*) Das Promotions-

*) Tölken's empfehlendes Gutachten lautete: „Die Schrift des Herrn Trendelenburg: *Philosophia Platonis ex Aristotele illustrata* ist mit so gründ-

examen musste freilich bis nach den unterdess eingetretenen Ferien verschoben werden; aber der Druck der Dissertation wurde ausnahmsweise schon vorher gestattet. Der junge Autor musste die Ueberraschung für seinen Vater also bis nach dem Geburtstagsfest verschieben. Am Tage des Festes selbst indess (19. März), welches auf den Palmsonntag fiel, konnte er sich nicht länger enthalten, ihm den bisherigen günstigen Erfolg zu melden. Er wehrte zugleich den etwaigen Vorwurf ab, als ob er den Doctortitel aus Eitelkeit suche. „Es ist nicht ein flüchtig rascher Einfall", schrieb er, „sondern das Ergebniss längerer reiflicher Ueberlegung. Es ist nicht bloss mein Gedanke, sondern zugleich der übereinstimmende Rath kundiger Männer. Ein Doctoriren kann oft ein eitles Haschen nach Titel und Prunk sein. Wäre dies unter den gegebenen Umständen der Fall, so wäre ich schwerlich ein solcher Thor und ich wüsste wohl, dass ich mit meinem Sümmchen auf einer Reise eine reichere Ernte fürs Leben halten könnte. Indess die Sache steht anders. Sollte ich einmal auf einer Universität lesen wollen, was doch ein möglicher Fall wäre, so ist nach altem Recht die erste Bedingung, dass ich Doctor sein muss. Ich habe dadurch so zu sagen das wissenschaftliche Bürgerrecht in hiesigen Landen. Daran liegt mir viel, weil es meine Aussichten erweitert." Er fügte seiner Mittheilung die Bitte hinzu, in Eutin von der Sache noch nichts verlauten zu lassen, einmal weil sie noch nicht vollendet war, und dann, weil er dem Rector König ebenfalls eine Ueberraschung mit der Dedication der Abhandlung bereiten wollte. *Ihm* wollte er sein Erstlingswerk widmen, denn er war sich noch jetzt bewusst, „dass er keinem Menschen mehr verdanke, als ihm." Unterdessen reiste aber ein Freund Tr.'s, der Doctor Dörfer, welcher in Berlin eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, nach Eutin, wo er sich zu einer Probe-Lection für die Anstellung an dem Gymnasium stellen sollte. Er vertraute dem Rector König unter der Hand die Absicht Trendelenburgs, zu promoviren; denn er wusste nichts von der beabsichtigten Dedication. Die beiden alten Herren bewahrten nun gegenseitig gewissenhaft das anvertraute Geheimniss, was ihnen grosse Mühe kostete, und mussten schliesslich herzlich lachen, als es sich offenbarte, wie die Sache zusammen-

licher philologischeń und philosophischen Gelehrsamkeit und so glücklichem Scharfsinn abgefasst, dass sie nicht als eine gewöhnliche Dissertation zu betrachten ist, worüber sie schon durch ihren Umfang weit hinausgeht; sondern bei dem jetzt herrschenden eifrigen Studium der Werke des Plato und Aristoteles allgemein willkommen sein wird, da sie die Kenntniss der platonischen Lehren in sehr wesentlichen Punkten erweitert und berichtigt. Ueberdies sichert die treffliche Latinität, worin diese Abhandlung geschrieben ist, ihr auch ausserhalb Deutschlands ein anerkennendes Publicum. Die Uebernahme des Verlags und billige Honorirung dieser wohlgerathenen Probeschrift darf daher nicht bloss als wünschenswerth, sondern als ganz unbedenklich empfohlen werden." Darunter schrieb Böckh: „Uebereinstimmend mit Hrn. Prof. Tölken empfehle ich die genannte Schrift des Hrn. Trendelenburg als einen schönen und dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Platonischen Philosophie."

hing. Der erwähnte Doctor Dörfer hatte in Berlin eine Stellung bei dem bekannten Präsidenten v. Meusebach; für die Zeit seiner Eutiner Reise, d. h. für den Monat April übernahm Trendelenburg seine Vertretung. Da aber Dörfer in Eutin angestellt wurde*) und nicht wieder zurückkehrte, blieb er in dieser Stellung, bis sich ein Ersatz fand, d. h. bis zum Juni. Er hatte die beiden Söhne des Herrn v. Meusebach, welche das Gymnasium besuchten, bei ihren Schularbeiten zu beaufsichtigen und daher wenig zu thun; denn von ½8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags waren sie ganz ausser dem Hause. Uebrigens fühlte er sich in der Familie sehr wohl, da darin ein gemüthlicher bürgerlicher Ton herrschte. Ausserdem lag die Wohnung in einem hübschen grossen Garten. Herr v. Meusebach selbst besass eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, besonders in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur; in diesen Fächern war seine Bibliothek bekanntlich einzig in ihrer Art, und es war daher für Tr. von grossem Werth, dieselbe benutzen zu dürfen.**) Uebrigens trieb er in den Osterferien ausschliesslich mit Rosen Sanskrit, um sich für ein späteres selbständiges Studium desselben zu befähigen. Gleich nach den Ferien, am 25. April, fand das Doctoratsexamen statt; Tr. hatte daran nur auszusetzen, dass es zu glimpflich war. Am glänzendsten bestand er in der Geschichte bei Fr. v. Raumer, welcher sehr eingehend fragte. Böckh that nur wenige Fragen aus entlegenen Feldern der Philologie; Hegel examinirte ausschliesslich über Aristoteles, so dass Tr. keine Gelegenheit hatte, seine Kenntniss der modernen Philosophie zu beweisen. Am 10. Mai folgte darauf die Promotion selbst. Der damaligen Sitte gemäss musste er zu derselben den Unterrichtsminister und die Räthe des Cultusministeriums unter Ueberreichung der Dissertation persönlich einladen; besonders schwer wurde ihm bei dieser Gelegenheit der Gang zu dem Geheimenrath v. Kamptz. Bei dem geheimen Ober-Regierungsrath Johannes Schulze, welcher damals das gesammte höhere Unterrichtswesen leitete, knüpfte sich an diesen Besuch ein sehr unerwarteter Antrag. Er sagte ihm, er sei ihm bekannt und warm empfohlen (wie sich später herausstellte durch Böckh). Er wünsche ihn deshalb für eine Hauslehrerstelle bei dem General-Postmeister von Nagler anzuwerben, dessen elfjährigen Sohn Karl er für die

*) Er erhielt die erledigte zweite Stelle an der Schule unter Zurücksetzung Riemanns; dies hatte der 1824 als Olshausens Nachfolger berufene Superintendent Kochen, ein Vertreter der starren Orthodoxie und heftiger Gegner jeder freieren Bewegung, insbesondere auch des Turnens, durch heimliche Machinationen bewirkt. Das Vorgehen des Superintendenten rief in Eutin und auch bei Tr. den grössten Unwillen hervor. Riemann ging später 1828 als Lehrer an das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, und eröffnete von hier aus zur Vertheidigung seiner Ehre eine offene Fehde gegen seinen Verfolger, durch 2 Aufsätze in der Jen. Literaturzeitung (Ergänzungsbl. 1828, Nr. 43, 44 und 1829, Nr. 43.), worin er denselben moralisch vernichtete.

**) Nach dem Tode des Herrn v. Meusebach (1847) wurde die Zerstreuung dieser werthvollen Sammlung durch Ankauf für die königl. Bibliothek in Berlin verhindert.

oberen Klassen eines Gymnasiums vorbereiten solle. Dabei deutete er besonders darauf hin, dass Herr v. Nagler ein Schwager des Ministers v. Altenstein sei und daher durch die Uebernahme der Stellung sein Fortkommen im preussischen Staatsdienst gesichert sein würde. Tr. erbat sich zunächst einige Bedenkzeit. Die Aussicht, sich in dem Hause des Herrn v. Nagler, der zugleich Gesandter am Bundestage war, Weltkenntniss zu erwerben, hatte etwas Verlockendes für ihn; aber ihn schreckte die Verpflichtung auf mehrere Jahre, und die ganze Art des Antrags sagte ihm nicht zu. „Es liegt wenig Gerechtigkeit," schrieb er an seinen Vater, „in solcher hohen Begünstigung und wenig Freigefühl in dem Ansinnen, eine solche willkürliche Bevorrechtigung als in aller Ordnung mit gehorsamem Dank anzuerkennen. Ich würde mich schämen, an irgend solche Benutzung je zu denken, wenn ich nicht hoffte, zu einer Stelle, die ich suchen würde, auch künftig tüchtig zu sein." Er beschloss also, Alles zu thun, „um sich vorsichtig durchzufinden." Der Geheimerath Schulze fand sich in Begleitung des Geheimenraths Süvern bei der Promotion ein und wohnte der zweistündigen lateinischen Disputation mit grossem Interesse bei. Letztere bezog sich auf die drei verschiedenen Richtungen der bisherigen selbständigen Studien Trendelenburgs: die Sprachphilosophie, die historische Betrachtung des Platonismus und die Metaphysik. Rosen disputirte mit ihm über das Princip der Casus; Ilgen, der Sohn des Rectors zu Schulpforta, über die Abhandlung selbst, und sein Freund Stieglitz, über die letzte These hinter der Dissertation, welche lautete: „Auch in der Philosophie geht der Glaube dem Erkennen voran, wenigstens der Glaube an das Erkennen." Nach der Promotion fuhr er mit den drei Opponenten und einem Studienfreunde aus Holstein nach Charlottenburg, wo unter dem heiteren Blau des Frühlingshimmels der übliche Doctorschmaus gehalten wurde. Einige Tage darauf, am ersten Pfingsttage, begab er sich zu dem Geheimenrath Schulze, um demselben seine Bedenken wegen der angetragenen Stelle mitzutheilen. Er fand den Herrn sehr günstig gestimmt. Er sagte ihm, er habe seine Dissertation dem Minister v. Altenstein überreicht und diesem über die Disputation Bericht erstattet; dabei habe er zugleich erklärt, dass er gegen die Stelle bei seinem Schwager, dem Herrn v. Nagler, einiges Bedenken getragen. Er wolle nun nicht weiter in ihn dringen, da er die entgegenstehenden Schwierigkeiten einsehe; er möge daher nur Michaelis wieder kommen und sich um eine öffentliche Stelle an einem Gymnasium bewerben. Auch wurde ihm kurze Zeit darauf, in Folge einer Empfehlung Böckh's von Bauer eine Stellung an seiner berühmten Erziehungsanstalt, die eben damals von Berlin nach Charlottenburg verlegt wurde, angeboten. So ging denn sein Wunsch, in Berlin bleiben zu dürfen, anscheinend auf die beste Weise in Erfüllung. Er schwankte nur, ob er nicht, um mehr Zeit zu gewinnen, die Stellung bei Herrn v. Meusebach zu Michaelis nach dem sehnlichen Wunsche der

Familie wieder übernehmen sollte. Jedenfalls beschloss er, sich die volle Berechtigung zum Eintritt in den preussischen Schuldienst durch Ablegung des Examens *pro facultate docendi* zu erwerben. Er bestand dasselbe in der damals üblichen Weise, indem er Probelectionen im Griechischen, Lateinischen und in der Geschichte abhielt, und erhielt die Erlaubniss, den philologischen und historischen Unterricht in den oberen Gymnasialklassen zu ertheilen. In der Mathematik hatte er vorläufig die Probelection abgelehnt. In dem Zeugniss wurde besonders bemerkt, dass „der Candidat ein tüchtiges Lehrtalent bereits zu der Fertigkeit, die Schüler anzuziehen und in ihrem Wissen zu fördern, ausgebildet habe." So hatte er denn das Ziel erreicht, das ihm beim Abgang von der Schule vorschwebte; es war ihm durch die ehrende Anerkennung der an der Spitze des preussischen Unterrichtswesens stehenden Männer und durch die gesetzliche Prüfung der Weg gebahnt, an dem grossen Werke der Unterrichtsverwaltung Preussens mitzuwirken, der er die höchste Culturaufgabe für Deutschland beimass. In seiner Freude über diesen Erfolg schrieb er damals an seinen Vater: „Preussen ist und bleibt das Palladium Deutschlands; in diesem deutschen Sinne bin ich gern ein Preusse."

Endlich war auch der Druck der gesammten Abhandlung über Plato vollendet. Da Unwesentliches, darunter auch die Polemik gegen Hegel weggelassen war, betrug der Umfang nur 100 Druckseiten. Der von Prof. Toelken vorgeschlagene Titel schien doch zu weit; da der allgemeine Theil der Platonischen Philosophie, welcher in dem Buche nach Aristoteles Angaben dargestellt ist, die Ideen- und Zahlenlehre umfasst, betitelte es Tr. schliesslich: „*Platonis de ideis et numeris doctrina ex Aristotele illustrata.*" Das Buch gehört, wie Böckh's erste Schriften über Plato, zu den fundamentalen Darstellungen, welche nicht veralten. Der historischen Richtung des Verfassers gemäss ist dem Ganzen die bekannte Stelle aus Aristoteles' Metaphysik I, 6 zu Grunde gelegt, worin die Ideenlehre genetisch entwickelt ist. Hieran werden vortrefflich die übrigen Angaben des Aristoteles angereiht, welche geeignet sind, wesentliche Seiten der Platonischen Philosophie aufzuhellen, worüber man aus den geschriebenen Dialogen allein nicht zu voller Klarheit gelangen kann. Aus Aristoteles ergiebt sich so, dass die Ideen bei Plato die von den sinnlichen Wahrnehmungen gesonderten allgemeinen Gattungsbegriffe sind (32). Die Sinnendinge sind ihnen nicht gleichartig, aber gleichnamig (33), weil sie nur durch Theilnahme (μέθεξις) an ihnen ihren Bestand haben (35); sie haben aber an ihnen Theil, soweit sie nicht im Stoffe bestehen (37): vermittelnd treten hier die mathematischen Verhältnisse ein (38). Die Ideen selbst aber stellen den allgemeinen Begriff in anschaulicher Form dar (αὐτοέκαστον, 39), so dass sie in den Dingen als formgebendes Princip und Zweck wirksam sind (40). Sie sind aber nicht für sich an irgend einem ausserweltlichen Orte bestehende Substanzen (42), sondern sie existiren an sich im Geiste (43

Hierin stimmt Aristoteles mit Plato überein; wenn er sie im menschlichen Geiste potentialiter enthalten sein und durch das Denken zur Energie kommen lässt, so ist damit begrifflich das ausgedrückt, was Plato in einem schönen Bilde die Wiedererinnerung (ἀνάμνησις) nennt (45). Noch wichtiger als für die Kenntniss der Ideenlehre ist der Bericht des Aristot. in Bezug auf die mit jener zusammenhängende Zahlenspeculation Plato's, da hiervon in den Dialogen nur sehr schwache Spuren sind. Nach Arist. nahm Plato ein formgebendes und ein materiales Element in den Ideen selbst und daher in allen Dingen an: die Einheit und das Unbegrenzte; letzteres aber zerlegte er in eine Zweiheit: das Grosse und Kleine (S. 52). Tr. erklärt dies so, dass das Grosse und Kleine als relative Begriffe ein Mass voraussetzen; absolut drücken sie die Ueberschreitung jedes beliebigen Masses nach beiden Seiten und so das Unbegrenzte aus. Die genannten Elemente sind zunächst das Princip der Zahl (S. 56), deren nach beiden Seiten unendliche Reihe durch die Einheit bestimmt wird. Aber zugleich ist das Grosse und Kleine das Princip des Raumes; denn dieser zerfällt vermöge seiner unendlichen Theilbarkeit in eine unendlich grosse Anzahl unendlich kleiner Theile (60). Die Vermittelung zwischen Zahl und Raum ist der Punkt. Er ist die Einheit der Lage und als solche Princip der Linie (65). Dennoch ist zwischen Zahlen und Raumgrössen der Unterschied, dass jede Zahl an sich gleich den Ideen nur einmal gedacht werden kann, während unendlich viele ganz identische aber durch die blosse Lage unterschiedene Raumgrössen denkbar sind (71). So erscheinen die Zahlen als die nächste Vermittelung der Ideen mit den Raumgrössen, aus welchen dann die Einzeldinge bestehen, da der Raum nach Plato die alleinige Materie der letzteren ist. Plato unterschied aber die Zahlen selbst in Idealzahlen, mathematische und sinnlich wahrnehmbare Zahlen (72). Letztere sind nur die angewandten mathematischen; die Idealzahlen dagegen gehören nach Plato zu den Ideen selbst. Was darunter zu verstehen, ist noch jetzt ein Problem, zu dessen Lösung Tr.'s Abhandlung einen nennenswerthen Beitrag geliefert hat. Nach Aristoteles' Bericht sind die Idealzahlen im Gegensatz zu den mathematischen nicht addirbar (74), was Tr. aus der qualitativen Verschiedenheit der Ideen ableitet. Ein fernerer Unterschied besteht darin, dass der einen Gattung der Zahlen ein Verhältniss der Abfolge (des ὕστερον und πρότερον) zukommt. Tr. bezieht dies auf die mathemat. Zahlen, die ja eine Reihe bilden (81). Indess hat Brandis dies später als irrthümlich nachgewiesen (Vergl. Zeller, Philos. der Griechen, 2. Aufl. II, 1 S. 433). Die Idealzahlen stehen in einer Abfolge, die wahrscheinlich die Abfolge der Begriffe, d. h. das Verhältniss der höheren Begriffe zu den niederen bezeichnet. Aristoteles überliefert ferner, dass Plato in den Idealzahlen bis zur Zehnzahl fortgegangen (83). Tr. vermuthet, hierin sei nur das dekadische System als das absolute bezeichnet, zeigt aber selbst die Schwierig-

[illegible] dieser Annahme (84). Für die Bedeutung **der Idealzahlen** sucht er nun in Aristoteles Beispiele zu ermitteln. **Er findet deren** drei. Plato leitet nach Arist. aus den Idealzahlen **die Harmonie ab**, was aber auch eine falsche Auffassung des **Aristoteles sein kann** (85). Ferner schliesst Tr. aus Arist. *de anima* **I. 2**, **Plato habe die** Thätigkeiten der erkennenden Seele auf Idealzahlen **reducirt; da er** sie [illegible] als Einheit, die ἐπιστήμη als Zweiheit **oder Zahl der Linie**, die δόξα als Zahl der Fläche (Dreizahl), die αἴσθησις **als Körperzahl** bestimmt. Diese Angaben werden von Tr. (87) **treffend erklärt**, aber nicht aus der Natur der Idealzahlen, **sondern des Raumes**. Endlich folgert Tr. aus Eth. Eud. **I. 8**, **Plato oder die** Platoniker hätten das Gute in Zahlen ausgedrückt, **da dieselben** die Einheit erstreben und diese das Gute an sich ist **(90)**. Aber auch hier ist nicht nachgewiesen, dass die **Idealzahlen gemeint** sind. Übrigens kommt Tr. zu der Endansicht (91), **Plato könne** die Ideen nicht in reine Zahlen aufgelöst haben, **da sonst** ihr [illegible] Anschaulichkeit aufgehoben **wäre und vermuthet**, die Idealzahlen seien nur als Symbole der Ideen **anzusehen** (9[illegible])*. Am Schlusse der Abhandlung werden endlich die **Spuren in den** Dialogen des Plato selbst nachgewiesen, wodurch die **Ueberlieferung** des Aristoteles bestätigt wird. Dahin gehört **besonders die Lehre** des Philebos über das πέρας und ἄπειρον (94), **welche Tr.** [illegible] den ersten Anlass zu der ganzen Untersuchung **gegeben**. [illegible] Philebos bestätigt auch, was am Schluss der **Hauptstelle Metaph.** I. [illegible] berichtet wird, dass bei Plato die Idee des **Guten mit der** Einheit zusammenfällt, wodurch die Ethik an die **Ideenlehre** anknüpft.

Die ganze Schrift Tr.'s ist nicht bloss historisch, **sondern** [illegible] darin entwickelte Grundansicht Plato's ist auch seine **eigene**; [illegible] dem Aristoteles schliesst er sich in den wesentlichen **Fortbildungen** derselben an, die er im Vorübergehen **kurz andeutet**. Er giebt zu, dass Aristot. **im** seiner Polemik gegen **die Platonischen**

* Tr. bemerkt in einer der Dissertation in späterer Zeit **beigefügten** handschriftlichen Note, dass Plato in der Republ. VII. 525 d unter **den Zahlen** [illegible] [illegible] die Ideen der Zahlen, aber nicht die **Idealzahlen** verstehe. Es scheint mir nun, Aristoteles, bei welchem die **Idealzahlen** [illegible] heissen, habe in seiner Polemik missverständlicher **Weise beides** vermischt, wie er auch Zeller II. 1. S. 455 ohne Weiteres annehmen **konnte**. [illegible] Ideen der mathematischen Zahlen seien die Idealzahlen. **Giebt man diese** Ansicht auf, so scheinen die von Arist. angegebenen **Merkmale jener** räthselhaften Zahlen eine genügende Definition zu enthalten. **Die Idealzahlen** sind Zahlen der Ideen, welche nicht addirbar sind und **im Verhältniss der Abfolge** stehen, d. h. sie sind auf die Ideen bezügliche **Ordnungszahlen, welche** die Anordnung der Begriffe von der Einheit her nach der **Stufenfolge der Eintheilung** bezeichnen. So gehörte ihre Erörterung zu dem von **Plato der** mündlichen Unterweisung vorbehaltenen [illegible]. **Tr. erwähnt die** [illegible] S. [illegible] und giebt in einer handschr. Note als Mangel seiner Schrift an, dass er [illegible] [illegible] nicht berücksichtigt. Es ist nach den Ueberlieferungen zweifelhaft, ob Aristoteles die erwähnte Lehre besonders mit der **Bezeichnung der** Zahlen [illegible] gehört hat. **Lag ihm ein getrübter Bericht vor, so würde dies** seinen Irrthum erklären.

Ideenlehre diese nicht immer richtig aufgefasst hat (46); indess nimmt er an, er habe von den richtig erkannten Platonischen Prämissen aus den Hauptmangel des Platonismus nachgewiesen. Wenn nach Plato die Einzeldinge ihren Bestand durch die Theilnahme (μέθεξις) an den Ideen haben, so zeigt Arist., dass eine solche Theilnahme selbst etwas Weiteres erfordere oder voraussetze; denn „wenn auch die Ideen sind, sagt er, so wird doch das daran Theilhabende nicht, wenn kein bewegendes Princip da ist". „Diese Bewegung, bemerkt hierzu Tr. (38), wie denn die Bewegung gleichsam die Seele der Aristotelischen Philosophie ist, macht Aristoteles hauptsächlich gegen Plato geltend". Da ferner nach Plato die Idee des Guten mit der absoluten Einheit zusammenfällt und so das Princip der Naturnothwendigkeit und des freien Geistes nicht geschieden ist, so giebt Tr. Aristoteles Recht, wenn dieser bei Plato wegen der unrichtigen Auffassung des bewegenden Princips auch das Princip des Zweckes falsch aufgefasst findet. „Dass der Geist, heisst es am Schluss der Schrift, sich dieser beiden Begriffe mehr und mehr bewusst geworden, verdankt die Philosophie hauptsächlich dem Aristoteles. Nachdem der Unterschied des Natur- und Sittenprincips aufgestellt war, traten die Naturnothwendigkeit und die Freiheit des Menschen auseinander, bis sie in der höchsten Quelle zur Gemeinschaft zurückkehren." Wie er selbst die ihm nothwendig scheinende Ergänzung des Platonismus, den Begriff der Bewegung, bereits als metaphysische Grundlage seiner eigenen Ansicht entwickelt hatte, zeigen die der Dissertation angehängten Thesen. Die principielle Bedeutung derselben ersieht man noch deutlicher aus der im Concept behufs einer eventuellen Disputation beigefügten kurzen Begründung. Die Thesen stehen im Concept nicht in der Ordnung, in welcher sie gedruckt sind. Die ursprünglich erste lautet: „In der Etymologie liegt eine volksthümliche Philosophie der Begriffe." Hierin ist das Resultat seiner sprach-philosophischen Studien ausgesprochen, wie es sich schon in Kiel gebildet und später nur befestigt hatte. Der Satz kehrt sich, wie aus der Begründung hervorgeht, gegen die Annahme einer absoluten Philosophie. Die Philosophie in ihrem steten Werden hat, was die logische und metaphysische Ableitung der Begriffe betrifft, ihre Wurzel in der Sprache. Die zweite These stellt darauf Tr.'s Ansicht vom Verhältniss des Glaubens zum Wissen in dem verallgemeinerten Grundsatz des Augustin auf: „Auch in der Philosophie geht der Glaube dem Erkennen voran." Die letzten Principien können nur geglaubt werden; darauf beruht die Gewissheit der Philosophie, die Ueberzeugung von der Wahrheit jener Principien. Auch wenn man mit Hegel das reine Denken selbst zum Princip macht, durch dessen Selbstentwickelung die Philosophie entstehen soll, muss man annehmen, dass das Denken an dies Denken als Princip glaube. Ist hiermit im Anschluss an Aristoteles postulirt, dass das Princip der Philosophie unmittelbare Gewissheit habe, so wendet die dritte These sich von

diesem Standpunkt aus gegen den Skepticismus mit einem Aristotelischen Satze: „Wie keine Verneinung ohne vorausgesetzte Bejahung, so giebt es keine reine Skepsis.“*) Die Negation entsteht erst aus der vergleichenden Beurtheilung des unmittelbar Gegebenen. Eine absolute Negation würde sich selbst auch negiren. Die Skepsis ist aber Verneinung der Gewissheit und muss also stets, wenn sie sich nicht selbst aufheben will, von einem unmittelbar Gewissen ausgehen. Dass nun das postulirte Princip, welches unmittelbar gegeben sein soll, auch objective Gültigkeit (nach Kant transscendentale Realität) haben könne, behauptet gegen Kant die vierte These: „Kant's unerkennbares Ding an sich folgt selbst nicht aus seinem Beweise vom Raum und von der Zeit.“ In der Begründung heisst es: „Kant's Beweis thut nur dar, dass Raum und Zeit dem menschlichen Geiste eigen und nicht von Aussen aufgenommen sind. Doch zeigt er nicht die Unmöglichkeit, dass die Formen, welche dem menschlichen Geiste einwohnen und aus seiner Natur fliessen, auch zugleich in der Natur der Dinge liegen.“ Das unmittelbar gegebene und doch objective Princip wird dann in der letzten These ausgesprochen: „Wie Raum und Zeit reine und ursprüngliche Anschauungsformen sind, so auch die Bewegung.“ Die Begründung sagt darüber: „Die Bewegung entzieht sich der Definition. Der Widerspruch, den schon die Eleaten in derselben fanden, ist nur durch die Anschauung zu heben, nicht, wie Kant versucht, durch Begriffe. Der Schein des Widerspruchs entsteht, wenn man aus der Bewegung Raum und Zeit als getrennte und für sich bestehende Momente herausnimmt. Aus Raum und Zeit lässt sich die Bewegung auch nicht ohne Widerspruch zusammensetzen. Wenn nun Raum und Zeit deshalb reine Anschauungsformen genannt werden, weil sie als unendlich gedacht werden können und allen äusseren Erscheinungen zu Grunde liegen, so offenbart sich eben darin auch die Bewegung als reine Anschauung. Raum und Zeit werden unendlich gedacht, indem man jede Grenze in denselben durch Fortbewegung überschreitet. Und da sie selbst ohne Bewegung nicht zu denken sind, liegt diese ihnen und daher auch allen äusseren Erscheinungen zu Grunde.“ Die vier letzten Thesen sind im Druck in umgekehrter, synthetischer Ordnung aufgestellt. Ausserdem ist zu Anfang eine sechste für die Disput. mit Rosen hinzugefügt: „Das Sanskrit lehrt, dass bei der Entstehung der Sprachen das Princip der Casus nicht logische Kategorien, sondern die ersten Anschauungen gewesen sind.“

III. Wanderjahre.

Es war Anfang Juni geworden, ehe sich Tr. von Berlin losmachen konnte, um auf der Schnellpost der Heimath zuzueilen. Dort wollte er nach der langen Trennung den Sommer

*) Vergl. Trendelenb. *Elementa logic. Aristot.* § 4 u. 43.

vielleicht auch länger bleiben, ehe er von Neuem in die Ferne zöge. Aus allen Briefen, welche er während der Universitätszeit geschrieben, spricht die innigste, kindlichste Liebe zu den Eltern und Geschwistern, und es war daher für ihn die höchste Freude, die Seinigen wieder zu sehen. In Eutin wartete seiner eine Gelegenheit, jene Liebe in schöner Weise zu bethätigen. Durch Kränklichkeit seines Vaters und andere äussere Umstände waren die Postacten in Unordnung gerathen. Um den alten Herrn von der Sorge um die Bewältigung der aufgesammelten Arbeit zu befreien, wandte er mehrere Monate daran, mit Hülfe seiner Schwestern Alles wieder zu ordnen, was ihm bei der kleinlichen und verwickelten Rechnungsweise unsägliche Mühe machte. Zu wissenschaftlichen Arbeiten blieb ihm in Eutin daher wenig Musse; aber eine Entschädigung war es für ihn, dass er alle die lieben Verhältnisse in der Vaterstadt und in Kiel, wohin er wiederholt hinüberreiste, wieder anknüpfen konnte. Für seine künftige Lebensstellung eröffneten sich ihm plötzlich die glänzendsten Aussichten. In Kiel war die, durch Wachsmuth's Uebersiedelung nach Leipzig (1825) erledigte Professur der Philologie zu besetzen; sie wurde ihm durch Twestens Vermittelung angeboten; er hätte hier in ähnlicher Weise, wie Brandis in Bonn, Philosophie und Philologie verbinden können. Zugleich theilte ihm sein Oheim in Lübeck mit, dass man ihn dort für eine neu zu schaffende Professur am Gymnasium ausersehen habe. Er widerstand diesen Versuchungen ihn von seinem Lebensplane abzubringen. Besonders verlockend war für ihn die in Kiel angebotene Stellung; so ganz in der Nähe der Heimath, auf dem Schauplatz seiner theuersten Erinnerungen sollte er hier einem Berufe leben, der seiner bisherigen Geistesrichtung vollkommen entsprach. Er kämpfte lange mit sich, ehe er ablehnte. „Es ist wohl nicht mein Fehler," schrieb er an Twesten, „oder in gewissem Sinne nicht meine Tugend, Misstrauen in mich selbst zu setzen; ich habe auch das Bewusstsein, dass ich thun würde, was ich irgend könnte, und keine Zeit noch Kraftanstrengung scheuen. Aber ich müsste mich noch gewaltig sammeln und meine Kenntnisse gewaltsam um einen andern Mittelpunkt zusammendrängen, wenn ich mir in Vorlesungen über Philologie jetzt schon genügen wollte. Ich habe Ihnen offen dargelegt, wie ich in den letzten Jahren mich ganz besonders mit Plato und Aristoteles und der Geschichte der alten Philosophie beschäftigt habe. Ich habe mir freilich alle übrigen Theile der philologischen Wissenschaft nahe und lebendig zu erhalten gesucht. Aber ich möchte nun erst in dem Einen Punkte etwas Rechtes leisten. Uebernähme ich jetzt, die ganze Philologie zu vertreten, ich würde das goldene Wort, im kleinsten Punkt die grösste Kraft zu sammeln, nicht erfüllen können. Ich würde vielleicht mich und andere oberflächlich machen; mich, denn die ganze Philologie erscheint mir als ein zu grosses Feld; andere, weil ich in vielen Zweigen zu wenig vorbereitet bin. Wäre ich tüchtiger in dem,

was ich einst zu leisten wünsche, so würde ich Ihnen sagen, einst wie etwa Prof. Brandis in Bonn (versteht sich, dass es in verjüngtem Maasstab ausfallen müsste) den Kreis meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen ziehen zu können. Ich würde es vielleicht wagen, Sie zu fragen, ob ich nicht auch in einer solchen Stellung, wo ich der Philologie und Philosophie zugleich angehörte, der Kieler Universität nützlich werden könnte. Aber ich will keine unreife Frucht sein, und die Reife kann ich in mir selbst nur befühlen und betasten. Das Auge sieht oft den Apfel roth, ehe er zur innern Reife gediehen ist.“ Den öffentlichen Aemtern zog er jetzt die Stellung als Hauslehrer bei dem Herrn v. Nagler vor, gegen welche er doch ursprünglich eine bestimmte Abneigung gehegt hatte. Johannes Schulze hatte ihm nämlich am 25. Juni einen Brief geschrieben, worin er auf dringenden Wunsch des Herrn v. Nagler auf den früheren Antrag zurückkam. „Soweit ich die betreffenden Verhältnisse kenne,“ schrieb er, „würden Sie in dieser Stellung eine überaus günstige Gelegenheit erhalten, sich in jeder Beziehung weiter auszubilden, Ihre wissenschaftlichen Studien fortzusetzen und sich zu einer öffentlichen Wirksamkeit, welche Ihnen Herr v. Nagler, als der Schwager des Herrn Ministers v. Altenstein demnächst ohne Schwierigkeit eröffnen kann, weiter vorzubereiten.“ Riemann's Rath besonders war es, der Tr. zur Annahme dieses Anerbietens bestimmte; die Aussicht, dem hochverdienten preussischen Cultusminister nahe zu treten und von ihm seinen Kräften angemessen an die rechte Stelle des grossen bewunderungswürdigen Organismus gestellt zu werden, welchen er geschaffen hatte, musste nach Riemann's Meinung für den Patriotismus Trendelenburg's entscheidend sein. Eine unwürdige Protection konnte ja jetzt Niemand in den Eröffnungen Schulze's erblicken. In einem späteren Briefe erklärte dieser, für den Fall, dass das Verhältniss bei dem Herrn v. Nagler wider Erwarten nicht zu Stande kommen sollte, habe der Minister von Altenstein beschlossen, den jungen Candidaten durch Aufnahme in das von Böckh geleitete pädagogische Seminar in Berlin oder durch Uebertragung einer Stelle als Inspector am Joachimsthalschen Gymnasium vorläufig sicher zu stellen, damit er seine Studien in gewünschter Weise fortsetzen könne. Tr. ging auch hierauf mit Dank ein.

Anfang November, wo Herr v. Nagler von einer Reise nach Paris zurückkehrte, begab er sich nach Berlin; das Verhältniss wurde zu seiner grössten Zufriedenheit eingeleitet. Man muthete ihm nicht zu, sich auf eine bestimmte Zeit zu verpflichten. Die zu ertheilenden Stunden — etwa zweiundzwanzig in der Woche — lagen so, dass er die so erwünschte Musse zu seinen Studien behielt. Der von andern Lehrern ertheilte Unterricht im Zeichnen, Schreiben, in der Musik und im Englischen liess ihm drei ganze Vormittage frei. Da Herr v. Nagler als Gesandter am Bundestage einen Theil des Jahres in Frankfurt a. M. zubrachte, so war ihm dadurch die

Aussicht auf häufige Reisen eröffnet. Dies war besonders nach seinem Sinn; denn er hatte eine Abneigung, „schon wurzelfest zu werden" und ein Bedürfniss, seinen Kopf erst mit mannichfachen lebendigen Anschauungen zu füllen. Das Gehalt war verhältnissmässig hoch, so dass er alle seine literarischen Bedürfnisse befriedigen konnte. Herr v. Nagler selbst war ein classisch gebildeter Mann, von dem er viel zu lernen hoffte.*) Er stellte ihm seine Bücher und seine bedeutende Kupferstichsammlung**) zur freien Verfügung. Endlich erschien ihm die Aufgabe, den bildschönen, guten und geweckten Knaben zu bilden, an sich sehr lohnend. Dieser Aufgabe gab er sich denn vor Allem in seiner gewissenhaften Weise mit ganzer Kraft hin. Es kam ihm nicht blos darauf an, seinem Zögling die gewünschten Kenntnisse beizubringen, sondern er ging von Anfang an auf eine volle, alle Geisteskräfte entwickelnde Erziehung aus. Obgleich durch die Aufmerksamkeit, welche seine Schönheit erregte, etwas eitel geworden, hatte der Knabe doch noch ein reines kindliches Gemüth und einen offenen empfänglichen Sinn bewahrt. Aber einsam erzogen und ohne Verlangen, mit Kindern gleichen Alters umzugehen, war er zum Mittelpunkt eines gewissen häuslichen Kreises geworden, um den sich Vieles diensteifrig bewegte, und sein Selbstgefühl war dadurch bereits etwas stark überhoben. In dieses Selbstgefühl bemühte sich sein Erzieher nun „den Samen einer allgemeinen Liebe zu werfen," um es so einer höheren Lebensaufgabe dienstbar zu machen. Er suchte ihn vor allem „auf eine tiefer eingehende Schätzung aller Klassen der Gesellschaft hinzuführen." Dazu benutzte er zugleich das Besuchen von Werkstätten und Fabriken, das ausserdem „seine ganze Lebensansicht mehr practisch machen und über den eigenen engen Kreis hinaus erweitern sollte." Anschauungen aller Art, von Natur und Kunst, bildeten überhaupt die lebendige Grundlage des ganzen theoretischen Unterrichts. Daneben setzte er es durch, dass der Knabe von Eiselen im Turnen unterrichtet wurde, sowie er in jeder Beziehung die körperliche Ausbildung mit der geistigen im Einklang erhielt, und auch den technischen Unterricht im Zeichnen und in der Musik als belebendes Gegengewicht gegen das abgezogene Lernen organisch in den ganzen Erziehungsplan einordnete***). Schnell gewann er die Liebe und Verehrung seines Zöglings durch ein

*) Er hatte besonders eingehende Kunststudien gemacht. Aus Ansbach gebürtig, hatte er dort seine Laufbahn in der preussischen Zeit begonnen und als Mitglied der Ansbacher Regierung 1805 Fichte an die Universität Erlangen berufen, um deren Reorganisation er sich überhaupt Verdienste erworben.

**) Herr v. Nagler hatte diese Sammlungen in den Jahren von 1809—23 angelegt, wo er — in Folge einer Differenz mit Hardenberg pensionirt — ganz der Liebe zur Kunst lebte; 1835 wurden sie vom Staat für das Berliner Museum angekauft.

***) Im Zeichnen wurde sein Zögling von dem Maler Peter Schmid aus Trier unterrichtet. Die Methode desselben, welche der Minister v. Altenstein in den preussischen Schulen einzuführen bemüht war, stellte Tr. in höchst

zartes und geduldiges Eingehen auf seine Individualität, durch seinen lebendigen anregenden Vortrag und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Das Vertrauen der Eltern, welches ihm seine ruhige Consequenz bei kluger Berücksichtigung aller Verhältnisse erwarb, erleichterte ihm seine Aufgabe. Und so entfaltete sich sein durch König bereits auf der Schule entwickeltes pädagogisches Talent um so glänzender, je mehr er durch die Dankbarkeit der Eltern und die Anerkennung des Ministers v. Altenstein, welchen er in Berlin fast wöchentlich mit seinem Zöglinge besuchte, gehoben und angespornt wurde. Freilich verwuchs er dabei nach und nach ganz mit seiner Aufgabe. Zu Ostern 1831 sollte Karl v. Nagler auf das Werdersche Gymnasium zu Berlin gebracht werden; Tr. wollte sich dann an der Berliner Universität habilitiren. Allein der Ausbruch der Cholera trat hindernd dazwischen und Tr. erklärte nun trotz mancher lockenden Aussichten, „er werde nicht eher weichen, als bis er das angefangene und fortgesetzte Werk der Erziehung vollendet habe.“ Er führte seinen Zögling also durch den gesammten Cursus des Gymnasiums hindurch und wandte daran sieben Jahre seines Lebens.

Ohne Zweifel hat diese langjährige pädagogische Thätigkeit vermöge der gründlichen Vorbereitung, welche er stets für seinen Unterricht als nöthig ansah, seine encyclopädische Bildung ausserordentlich erweitert und vertieft, besonders da er seinen Zögling in allen Fächern des Gymnasialunterrichts, auch in der Mathematik und Physik, ausbildete. Ferner gaben ihm der Aufenthalt in dem Hause des Herrn v. Nagler und in dem des Ministers, und der Verkehr mit der vornehmen Welt jene weltmännische Klugheit und Feinheit, die ihn später so sehr auszeichneten, ohne dass dadurch der sittliche Kern seines Wesens im Mindesten verändert wurde; wie er vom Anfange seines Hauslehrerlebens an mit Bewusstsein danach strebte, „Gewandtheit, aber nicht auf Kosten der Einfachheit und Geradheit zu erlangen,“ so schätzte er edle Sitte stets nur, insoweit sie der Ausdruck echter Humanität ist. Ein Hauptgewinn ferner war es für ihn, dass er durch vielfache Reisen, die er theils mit der Familie, oder mit seinem Zöglinge, theils hin und wieder bei Gelegenheit eines kurzen Urlaubs, in Deutschland und der Schweiz machte, eine reiche Anschauung des Lebens und eine umfassende Kenntniss des deutschen Unterrichtswesens gewann, und mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft in persönliche Beziehungen treten konnte.*) Seine Erstlings-Schrift hatte

empfehlender Weise in einem Aufsatze dar, worin er zugleich die Wichtigkeit des Zeichnens für den gesammten Jugendunterricht nachzuweisen sucht: Allgemeine Schulzeitung, 7. April 1829 „Das Zeichnen in den Schulen und die Lehrweise des Herrn Peter Schmid in Berlin.“

*) „Das Bild der Persönlichkeiten solcher Männer, schreibt er in Bezug hierauf, ist mir ein lebendiger Commentar zu ihren Schriften; eine solche Gallerie von Bildnissen berühmter Männer im Geiste ist besser, als nur todte an der Wand oder in der Mappe.“ Am 21. Jan. 1828 hatte er in Weimar auch ein Gespräch mit Göthe; es drehte sich hauptsächlich um Tischbein und

unter den Fachgenossen solchen Anklang gefunden, dass man ihm überall mit Achtung entgegenkam. Schon auf seiner ersten Reise nach Frankfurt, im Februar 1827, machte er in Leipzig die Bekanntschaft eines Universitätsprofessors, der ihm sagte, dass er das Buch sechs Mal durchgelesen. Es war der Philosoph und Philolog Heinr. Richter; in seinem damals eben erschienenen Buche über die Platonischen Ideen *(de ideis Platonis libellus.* Leipzig 1827) war Tr. häufig neben Brandis citirt. Ernst Reinhold in Jena machte in seinem Beitrag zur Erläuterung der Pythagoreischen Metaphysik (S. 29) ebenfalls mit grosser Anerkennung auf Tr.'s Werk aufmerksam. Besonders erfreulich aber war für ihn die Beachtung, welche Brandis dem Buche schenkte. Tr. suchte ihn schon im Frühjahr 1828 auf einer Rheinreise von Schlangenbad aus, wo die Familie öfter den Sommer zubrachte, in Bonn auf, wurde von ihm auf das Freundlichste aufgenommen, und erfreute sich von da an in seinen ferneren Aristotelischen Studien seines mehrfach eingeholten Rathes und seiner literarischen Unterstützung. Es bildete sich zwischen beiden ein sehr herzliches Verhältniss. Durch Brandis wurde er auch gleich bei der ersten Begegnung mit Arndt, Niebuhr und Welcker bekannt gemacht. Im Jahre 1828 besprach Brandis die Dissertation Tr.'s im rheinischen Museum (4. Heft) im Anschluss an eine im selben Heft erschienene ausführliche Recension von Christian Petersen, dem Studienfreunde Tr.'s. Richter, hatte in der erwähnten Schrift nachzuweisen gesucht, dass Aristoteles die Ideenlehre Plato's ganz falsch verstanden habe, und dazu das von Tr. und Brandis gelieferte Material benutzt. Petersen gab Tr. im Allgemeinen vollkommen Recht, bis auf die Erklärung des ἄπειρον, das nach ihm nicht Princip der Ideen, sondern nur der körperlichen Materie sein kann. Brandis widerlegte Richter und stimmte auch gegen Petersen Tr. bei, indem er, abgesehen von der oben (S. 55) angeführten wichtigen Correctur, nur im Einzelnen einige Ausstellungen machte. Es war natürlich, dass sich Tr. durch die ihm von allen Seiten zu Theil werdende Aufmunterung zu weiterer literarischer Thätigkeit angespornt fühlte; indess wurde die Musse, welche er hierfür zuerst in seiner Privatstellung fand, allerdings mehr und mehr beschränkt. Abgesehen von allen Zerstreuungen, denen er sich nicht entziehen konnte, nahm der zu ertheilende Unterricht bei dem Fortschreiten des Knaben bald mehr Zeit, zuletzt ohne die Vorbereitungen wöchentlich 34 bis 36 Stunden in Anspruch. Doch benutzte er jeden freien Augenblick und suchte die Zersplitterung seiner Zeit durch immer grössere Concentration in seinen Arbeiten unschädlich zu machen. Den Impuls zu seinen weiteren Forschungen bot seine Dissertation selbst. Er hatte darin die Auffassung des Aristoteles von der Platonischen Physik, also die Stellen, die sich hauptsächlich auf den Timäus beziehen, als Gegenstand einer besonderen Untersuchung bezeichnet

um seinen von Göthe sehr treffend beurtheilten Zögling. Dabei machte er zugleich die später fortgesetzte Bekanntschaft Eckermanns.

(Seite 6). Der Schwerpunkt der Physik Plato's liegt in seiner Psychologie, über welche sich Aristoteles zu Anfang des ersten Buches *de anima* ausspricht. Hieran wollte Tr. also zunächst anknüpfen. Auch wiesen ihn auf Aristoteles Schrift von der Seele Untersuchungen hin, welche er bereits in seiner Dissertation angestellt hatte. So z. B. über die Art, wie der Platonische Begriff der Wiedererinnerung (ἀνάμνησις) von Aristoteles fortgebildet ist, ferner über die Lehre, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde. Lag hierin die Veranlassung, sich zuerst mit der genannten Aristotelischen Schrift zu beschäftigen, so nahm bei dieser Beschäftigung bald die Psychologie des Aristoteles selbst sein Hauptinteresse in Anspruch, während die Rücksicht auf Plato zu einem untergeordneten Moment seiner Forschung herabsank. Der Grundgedanke des Aristoteles, dass die Seele die Entelechie des Leibes sei, war für ihn von besonderem speculativen Interesse; denn hier erschien die Bewegung — nach Aristoteles der Uebergang von der Dynamis zur Entelechie — als Mittelglied des Körperlichen und Geistigen und der Zweck als das die Bewegung Beherrschende. Die Bücher über die Seele enthalten gleichsam einen Knotenpunkt zwischen der Aristotelischen Physik und Ethik und die wichtigsten metaphysischen Begriffe kommen darin zur Anwendung. Eine gründliche Erklärung der kleinen Schrift erforderte also ein Studium des ganzen Aristoteles, ein Studium, wie es dem Wahlspruche Tr.'s so recht entsprach. Eine solche Erklärung, verbunden mit einer Kritik des noch sehr verderbten Textes setzte sich daher Tr. mehr und mehr zur Aufgabe. Denn was in der Neuzeit für dies Werk geschehen, erschien ihm ganz ungenügend. Voigt hatte vom Kantischen Standpunkte und der damals noch Hegelsche Philosoph Christian Hermann Weisse vom Hegelschen Standpunkte aus einen Commentar geliefert;*) aber gerade hier zeigte sich wieder, wie die philosophische Erklärungsweise dahin führte, die Geschichte der Philosophie durch Hineintragen moderner Ansichten zu entstellen. Tr.'s Hauptaugenmerk war auf erschöpfende Gründlichkeit der Forschung gerichtet. Als im Jahre 1831 Immanuel Bekker die auf Schleiermachers Anregung von der Berliner Akademie veranstaltete Ausgabe des Aristoteles veröffentlichte, und dadurch der Text aus den wichtigsten Handschriften ganz neu gestaltet wurde, entschloss sich Tr., auf Grund dieses Textes, eine Separat-Ausgabe der Bücher *de anima* mit lateinischem Commentar zu veranstalten. Er durfte hoffen, die Bekker'sche Arbeit kritisch wesentlich zu ergänzen; denn Bekker hatte nur Handschriften und nicht die ersten Ausgaben berücksichtigt und die griechischen Commentatoren des Aristoteles nicht zur Berichtigung des Textes benutzt. Was die ersten Ausgaben betrifft, so stand Tr. insbesondere eine Aldina zur Verfügung; die-

*) Voigt: Ueber die menschliche Seele. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. 1794. 2. Ausgabe 1803. — Weisse: Von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig. 1829.

selbe befand sich im Besitz des Dr. med. Kloss in Frankfurt a. M., mit welchem er dort bekannt wurde. Von den Commentatoren waren die Paraphrase des Themistius und die Commentare des Simplicius und Johannes Philoponus bereits herausgegeben, die Paraphrase des Sophonias wurde ihm von Brandis, welcher sie für den 4. Band der erwähnten akademischen Ausgabe des Aristoteles bearbeitete, im Manuscript zur Benutzung gegeben. Die Zusammenstellung und Sichtung des massenhaften Materials, welches er nach und nach aufgehäuft hatte, nahm mehrere Jahre in Anspruch, so dass die Arbeit erst 1833 druckreif wurde, eine Frucht siebenjährigen Fleisses.

Nur wenige kleinere literarische Arbeiten beschäftigten Tr. neben der grossen Hauptarbeit. Zu Anfang des Jahres 1827 hatte sein Freund Christian Petersen ein Buch über die Philosophie des Stoikers Chrysipp herausgegeben *(Philosophiae Chrysippeae fundamenta in notionum dispositione posita)*. Er schickte dasselbe an die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin, deren Organ die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik waren, zur Recension. Johannes Schulze gehörte zur Redaction des Blattes; er veranlasste sogleich die Societät, Tr. als Mitarbeiter aufzunehmen, und während er diesen, der gerade in Frankfurt a. M. war, um seine Zustimmung zu dem Beschlusse der Gesellschaft bat, antwortete er Petersen, die Recension sei Tr. aufgetragen. Letzterer sagte ohne weiteres Bedenken zu. Als er einige Tage darauf die Bekanntschaft Brandis' in Bonn machte, sprachen sich dieser und Niebuhr sehr ungünstig über die Jahrbücher aus. Brandis tadelte seinen Beitritt, weil das Blatt nur die Hegelsche Schule vertrete und weil jeder Theilnehmer, da es ein Organ einer Societät sei, mitverantwortlich für alle oft empörenden Recensionen desselben wäre. Tr. wusste indessen, dass der Minister v. Altenstein die Jahrbücher zu einem Organ der Berliner Universität zu machen wünschte, obgleich sie thatsächlich, wie die Universität selbst, von der Hegel'schen Schule dominirt wurden, und da jeder Recensent mit seinem Namen eintrat, so konnte er keine Mitverantwortlichkeit für Andere anerkennen. Die Recension erschien denn auch im December 1827 (Seite 1733 ff.). Petersen hatte die vier von den Stoikern γενικώτατα genannten Begriffe: Substrat (ὑποκείμενα), Qualität (ποιὰ), Verhalten des Dinges an und für sich (πὼς ἔχοντα), und Relation zu Anderem (πρός τί πως ἔχοντα), aus den Aristotelischen Kategorien abgeleitet und nachzuweisen gesucht, dass sie der ganzen Systematik der stoischen Philosophie zu Grunde lägen und diese sich in allen Theilen nach ihrem Schema gliederte. Tr. bestritt die für diesen Schematismus angeführten Gründe und damit den Grundgedanken der Schrift, obgleich er zugab, dass das Gepräge jener sogenannten Kategorien in vielen stoischen Begriffen nicht zu verkennen und von dem Verfasser richtig nachgewiesen sei.*) Durch den dem Freunde gegenüber einge-

*) Er hat später in den historischen Beiträgen zur Philosophie Bd. I.,

haltenen, durchaus objectiven Ton und die eingehendste Würdigung des recensirten Buches ist diese Kritik ein Muster.*) Sie ist zugleich in mehreren Punkten bezeichnend für seine eigene philosophische Ansicht. Sie beginnt mit einigen Worten über den Werth der alten Philosophie. In Uebereinstimmung mit der Hegelschen Anschauungsweise deutet er zuerst darauf hin, dass in der Geschichte der Philosophie die früheren Stufen der Begriffe sich in jeder späteren wieder erneuern, indem das Mehrseitige der späteren Zeit das Einseitige der frühern — insofern in diesem Einseitigen eine Seite als Wahrheit einer Richtung des Ganzen sich offenbart — wieder in sich trägt im Verhältniss eines Gliedes zum Ganzen. In der Geschichte der alten Philosophie erscheint aber, wie im ganzen Alterthum, ein abgeschlossenes Ganzes, „gleichsam das begleitende höhere Bewusstsein der alten Welt" und in diesem Mikrokosmos spiegelt sich der Makrokosmos wieder. „Die griechische Philosophie ist die Mutter aller abendländischen, ursprünglich schöpferisch und in Breite und Tiefe durchgebildet und dieser Theil der Alterthumswissenschaft greift nicht blos geschichtlich, sondern auch durch Gegenstand und Art der Untersuchung in die neuere Wissenschaft hinüber, ähnlich der Euklidischen Mathematik." Daher begrüsst er es mit Freude, dass die Erforschung der alten Philosophie immer reger betrieben wird. Das zu recensirende Werk als Ergebniss dieser geschichtlichen Forschung will er rein geschichtlich prüfen, ohne mit irgend einem vorbestimmten Begriffe des Stoicismus voranzueilen (S. 1735). Spricht er sich hierdurch stillschweigend gegen die Hegelsche Art der Kritik aus, so opponirt er an einer andern Stelle in ähnlicher Weise gegen die philosophische Methode Hegel's. Bei der Besprechung des logischen Schematismus, welchem Petersen bei den Stoikern eine ähnliche Stelle wie bei Hegel zuschrieb, sagt er: „Auch darf einförmiger Schematismus nicht mit dem in sich nothwendigen System verwechselt werden. Jener ist oft eine bloss subjective Form, in welche der Gedanke gezwängt wird, ein fremder Typus, in dem die Bewegung erstarrt; dieses in seiner Vollendung würde die Objecte, die ihnen in jeglicher Gestalt in Einheit und Mannichfaltigkeit eigenthümlich entsprechende Form

S. 219 sein Urtheil über Petersens Schrift noch einmal zusammengefasst. „Bekanntlich hat Chr. Petersen," sagt er dort, „durch seine reichhaltige Schrift die stoische Kategorienlehre wieder in die Geschichte der Philosophie eingeführt. Der gelehrte Stoff ist darin zusammengebracht, aber mit einem Scharfsinn behandelt, der nicht selten über die Grenzen des Gegebenen hinausführt."

*) In zarter Weise bringt Tr. darin zugleich seinen Lehrern v. Berger und Böckh eine Huldigung dar. „Der Verfasser," sagt er, „wie aus der Vorrede hervorgeht ein Schüler der Hochschulen zu Kiel und Berlin, widmet diese seine wissenschaftlichen Erstlinge zweien seiner Lehrer, zwei würdigen Männern, dem Etatsrath v. Berger in Kiel und dem Prof. Böckh in Berlin, von denen ersterer mit seiner vielseitigen Umsicht und tief schönen Darstellung den Verfasser ohne Zweifel für die Philosophie anregte, und der letztere, wie der Verfasser dankbar anerkennt, ihn zur Bearbeitung des Chrysipp veranlasste."

aus sich erzeugen lassen und dadurch Nothwendigkeit und Leben zugleich gewinnen. So kennt Plato und Aristoteles den Schematismus nicht, den die Scholastiker aufbauten und in den auch zum Theil die Kantische Schule aufging.“ Diese stillschweigende Opposition gegen Hegel wurde übersehen. Aber durch Brandis' Bemerkungen über die Berliner Jahrbücher doch etwas beunruhigt, beschloss Tr. nun die Societät für wissenschaftliche Kritik die Feuerprobe bestehen zu lassen, indem er sich zur Recension das Buch eines Hegelianers ausersah. Michelet, seit 1826 Privatdocent an der Berliner Universität, hatte 1827 eine kleine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältniss zum System der Moral. Tr. schrieb eine ausführliche Kritik des Buches. Er sprach sich sehr anerkennend über das Streben aus, die Ethik des Aristoteles in ein neues Licht zu setzen, da bei der Abhängigkeit der Philosophie von der Entwickelung der einzelnen Wissenschaften die Neuzeit gerade in der Ethik dem Aristoteles weniger entwachsen sei, als in der Naturphilosophie. Michelet hatte nun das Verhältniss der Ethik des Aristoteles zum System der Moral, nämlich der Hegelschen Moral, untersucht, um zu zeigen, „wie jene sich an sich selbst in das philosophische System zurücknehme und in dasselbe aufgehe“. Tr. rühmt die Grossartigkeit dieses kritischen Standpunktes; aber da Michelet zu Anfang des Jahres 1828 eine Darstellung des Systems der Moral hatte folgen lassen, so will der Recensent dem Beurtheiler dieses Systems nicht vorgreifen und beschränkt sich deshalb nur auf Prüfung der immanenten Kritik, welche zugleich an Aristoteles geübt ist. Er lobt die geistreiche Darstellung und rügt nur einige Ungenauigkeiten, hineingetragene Gedanken und willkürliche philosophische Etymologien. Nach der Darstellung der Aristotelischen Ethik weist Michelet in seiner Schrift die bisher gegen dieselbe geltend gemachten Einwände zurück und polemisirt besonders gegen Schleiermacher's „Kritik der bisherigen Sittenlehre“. Hierin tritt ihm der Recensent entschieden entgegen, obgleich er Schleiermacher in Bezug auf Aristoteles auch nicht ganz Recht geben kann. In der Kritik der bisherigen Sittenlehre war dem Aristoteles unter Anderm vorgeworfen, dass die von ihm aufgestellte Reihe der Tugenden nur den Namen eines Haufens verdiene, weil sie nicht nach einem Princip entwickelt seien. Michelet versucht nun in jener Reihe eine dialektische Entwickelung nachzuweisen. Diese Einschmuggelung Hegelscher Dialektik in den Aristoteles bekämpft Tr. auf das Entschiedenste. Nachdem er gezeigt, dass sie auf einer unrichtigen Interpretation beruhe, sagt er: „Es bleibt daher noch immer das Gesetz zu suchen, das die Tugenden der Aristotelischen Ethik in der vorliegenden Reihe aneinanderfügte. Schwerlich aber kann hier die Architektonik des frei durch sich construirenden Gedankens die historischen Spuren ersetzen, die nach unserer Meinung aus dem Aristoteles selbst über seine Eintheilung der Triebe sorgfältig zu

sammeln wären.“ Im dritten Theile seines Buches hatte Michelet nun die wahre Kritik der Aristotelischen Ethik geben wollen. Er zeigt dabei, wie sich bei Aristoteles für die Tugend ein quantitatives Verhältniss ergeben musste, so dass sie als Mitte zwischen zwei Extremen erklärt wird. Tr. fand den Beweis deswegen unzulänglich, weil derselbe nur feststellte, warum bei Aristoteles überhaupt ein quantitatives Verhältniss in der Tugend angenommen wird, aber nicht, warum dasselbe gerade das der Mitte ist. Er suchte die Deduction Michelet's in folgender Weise zu ergänzen: Da von Aristoteles die Triebe als berechtigt anerkannt werden, in diesen aber kein Gesetz des Begehrens ist, giebt es nach den natürlichen Bedingungen entgegengesetzte Richtungen der Triebe. Diese sprechen ihre Entgegensetzung in den Endpunkten der letztern, den Extremen, am bezeichnendsten aus. Da nun beide extreme Richtungen gleichberechtigt sind, und sich doch einander aufheben würden, so kann die Vernunft, um das Recht beider anzuerkennen, nur den einzigen Punkt, den beide Richtungen gemeinsam haben, d. h. die Mitte, gelten lassen. Soll daher der unvernünftige Theil der Seele mit dem vernünftigen übereinstimmen, worin nach Aristoteles die Tugend besteht, so muss diese die Mitte zwischen zwei Extremen sein. Michelet findet nun gerade in dem Vorherrschen des Quantitativen den Mangel der Aristotelischen Ethik. Die höhere Entwickelung hat nach ihm darin bestanden, dass die Quantität in die Qualität umschlug und die Triebe als böse der Vernunft gegenübergesetzt wurden. Dass die letztere Ansicht auf die Aristotelische und überhaupt antike von der Berechtigung der Triebe gefolgt ist, gesteht Tr. zu, aber er kann den Grund davon nicht in einer logischen Nöthigung, in dem Umschlagen der Quantität zur Qualität erblicken. Michelet hatte zur Verdeutlichung dieses Processes das übliche Beispiel des Haufens angewandt. Die Wegnahme einzelner Steine von einem Steinhaufen hebt die Qualität desselben nicht auf; aber endlich wird man an einen Punkt gelangen, wo man gezwungen ist, zu sagen, dies sei kein Haufe mehr. Die blosse Veränderung des Quantums ist also in eine Veränderung der Qualität übergegangen. Aber Tr. weist darauf hin, dass hier die Qualität eben nur in einer unbestimmten Quantität bestehe. Durch die Verminderung der Quantität wird der Begriff des Haufens aufgehoben, aber es findet dabei kein Uebergehen der einen Kategorie in die andere Statt; so werden auch die Triebe, wenn sie über die richtige Mitte hinaus vermehrt oder vermindert werden, böse, weil die Qualität der Tugend, wodurch sie gut sind, aufgehoben wird, wenn man das quantitative Verhältniss aufhebt, worin sie allein besteht. Aber hieraus folgt keineswegs, dass die Triebe an sich als böse gesetzt werden müssen; zu einem solchen Uebergang findet sich keine Nöthigung in dem Aristotelischen System. Die ganze Kritik der Michelet'schen Schrift war nicht nur durchaus objectiv, sondern sogar mit einer besonders achtungsvollen Höflichkeit abgefasst.

Allein die Berliner Societät wies sie auf Antrag Hegel's zurück. Tr. trat hierauf zwar nicht aus der Societät aus; aber er lieferte seitdem für die Jahrbücher vor Hegel's Tode nur zwei kleine harmlose Recensionen über historische Arbeiten. 1829 (S. 797 ff.) zeigte er eine Schrift des nachmals berühmt gewordenen Orientalisten Neumann an: „*Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe Arménien du V. siècle de notre ère, et principalement sur ses traductions de quelques écrits d'Aristote**), 1831 (S. 439) eine kleine Abhandlung seines Freundes Petersen: *Annotationum in Cornelium Tacitum specimen primum ed. P. Petersen. Crucenaci 1829.* Dagegen schloss er sich an den Kreis des von Brandis und Niebuhr herausgegebenen Rheinischen Museums an; er schrieb 1828 noch vor der Zurückweisung jener Recension auf Brandis' Antrieb als Beitrag zum Rheinischen Museum eine bei seinen Arbeiten über die Bücher *de anima* entstandene Abhandlung unter dem Titel: „Das τὸ ἑνὶ εἶναι, τὸ ἀγαθῷ εἶναι etc. etc. und das τὸ τί ἦν εἶναι bei Aristoteles. Ein Beitrag zur Aristotelischen Begriffsbestimmung und zur griechischen Syntax." Schon in einer Anmerkung seiner Erstlingsschrift (S. 40) hatte er in dem Terminus τὸ τί ἦν εἶναι das Imperfectum ἦν als Ausdruck des πρότερον φύσει erklärt und darin eine Annäherung an die Platonische Ideenlehre aus einer Stelle der Metaphysik nachgewiesen. In den Büchern *de anima* hatte er nun Veranlassung gefunden, sowohl diesen Terminus, als auch den verwandten des εἶναι mit dem Dativ des Prädicats genauer zu untersuchen. Die Resultate dieser Untersuchung legte er in jener Abhandlung dar und wandte sie zugleich zur Erklärung schwieriger Stellen der Bücher *de anima* an (S. 464, 477). Den Dativ bei εἶναι erklärte er als Possessiv oder wie er „nach dem Beispiele der Vorschläge zu einer nothwendigen Sprachlehre (1812)" (S. oben S. 9) sagt, als „Acceptiv".**) Der ganze Terminus, der hier behandelt wurde, „der schöpferische Begriff, welcher allem Werden voraufgeht und nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Natur sich verwirklicht", nahm, wie man aus der Abhandlung herausfühlt, das besondere Interesse des Autors in Anspruch; bezeichnete er doch den Schwerpunkt der Aristotelischen Weltanschauung, deren Wahrheit ihm mehr und mehr auch durch die moderne Naturwissenschaft indicirt erschien. Den bezeichnenden Namen und damit den klaren begrifflichen Ausdruck für die-

*) In Bezug auf die orientalischen Uebersetzungen des Aristoteles sagt Tr.: „Wenn man in der Geschichte fand, dass die Cultur immer mit der Sonne von Osten nach Westen zog, so ist doch hier — freilich nur in einem einzelnen Kreise — die schöne Ausnahme einer bleibenden Rückwirkung. Wenn das zu Tage erscheint, was den Geist in seinem eigensten Wesen begreift, so findet es auch allmählich den Geist in jedem Volke. Es bleibt ein Sieg des tiefen besonnenen Geistes, dass er, der nüchterne und bilderlose, selbst die feurigen und bilderreichen Morgenländer ergriffen."

**) Tr. wollte noch einige ähnliche Aufsätze für das Rh. M. schreiben; dasselbe ging aber 1831 durch den Tod Niebuhr's ein; eine neue Folge begann erst 1833 unter Welcker nnd Naeke.

selbe fand er bei einem Manne, mit welchem er gleich zu Anfang seiner Wanderjahre in das innigste Verhältniss trat: dem Grammatiker Karl Ferdinand Becker. Schon auf der Universität hatte er durch Rosen Becker's erstes grammatisches Werk, die „Wortbildung der deutschen Sprache" (1824), kennen gelernt. Rosen war mit Becker's Sohne befreundet, der in Berlin Privatdocent der Medicin war. Als nun Tr. 1827 zum ersten Male nach Frankfurt a. M. ging, wurde er durch Rosen's Vermittelung in Becker's gastfreundliches Haus in Offenbach eingeführt. Gleich bei der ersten Begegnung fühlten sich die beiden innerlich verwandten Männer zu einander hingezogen. Becker hatte damals gerade den Organism der Sprache erscheinen lassen, ein für Tr. höchst interessantes Buch, da er darin eine neue Stütze für seine Weltanschauung fand. Becker betrachtete die Sprache als „organische Verrichtung", d. h. als „eine von denjenigen Verrichtungen lebender Wesen, welche aus dem Leben des Dinges selbst mit einer inneren Nothwendigkeit hervorgehen und zugleich das Leben des Dinges selbst zum Zweck haben, indem nur durch diese Verrichtungen das Ding in der ihm eigenen Art sein und bestehen kann." Diese der aristotelischen Verbindung von Bewegung und Zweck entsprechende Ansicht hatte Becker auf dem Grunde naturwissenschaftlicher Studien ausgebildet und sie war zugleich der Ausfluss seiner gesammten philosophischen Weltanschauung, welche er als organische bezeichnete. Diese Bezeichnung, die in ihrem historischen Ursprunge selbst auf Aristoteles zurückführte (vergl. Tr.'s Ausgabe *De anima* S. 331), nahm Tr. als adäquaten Ausdruck des Platonismus an. Der Verkehr mit Becker hatte überhaupt einen ausserordentlich tiefgehenden Einfluss auf ihn. Bekanntlich hatte Becker sich der Sprachforschung erst im vorgerückten Alter zugewandt, zunächst veranlasst durch ein pädagogisches Bedürfniss, als er (seit 1819) Ausländer in der deutschen Sprache zu unterrichten unternahm; seine deutsche Wortbildung schrieb er im 49. Lebensjahre. Vorher hatte er in seiner mehr als zwanzigjährigen Thätigkeit als Arzt die Entwickelung der Naturwissenschaften eifrig verfolgt, aber stets mit philosophischem Geiste, der ihn einst in seiner Jugend ähnlich wie Reinhold aus den Banden der Priestergewalt befreit hatte.*) Er war also vorzüglich geeignet, von seiner verwandten Weltansicht aus, Tr. in ein tieferes Verständniss der Natur einzuführen. Tr. sah sich sowohl durch den Unterricht seines Zöglings als auch durch seine psychologischen Studien auf die Naturwissenschaft hingewiesen. Er studirte gleich bei seinem ersten Aufenthalt in Frankfurt Botanik; der botanische Garten lag dicht bei Herrn v. Nagler's Wohnung; er konnte Vorlesungen bei dem Leiter desselben, Prof. Becker (nicht verwandt mit dem Grammatiker) hören, mit dem er ausserdem wöchentlich einmal in den

*) Vergl. Dr. Karl Ferd. Becker, der Grammatiker. Von Dr. Georg Helmsdörfer. Abdruck aus der Allgemeinen Schulzeitung 1849, S. 5.

frühen Morgenstunden Excursionen machte.*) In dem Senkenbergischen naturhistorischen Museum begann er das Studium der Zoologie. Ferner trat er dem Frankf. physikalischen Verein bei. In diesen Studiengang griffen orientirend, anregend und zusammenfassend die Vorlesungen Humboldt's über physische Weltbeschreibung ein, denen er in Berlin seit 1827 beiwohnte. Ferd. Becker leitete ihn besonders zu scharfer realistischer Auffassung der Naturobjecte an und führte ihn in die Physiologie ein. Tr. beschäftigte sich auch eingehend wieder mit Mathematik, und trug sich mit dem Plane, die Geometrie genetisch durch Ableitung aus der constructiven Bewegung zu bearbeiten (Vergl. Log. Untersuch. I., S. 274 ff.). In den disparaten historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen, die ihn so zugleich anzogen, suchte er aber immer die „übereinstimmenden logischen Grundgedanken" und in dieser, die formale Logik und Metaphysik verbindenden Betrachtungsweise fand er an Becker's grammatischer Theorie eine wesentliche Stütze. Becker hatte in der ersten Ausgabe des Organism S. 23 das Verhältniss zwischen Grammatik und Logik mit dem von Mathematik und Physik verglichen. Er ging, wie er in der Vorrede zur 2. Aufl. S. XV. erklärt, ursprünglich nirgends davon aus, Anschauungs- und Denkformen in der Sprache auffinden zu wollen, sondern fasste die vorgefundenen Sprachformen zuerst in ihrer nächsten Bedeutung auf, um so auf inductivem Wege zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen. Die hiernach gefundenen Normen erschienen ihm freilich als Gesetze des verleiblichten Denkens; aber die Sprache konnte keineswegs als Anwendung der Schullogik angesehen werden. Tr. betrachtete dagegen die Sprache vom Standpunkt einer genetischen Logik, welche die Denkformen in ihrer Beziehung zu den Formen der Dinge abzuleiten strebt; diese Logik fand er in Becker's organischer Ansicht der Sprache bestätigt. Das Sprechen gehörte nach Tr.'s Meinung der innersten Werkstatt der Gedanken an; das Denken wird in seiner eigensten Gestalt nur durch Sprechen möglich, und die Grammatik erhebt die Begriffe und ihre Zusammenfügungen, wie sie ohne unser Bewusstsein in der Sprache liegen, zum Lichte des Bewusstseins. Mit dem grössten Interesse überzeugte sich Becker seinerseits von der Uebereinstimmung; eine solche genetische Logik erschien ihm als Regulativ, wonach die Grammatik ihre eigentliche Aufgabe zu lösen habe, während die Grammatik das psychologische Correctiv der Logik ist. (Vergl. Organismus, 2. Aufl. S. 26 und Log. Untersuchungen I, 387.) Tr. fand bald, dass dies Verhältniss zwischen Logik und Grammatik das ursprüngliche war, dass sich beide im Alterthum in den ersten

*) Mit diesen Beschäftigungen steht ein kleiner Aufsatz von Tr., „Vorschlag" überschrieben, in „Iris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen," 1828, No. 60, in Verbindung. Er schlägt darin vor, die zahlreichen ausländischen Pflanzenarten in den Wallpromenaden von Frankfurt nach Namen und Herkunft durch Täfelchen zu bezeichnen.

Schritten ihrer Entwickelung unterstützt haben. Durch die von ihm recensirte Schrift Petersen's über Chrysipp war er auf die Geschichte der Kategorienlehre aufmerksam geworden; jetzt, wo er nach dem Ursprunge der grammatischen Kategorien forschte, erkannte er, dass Aristoteles seine Lehre aus der Betrachtung der Sprache gewonnen habe. Becker ging mit besonderer Aufmerksamkeit auf diese historischen Betrachtungen ein. Er hatte zwar die alten Sprachen nie ganz vernachlässigt und verstand ausserdem mehrere moderne, als er seine Sprachforschungen begann; zu der ersten Auflage des Organism hatte er auch bereits sprachvergleichende Studien gemacht; doch überwog bei ihm die physiologische Betrachtungsweise; durch Tr.'s Einfluss trat bei ihm die historische erst in ihr volles Recht ein. Trend. verkehrte mit Becker in der Frankfurter Gesellschaft für deutsche Sprache, in welche er sich aufnehmen liess, und brachte ausserdem den grössten Theil seiner freien Zeit in seinem Hause zu, und Becker's ausserordentliche Productivität während dieser Jahre ist hauptsächlich dem verjüngenden Verkehr mit dem jüngeren Freunde zuzuschreiben. Wiederholt erklärte er, dass er mit Niemandem ein solches geistiges Verständniss gehabt habe. Alle seine Arbeiten wurden mit Tr. geplant und besprochen. Das Manuscript zur „deutschen Grammatik" (29), „Schulgrammatik" (31)*), zum „Leitfaden für den ersten Unterricht" (33) und zu der Schrift „das Wort in seiner etymologischen Verwandlung" (33) wurde Tr. abschnittweise zur Prüfung vorgelegt und oft mit Rücksicht auf seine Bemerkungen umgearbeitet. Becker schreibt über dies Verhältniss 1832, als er das Manuscript zu der etymologischen Schrift endgültig feststellte: „Da ich wünsche, dass der Druck bald beginnen könne, bin ich jetzt beschäftigt, das Ganze durchzusehen und dabei werde ich denn sehr oft gewahr, wie viel ich Ihren schriftlichen und mündlichen Mittheilungen verdanke. Ich glaube, wenn Sie nicht mehr in meiner Nähe sind, werde ich nichts Neues pro-

*) Eine Anzeige der „Schulgrammatik" schrieb Tr. anonym in der Hallischen Literaturzeitung 1833, No. 196 u. 197. Er spricht sich darin über das Grundergebniss der Becker'schen Forschung in folgender Weise aus: „Es geht Ein Princip durch das Ganze hindurch und dasselbe Gesetz herrscht in der Betonung und der Flexion, wie im Satz und in der Wortstellung. Das Princip ist auf den einfachen Gegensatz von Thätigkeit und Sein, von Begriff und Form desselben zurückgeführt. In der ganzen Natur erscheinen Thätigkeit und Sein zusammen; sie sind für den Begriff einander entgegengesetzt, aber in der Erfahrung ewig vereinigt. Die Thätigkeit erzeugt ein Sein; das Sein ist Träger und Grundlage der Thätigkeit. In dieser wechselseitigen Beziehung fasst die Sprache den Gegensatz auf. In der Wortbildung entspringt aus dem Verbum das Substantiv und im Satz wie in der Zusammensetzung herrscht der Begriff der Thätigkeit. — Insofern die Sprache das äussere Kleid des Gedankens ist, hat sie ihren Ursprung in der schaffenden Phantasie und steht in dieser Beziehung gleichsam in einer Reihe mit den Erzeugnissen der Kunst. Das Wesen der Phantasie ist die Bewegung und es bot sich der Sprache die Thätigkeit, die unter dem Bilde der Bewegung erscheint, als das Erste dar. Das Verbum, der Begriff der Thätigkeit, ist das Ursprüngliche, aus dem sich die übrigen Theile der Sprache entwickeln."

duciren, sondern nur das Alte wiederkäuen.“ Besonders innig gestaltete sich Tr.'s Verkehr mit Becker dadurch, dass sie auch in allen grossen praktischen Fragen, besonders in der Politik, vollkommen übereinstimmten. Becker hatte eine kleine Pensionsanstalt, worin gegen 16 Zöglinge waren, darunter mehrere Engländer. Hierdurch knüpfte Tr. angenehme Bekanntschaften in England an und wurde zur erneuten Beschäftigung mit der englischen Literatur angeregt*); durch seinen Studienfreund Küper, der bei der englischen Gesandtschaft in Frankfurt attachirt war, wurden diese Beziehungen noch erweitert. Ausserdem fand er reichlich Gelegenheit und Veranlassung, sich mit der französischen und italienischen Sprache zu beschäftigen.

Im Frühjahr 1832 wurde beschlossen, dass Karl v. Nagler zu Ostern des folgenden Jahres das Abiturienten-Examen machen sollte. Er hatte vorzügliche Kenntnisse, so dass vorauszusehen war, er werde die Prüfung mit Ehren bestehen. Doch wünschte Tr., der oft auf die Einseitigkeit der Einzelerziehung aufmerksam gemacht, er möge die Anforderungen der Schule kennen lernen; er liess ihn deshalb nach Ostern einige Wochen an dem Gymnasium zu Creuznach, wo sein Freund Abraham Voss**) Professor war, hospitiren, so dass er für das letzte Jahr seines Unterrichts eine Art Richtschnur erhielt. So neigten sich denn die Wanderjahre ihrem Ende zu. Das Manuscript zu der Ausgabe der Bücher über die Seele war nun auch fast vollendet. Bei der letzten Durchsicht leistete ihm besonders ein jüngerer Freund wichtige Dienste, der jetzige Director des Eutiner Gymnasiums, Ch. Pansch. Er war einst in Eutin sein Schüler gewesen und seitdem stets in freundschaftlicher Verbindung mit ihm geblieben. Auf seine Empfehlung war er 1828 als Hülfslehrer in das Beckersche Haus gekommen und dort von Tr. mit in seine wissenschaftlichen Bestrebungen hineingezogen worden.***) Seit 1831 hatte er zwar eine Stellung in Bonn angetreten, aber er kam in den Osterferien 1832 nach Offenbach zum Besuch; hier las er das Manuscript genau durch und disputirte dann des Abends scharfsinnig mit Tr. darüber; hierdurch erhielt die Arbeit selbst für diesen wieder Reiz, den sie zum Theil durch die Länge der darauf verwandten Zeit verloren hatte. Auch lernte er zugleich in diesen Ferien in Frankfurt den

*) Aus diesen Beziehungen ist eine kleine anonyme sinnig geschriebene Anzeige in der „Allgem. Schulzeitung“, 1830, S. 1191 ff., hervorgegangen. Sie betrifft eine anonyme Uebersetzung von Mrs. Bartauld's berühmter Jugendschrift *Hymns in prose for children*, die unter dem Titel „Hymnen. Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder“ 1830 in Frankfurt a. M. erschienen war.

**) Mit der Familie Voss war er von Eutin her bekannt. Dort war ein anderer Sohn von Joh. Heinr. Voss Arzt. Abraham Voss lernte er dann in Frankfurt genauer kennen, und trat auch mit der Wittwe des Dichters bei Besuchen in Heidelberg in freundschaftliche Verbindung.

***) Pansch schrieb später „*de Ethicis Nicomacheis genuino Aristotelis libro dissert.* Bonn 1833“ und „*de Arist. Ethic. Nicom.* VII, 12—15 *et* X, 1—5, Gymn.-Progr. Eutin 1858.“ Erstere Schrift hat Tr. anerkennend beurtheilt in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik, Sept. 1834, No. 42, 43.

Prof. Göttling aus Jena kennen, einen Freund von Abrah. Voss; dieser, der sich eingehend mit Aristoteles beschäftigt und 1824 die Politik desselben herausgegeben hatte, nahm ebenfalls an der Revision Antheil und wurde dabei mit Tr. sehr befreundet. Karl v. Nagler sollte sein Examen nach damaliger Einrichtung bei einer wissenschaftlichen Prüfungscommission machen; auf Tr.'s Rath wurde dazu die Commission in Bonn gewählt. Am 1. Januar 1833 zog er mit ihm dorthin, wo sie bis zum Examen sehr zurückgezogen lebten. Der junge Mann nahm *Privatissima* und *Examinatoria* bei den Mitgliedern der Prüfungscommission, um die Weise und Anforderungen derselben kennen zu lernen und zugleich seine Schulbildung fruchtbar zusammenzufassen. Die Herren waren über seine Kenntnisse erstaunt; besonders urtheilte der Prof. der Mathematik Diesterweg, ein älterer Bruder des Pädagogen, sehr günstig über seine mathematische Ausbildung. Tr. selbst benutzte den Aufenthalt in Bonn dazu, seine Kenntnisse in der Chemie zu vervollständigen; er setzte seinen Verkehr mit den ihm bekannten Professoren fort und machte neue interessante Bekanntschaften. Brandis war zu seinem Bedauern nicht anwesend; er hielt sich in dem Wintersemester in Berlin auf, um die letzte Hand an den zur Akademie-Ausgabe des Aristoteles gehörigen Scholienband zu legen; er blieb aber in Briefwechsel mit Tr. Vergebens bemühte er sich übrigens in Berlin, für Tr.'s Werk, das seit October druckfertig war, einen Verleger zu finden; auch Tr.'s eigene Bemühungen waren lange vergeblich, die grössten Verlagshandlungen scheuten sich damals, grössere streng wissenschaftliche Werke zu übernehmen. Erst im Februar gelang es Tr., den Buchhändler Walz in Jena für den Verlag zu gewinnen; sein Freund Göttling erbot sich, die Correctur an Ort und Stelle zu besorgen. Indessen bestand der junge v. Nagler Anfang März sein Examen auf das Glänzendste, obgleich die Examinatoren im Vertrauen auf seine überlegenen Kenntnisse dasselbe für ihn absichtlich erschwert hatten. Er erhielt das Prädicat No. I, das in Bonn, wo jährlich 80—100 junge Leute geprüft wurden, seit vielen Jahren nicht ertheilt war. Tr. hatte sich bereits im December 1832 mit einem Anstellungsgesuch an das Ministerium gewandt und es war ihm auch vertraulich die Aussicht auf eine ausserordentliche Professur in Berlin eröffnet. Er musste jetzt seine Berufung gewärtigen. Wehmüthig stimmte es ihn, dass er gerade um diesen Zeitpunkt die Nachricht von dem Hinscheiden seines geliebten Lehrers v. Berger erhielt. Er hatte denselben ein Jahr vorher, im Herbst 1832, bei einem kurzen Besuch in der Heimat noch einmal gesehen und Berger hatte damals im Gefühl der innigsten Geistesverwandtschaft beim Abschiede zu ihm gesagt: „Lassen Sie uns verbunden bleiben, so lange wir noch auf der Erde zusammen sind.“ Tr. durfte sich berufen fühlen, für die Philosophie im Sinne des Dahingeschiedenen weiter zu wirken. Zunächst lag ihm nun die endliche Vollendung seines Werkes am Herzen. Er wünschte dazu noch einmal die

wichtigste, von Immanuel Bekker als Codex E bezeichnete Handschrift in der königl. Bibliothek zu Paris zu vergleichen. Hierzu beschloss er die Zeit bis zur Eröffnung des Sommersemesters zu benutzen. Mit Empfehlungsbriefen an den preussischen Gesandten, Herrn v. Werther und an andere hochgestellte Freunde des Herrn v. Nagler, sowie an hervorragende Gelehrte in Paris versehen, reiste er am 15. März von Frankfurt ab, indem er zu gleicher Zeit das Manuscript nach Jena schickte. Er reiste durch Lothringen und die Champagne und kam am 19. März in Paris an, wo er in der Nähe der Bibliothek und des Louvre (*Rue du Mail* 20) eine behagliche kleine Wohnung bezog. Er stellte sich zunächst dem preussischen Gesandten vor und wurde von ihm sogleich zum 22. März zu Mittag geladen. Hier wartete seiner eine angenehme Ueberraschung: Herr v. Werther überreichte ihm ein amtliches Schreiben aus Berlin mit dem Bemerken, dass dasselbe nach der Mittheilung des Herrn v. Nagler eine Bestallung für ihn enthalte. Man nöthigte ihn in ein Cabinet, um den Brief sogleich ungestört lesen zu können, und er fand in dem Couvert seine Ernennung zum ausserordentlichen Professor der Philosophie an der Universität in Berlin, begleitet von folgendem Schreiben des Ministers von Altenstein:

„Ew. Wohlgeb. erwiedere ich auf Ihr gefälliges Schreiben vom 31. Decbr. v. J. ergebenst, wie es mir nach reiflicher Erwägung aller betreffenden Verhältnisse das Räthlichste zu sein scheint, dass Sie Ihre Laufbahn im diesseitigen Königl. Staatsdienste zunächst als Docent bei der philosophischen Facultät der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität beginnen. Zu dem Ende und damit Sie Sich beim Austritte aus Ihrem bisherigen Verhältnisse sogleich eines öffentlichen Charakters erfreuen können, habe ich Sie mittelst der beigeschlossenen Bestallung zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität ernannt, auch von Ihrer Ernennung den Rector und akademischen Senat, und die philosophische Facultät gleichzeitig in Kenntniss gesetzt. Die Bestimmung der Ihnen zu gewährenden Besoldung muss ich mir noch vorbehalten, da die Ausmittelung der hierzu erforderlichen Fonds mannigfaltigen Schwierigkeiten unterliegt, und eine ausserordentliche Gehaltsbewilligung, wie sie in dem vorliegenden Falle unvermeidlich ist, nicht ohne vorherige Allerhöchste Genehmigung erfolgen kann. Ich hoffe aber, Ihnen auch in dieser Hinsicht bis zu dem Zeitpunkte, wo Sie Ihr Lehramt bei der hiesigen Königl. Universität beginnen werden, das Nähere und Bestimmtere eröffnen zu können, und bemerke nur noch vorläufig, dass meine Absicht dahin geht, Sie neben Ihrer Professur auch in den Bureaux des meiner Leitung anvertrauten Ministeriums zu beschäftigen und Ihnen hierfür eine angemessene Gratification jährlich zu bewilligen. Auf diese Weise werden Sie die beste Gelegenheit erhalten, Sich zu der Stelle eines Schulrathes, wenn Sie eine solche wünschen sollten, gehörig vorzubereiten und mir wird es möglich sein, Ihnen zu Ihrer Besoldung als Professor, welche ich mit billiger und gerechter Rücksicht auf die zum Theil geringe Besoldung mehrerer durch ihre wissenschaftlichen Leistungen

sah man auf Aristoteles, als den einseitigen Gegner seines Lehrers oder als blossen Empiriker, mit Geringschätzung herab. Dies Vorurtheil ist zuerst auf der Berliner Universität zerstreut worden*). Ohne Aristoteles zu kennen, kennt man auch den wahren Quell der modernen Philosophie nicht. Seine Kenntniss also will er selbst zunächst zu fördern suchen. Ueberhaupt aber will er sich bestreben, alles Philologische auf den von ihm gewählten Gebieten philosophisch und alles Philosophische philologisch zu behandeln.

Der Minister v. Altenstein hatte, wie schon aus dem mitgetheilten Briefe hervorgeht, die Absicht, Tr. zu einer leitenden Thätigkeit in der preussischen Unterrichtsverwaltung heranzuziehen. Die ihm übertragene ausserordentliche Professur blieb vorläufig ganz ohne Gehalt und die Nebenstellung als Hülfsarbeiter in der Geh. Expedition des Cultusministeriums musste dem jungen Professor den Lebensunterhalt sichern. Er benutzte diese Stellung zu den Geschäften des Ministeriums, worin er mehrere Jahre verblieb, eifrig für seine pädagogische Ausbildung. Aus allen einzelnen Fällen zog er sich die Verhältnisse von bleibendem Interesse aus. Der Minister selbst und Joh. Schulze waren unermüdlich ihm lebendige und erfahrene Anleitung zu geben. Allein Tr. sah von Anfang an in seiner Thätigkeit als Universitätslehrer seinen eigentlichen Beruf. In diesem Sinne hatte er dem Minister bereits aus Paris geantwortet, die ihm eröffnete Laufbahn erfülle die Wünsche seines Lebens. Der Zeitpunkt, zu dem er in die Facultät eintrat, war besonders günstig, um eine der Hegel'schen Philosophie entgegentretende Richtung zu begründen. Hegel war seit 1½ Jahren todt**); in dem Jahre seines Todes war Steffens als ordentlicher Professor berufen worden, der Freund von Tr.'s Lehrer Berger, und ein entschiedener Gegner der Hegel'schen Dialektik, weil diese die Naturphilosophie auf die Logik reduciren wolle. Sogar Beneke war 1832 zum ausserordentlichen Professor ernannt, welchem 10 Jahre früher wegen seiner ziemlich unschuldigen Schrift „Grundlegung der Physik der Sitten", Hegel zu Gefallen auf 3 Jahre die *venia docendi* entzogen war. Ausserdem vertrat noch immer Heinrich Ritter die auf Schleiermacher basirte historische Richtung. Diesen auseinandergehenden Bestrebungen gegenüber war indess die herrschende Hegel'sche Schule durch die ausserordentlichen Professoren v. Henning, Michelet und Hotho vertreten, und man verhandelte über eine Besetzung des durch Hegel erledigten Lehrstuhls; auch hatte Hegels Philosophie in der theologischen, zum Theil auch in der juristischen Facultät einen domi-

*) Hiermit lässt Tr. Hegel Gerechtigkeit widerfahren, dessen Vorlesung über Gesch. der alten Philos. eben von Michelet herausgegeben wurden.

**) Kurz nach Hegel's Tode schrieb Tr. (Frankf. 20. Nov. 31.): „Die Cholera scheint in Berlin im Erlöschen zu sein und hat noch in Hegel ein grosses Opfer gefordert. Was auch die verschiedenen Ansichten über Hegel vorbringen mögen, seine Schärfe und Kraft in der Philosophie bleibt unersetzt, und ich weiss in ganz Deutschland keinen, der als ebenbürtiger Nachfolger seinen Lehrstuhl betreten könnte."

renden Einfluss. Den nothwendigen Kampf gegen dieselbe konnte Tr. also nur vorsichtig und allmälig aufnehmen; zunächst galt es selbst eine bestimmte Position zu gewinnen. Ohne es zu wollen, da er die Anzeige seiner Vorlesungen von Paris ohne Einsicht in den Lectionscatalog geschickt hatte, concurrirte er von Anfang an mit Michelet; denn auch dieser las im Sommer 1833 ein öffentliches Colleg über Aristoteles' Leben und Lehre. Tr. fing mit einer Zahl von 8 Zuhörern an; die Privatvorlesung über Aristoteles' Bücher von der Seele kam nicht zu Stande; seine Ausgabe dieser Schrift wurde erst zum September fertig. Ehe dieselbe erschien, gab er als vorschriftsmässige Programmschrift zu seiner Professur die Resultate seiner Untersuchungen über Aristoteles' Kategorien unter dem Titel: *De Aristotelis categoriis* (25 Seiten) heraus. Er zeigte darin, dass die 10 Kategorien des Aristoteles aus der Zergliederung des Satzes gefunden, so dass die 4 ersten (Substanz, Quantität, Qualität und Relation) aus den Formen des Nomen, die 4 letzten (Thun, Leiden, Haben und Liegen) aus Formen des Verbum und die beiden mittleren aus den Adverbial-Formen (Ort und Zeit) gewonnen sind, während die Conjunctionen als Verbindung mehrerer Sätze und die Pronomina als abstracte Bezeichnung aller Kategorien nicht berücksichtigt wurden. Die durch die sprachlichen Formen nur unvollkommen gedeckten logischen Begriffe habe dann Aristoteles durch metaphysische Begründung als Ausdruck für die höchsten Geschlechter des Seienden fixirt und so über das blos Grammatische hinausgehoben, weshalb sie keineswegs mit den später unterschiedenen Redetheilen identisch sind. Auf den letzten Seiten der kleinen Schrift widerlegt der Autor die sehr scharfsinnig durchgeführte Ansicht seines Freundes Petersen, dass Aristoteles' Kategorien von den sogenannten Pythagoreischen abstammten. Das kleine Universitätsprogramm wurde Anfangs nicht sehr beachtet.*) Um so grössere Beachtung fand die kurz darauf erscheinende Ausgabe *de anima*. Das Buch war auf einen Umfang von über 41 Bogen angeschwollen. Sowie das, was in dem Commentar zum ersten Buche über Plato's Timaeus und dessen Physik überhaupt beigebracht ist, die Erstlingsarbeit Tr.'s wesentlich ergänzt, berücksichtigt er auch an angemessener Stelle (S. 231) die in Brandis' Recension gemachten Einwendungen,

*) Später fand die Schrift mehrfachen Widerspruch. Heinr. Ritter erklärte sich in seiner Geschichte der Philosophie (2. Aufl. III, S. 80, 1838) dagegen, ihm pflichtete Zeller bei (Philosophie d. Griechen 1846, II, S. 375) und Spengel äusserte ebenfalls Bedenken (Münchener gelehrte Anzeigen 1845, XX, S. 39). Dies veranlasste Tr., seine Ansicht ausführlicher unter dem Titel: Aristoteles' Kategorienlehre (195 Seiten im I. Bande seiner historischen Beiträge zur Philosophie 1846) auseinanderzusetzen. In einer „Gegenbemerkung" (Seite 194) widerlegt er die gemachten Einwände. Was Zeller zum Theil im Anschluss an Bonitz in der 2. Aufl. seines Werkes (II, 2. S. 190) neuerdings dagegen vorbrachte, beruht auf dem Missverständniss, als ob nach Tr. Aristoteles die den Kategorien zu Grunde liegenden Redetheile als solche schon unterschieden habe, während nur behauptet ist, dass die verschiedenen sprachlichen Formen die Anleitung zu der logisch-metaphysischen Begriffsbestimmung gegeben haben.

die er zum Theil, besonders die erwähnte Correctur in Betreff der Idealzahlen, als richtig anerkennt*), während er Weisse's modernisirende Erklärung der Platonischen Zahlenlehre (S. 222) bekämpft. Das Werk selbst war in der Aristotelischen Literatur epochemachend. Die auf eine scharfsinnige, gründliche und methodische Textkritik aufgebaute Exegese, welche den Aristoteles aus dem Aristoteles, aus der Gesammtheit seiner Schriften, mit Hinzuziehung der alten Ausleger, erklärte, führte von der Psychologie aus in die verborgensten Tiefen des Aristotelischen Systems. Der Erfolg dieses Werkes war es, der Tr.'s Lebensweg endgültig entschied, da es „seinen Ruf bei Philosophen und Philologen zur Autorität erhob"**) und ihm so eine feste Position in der akademischen Welt sicherte. Dazu kam, dass er als akademischer Lehrer durch die strenge und bündige Beredsamkeit seines sich in jedem Semester mehr vom Hefte befreienden Vortrages, durch die gediegene, stets sachliche Art seiner Darstellung, sowie durch seine bei dem bescheidensten Auftreten imponirende Persönlichkeit bald eine grosse Anziehungskraft auf die Studirenden ausübte. Um nicht an einem zu vereinzelten Punkte in die philosophischen Studien einzugreifen, erklärte er, durch den Misserfolg des 1. Semesters belehrt, vom 2. Semester (33/34) an den Aristoteles nur in öffentlichen Vorlesungen und las privatim Geschichte der alten Philosophie, darauf im Sommer 34 der mittleren und neueren und in dem darauf folgenden Winter (34/35) die Gesammtgeschichte der Philosophie. Diesen Cursus von 3 Semestern wiederholte er noch zwei Mal mit steigendem Erfolge. Doch erkannte er, dass die historische Seite der Philosophie nur Halt haben könnte, wenn sie durch Vorträge über die allgemeinsten philosophischen Aufgaben ergänzt würde. Dies Bedürfniss wurde ihm von Anfang an mit jedem Semester fühlbarer und er suchte aus dem Ueberblick der geschichtlich hervorgetretenen Systeme einen endgültigen Ausdruck seiner metaphysischen Ansicht zu gestalten. Nicht ohne Scheu trat er im 5. Semester mit derselben hervor. Er kündigte im Sommer 35 ein von da an zunächst jedes Semester gehaltenes Colleg über die „erste Philosophie" (nach Aristotelischem Sprachgebrauch, d. h. über die Verbindung von Logik und Metaphysik an, welche er später im Anschluss an den Hegel'schen Sprachgebrauch als Logik bezeichnete. Der überaus günstige Erfolg dieser Vorlesungen, die sich neben 5 Hegel'schen (zu den genannten war 1834 Erdmann***) hinzugetreten) und 3 anderen Logikern (Beneke, dem Herbartianer Röer und v. Kayserlingk) Bahn brachen, gab ihm selbst

*) Auf diese Stelle bezieht sich Zeller, Philos. der Griechen, II. Ausgabe. II, 1. S. 433, Anmerk.

**) S. Karl Rosenkranz in dem Aufsatz „Hegel und Trendelenburg" No. 28 der Zeitschrift „Die Gegenwart" von Lindau, 1872.

***) Erdmann war von Anfang an ein eifriger Zuhörer Tr.'s, der kein Colleg desselben versäumte und trotz seiner divergirenden Richtung von ihm sehr hoch geschätzt wurde; er hörte auch nach seiner Habilitation das Colleg über Logik.

die Hoffnung, an der Universität etwas Bleibendes leisten zu können.*) Zugleich überzeugte er thatsächlich den Minister v. Altenstein, dass er als akademischer Lehrer einen weitergehenden und nachhaltigeren Einfluss auf die Gesammtheit des Unterrichtswesens ausüben könne, als in einer Verwaltungsstellung. Er war zu Anfang 1835 in die wissenschaftliche Prüfungscommission zu Berlin**) für das Fach der Pädagogik ernannt und hatte in dieser Eigenschaft die Candidaten des höheren Schulamtes in der deutschen Sprache und den philosophischen Disciplinen zu prüfen. In Bezug auf letztere lag nun eine besonders schwierige Aufgabe vor. Seit dem Jahre 1825 war in Preussen die philosophische Propädeutik als obligatorischer Unterrichtsgegenstand für die Gymnasien vorgeschrieben. Allein, da die mächtig anwachsende Masse des Unterrichtsstoffes, welche den Geist der Schüler zu überbürden drohte, Einschränkung auf das Nothwendigste gebot; da ferner die Spaltungen der Philosophie selbst keine feste gemeinsame Ansicht, wie sie für die Schule nothwendig war, übrig zu lassen schienen, und daher auch allgemein anerkannte Lehrbücher fehlten: erhoben sich gewichtige Stimmen, welche die gänzliche Abschaffung jenes Unterrichtszweiges verlangten, der in der That nur auf wenigen Anstalten Gedeihen hatte. Selbst Hegel hatte sich früher in einem Gutachten (Werke, Bd. XVII, S. 357 ff.) nur sehr bedingt dafür erklärt. Tr. sah nun in dem Aufgeben der Propädeutik eine Gefahr für die Wissenschaft. Denn, wenn der philosophische Sinn nicht rechtzeitig geweckt und gepflegt wurde, so musste die Zersplitterung der einzelnen Disciplinen noch grösser werden. Sollte aus den Spaltungen der philosophischen Schulen eine Einigung hervorgehen, so war es gerade nöthig, das Gemeinsame aufzusuchen und zur Grundlage für das Studium zu machen. So kam es denn darauf an, in diesem Sinne ein Lehrbuch zu schaffen, welches allgemeine Anerkennung finden könnte. Die sonst für die Propädeutik ausgewählten oder vorgeschlagenen Disciplinen, wie Geschichte der Philosophie, allgemeine Einleitung, Psychologie, erschienen theils für das Fassungsvermögen der Schüler, theils für eine Einigung in dem Stoffe ungeeignet; es blieb nur die Logik als Gegenstand für diesen Unterricht übrig. Hier war nun nichts angemessener, als auf Aristoteles zurückzugehen. Obgleich keine neuere Schule die Logik streng Aristotelisch darstellt, so sind doch

*) Noch zu Anfang des Jahres 35 bezeichnete er seine akademische Thätigkeit als einen vorläufigen Versuch. Trotzdem schlug er eine vortheilhafte Stellung als Director des Gymnasiums zu Altenburg, die damals durch Matthiae's Tod erledigt war und wozu ihn Joh. Schulze vorgeschlagen hatte, ohne Bedenken aus. „Durch äussere Bedingungen sich verlocken zu lassen, schrieb er damals an seinen Vater, habe ich immer für unrecht gehalten und halte es jetzt um so mehr dafür, da ich bei bescheidenen Ansprüchen für mein Leben vor Sorgen gesichert sein kann und doch auch hoffen darf, mit der Zeit vorzurücken."

**) Der Director derselben war der Provinzialschulrath Lange, der oben (S. 49) erwähnte Uebersetzer des Herodot, den er früher bereits als Schulrath in Düsseldorf kennen gelernt.

die Bestimmungen des Aristoteles überall als Gemeingut mit aufgenommen. Hegel selbst hatte in dem erwähnten Gutachten die althergebrachte — von Aristoteles ausgehende — Logik für die Schule vorgeschlagen; auch liess sich diese erfahrungsmässig auf dem Gymnasium weit besser einüben, als auf der Universität, und Tr. hatte den Werth einer tüchtigen logischen Schulung an sich selbst erfahren. Natürlich konnte man das Organon nicht auf der Schule lesen; aber die Natur des Gegenstandes erlaubte es, eine Auswahl von einfachen und prägnanten Stellen so zusammenzusetzen, dass die Grundrisse der Theorie in ihrer einfachen Gliederung darin vollständig und klar ausgedrückt wurden. Diese Auswahl selbst zu treffen war freilich ein sehr mühsames Unternehmen, da der Stoff noch nicht gesichtet war. Zu gelegener Zeit bot indess das 1835 erscheinende Buch von Franz Biese „die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauchs, 1. Bd. Logik und Metaphysik“ eine wesentliche Hülfe. Ein besonderer Vortheil für den Unterricht in der Propädeutik war es ferner, dass die Aristotelische Logik in das Verständniss der gesammten philosophischen Terminologie einführt, da fast alle philosophischen Termini in Aristoteles ihre letzte Quelle haben. Und wenn die Erklärung und Ausführung der zusammengestellten Aristotelischen Sätze als philosophische Vorbildung genügten, so befriedigten sie das philosophische Bedürfniss auf dem Boden des griechischen Alterthums, also auf dem eigensten Gebiete des Gymnasium und arbeiteten daher im Sinne der geforderten Concentration der Lehrgegenstände. So erschienen denn 1836 die *Elementa logices Aristoteleae.* Die Zusammenstellung der griechischen Stellen, in 65 Paragraphen getheilt, umfasste nur 18 Seiten. Zur Erleichterung des Verständnisses war eine lateinische Uebersetzung und zur Vorbereitung für den Lehrer und Repetition für die Schüler ein Commentar in lateinischer Sprache angefügt. Das Buch fand allgemeinen Anklang und wirkte neu belebend auf den Unterricht in der philosophischen Propädeutik.*) Tr. erreichte aber zugleich den besonderen Zweck, dass die Jugend für die philosophische Richtung, welche er als die wahre ansah, vorbereitet wurde und das Gymnasium konnte so für die Zukunft einer gediegenen und zur Einheit führenden philosophischen Bildung wesentlich beisteuern. Der Minister v. Altenstein zollte der vorzüglichen pädagogischen Arbeit die grösste Anerkennung. Es wurde Tr. zugesichert, jährlich wieder in die Prüfungscommission berufen zu werden. Hierdurch wurde ihm ein weiterer Einfluss auf die philosophische Bildung der Gymnasiallehrer möglich. Im Zusammenhange damit begann er sogleich im Sommer 1836 Vorlesungen über Pädagogik,

*) Dass der Commentar in lat. Sprache abgefasst war, machte das Buch auch für das Ausland brauchbar. Es fand besonders in England bald Eingang, wo es noch viel, z. B. an den Colleges von Oxford, gebraucht wird. Ausserdem ist es vorzüglich in Italien und Amerika verbreitet.

eine an der Berliner Universität damals gänzlich darniederliegende Disciplin. Ausserdem suchte er die seit Schleiermachers Tode verwaiste philosophische Ethik wieder aufzurichten; allerdings fanden sich zu der im Sommer 37 angekündigten Vorlesung darüber nur 13 Zuhörer, während die Logik fast 100 und die Geschichte der Philosophie bereits über 100 zählte. Schon Anfang 1835 hatte das Ministerium in Anerkennung seiner akademischen Thätigkeit seine Professur mit einem Gehalt von 800 Thalern dotirt. Er gründete nun 1836 einen eigenen Hausstand, indem er sich mit Ferdinande Becker, der jüngsten Tochter seines väterlichen Freundes, vermählte. Leider konnten seine geliebten Eltern sich des neu aufblühenden Familienglückes nicht mehr freuen; sein Vater war — 74 Jahre alt — im Mai, die Mutter im December 1835 gestorben. Sie hatten ihn noch zweimal, im Herbst 34 und zu Ostern 35, in der Heimath wieder gesehen.

Unterdess waren in der philosophischen Facultät wichtige Veränderungen eingetreten. Auf Hegels Lehrstuhl war 1835 dessen ältester Schüler Gabler aus Bayreuth berufen, ausserdem in demselben Jahre v. Henning zum ordentlichen Professor ernannt worden. Ritter dagegen war bereits 1833 nach Kiel an Stelle v. Berger's gegangen. Als derselbe nun 1837 einen Ruf nach Göttingen annahm, wurde die Professur in Kiel Tr. angeboten; in Folge dessen wurde er im Juli 1837, um ihn für Preussen zu erhalten, in Berlin zum ordentlichen Professor für das Fach der praktischen Philosophie und Pädagogik ernannt, womit indess bei den beschränkten Mitteln der Universität eine Gehaltserhöhung nicht verbunden war. Diese Ernennung ist besonders für die Charakteristik von Johannes Schulze bezeichnend. Tr. hatte bereits 1834 am Schluss seiner Vorlesungen über Geschichte der Philosophie der Neuzeit eine Kritik des Hegel'schen Systems gegeben und dies Unterfangen hatte damals einiges Aufsehen erregt, so dass v. Henning, von Erdmann aufgefordert, den betreffenden Stunden beiwohnte. In den Vorlesungen über Logik trat er Hegel ebenfalls entschieden entgegen. Sein Standpunkt der herrschenden Schule gegenüber war also durchaus klar dargelegt. Dennoch bewirkte Joh. Schulze, der enthusiastische Freund Hegels, der Herausgeber seiner Encyclopädie, die Anstellung im Interesse des preussischen Unterrichtswesens und weil er und der Minister v. Altenstein in Tr. neben dem Gelehrten ersten Ranges den charaktervollen Mann ehrten. Joh. Schulze hat ohne Zweifel viel für die äussere Förderung der Hegel'schen Philosophie gethan; aber sein Grundsatz war, „dass man den Geist nicht dämpfen dürfe". Das Schulbekenntniss allein war ihm gegenüber kein Freibrief; vor Allem liess er Beruf und Fähigkeit entscheiden.*) In dem Semester vor seiner Beförderung war Tr. mit bemerkenswerthem Enthusiasmus zum Studium des Plato zurückgekehrt, den

*) Vergl. kleine Schriften von Rudolf Köpke, herausgegeben von Kiessling, Berlin 1872, S. 812, 818.

er bei seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie noch mehr als früher in seiner wesentlichen Einstimmigkeit mit Aristoteles auffassen gelernt hatte. So hatte er in jenem Winter ein öffentliches Colleg über Plato's Leben und Werke gehalten und privatim neben der allgemeinen Geschichte der Philosophie und der Logik noch Plato's Philebus und Meno erklärt. Den Philebus hatte er schon früher im 3. Semester seiner Lehrthätigkeit (1834—35) in einem öffentlichen Colleg interpretirt, sowie im Winter 1835—36 den Phaedo. Er nahm nun den Dialog, der einst die ersten Anregungen zu seinen Aristotelischen Forschungen gegeben, zum Gegenstand des Programms, womit er zu seiner am 1. November 1837 Statt findenden Antrittsvorlesung einlud: *de Philebi consilio* (32 Seiten). Wie in seiner Erstlingsschrift bezeichnet er im Eingange dieser Abhandlung seine Arbeit als eine Ergänzung der Forschungen Schleiermachers, „an dessen Grabe drei Wissenschaften trauerten". Schleiermacher hatte in der Erkenntniss Plato's das grösste und schwerste geleistet; er hatte den Grund gelegt, auf dem fortgebaut werden muss, indem er den Zusammenhang des Ganzen aufdeckte (S. 1 u. 2). Aber wie in einem Dramen-Cyclus z. B. der alten Tetralogie*) nicht bloss das ganze Kunstwerk einheitlich ist, sondern auch jedes einzelne Drama eine selbständige Einheit bildet, so war um Schleiermachers Werk fortzuführen nun in den einzelnen Dialogen für sich die meist schwer zu erkennende Einheit des Planes aus einer sorgfältigen Zergliederung der Disposition zu ergründen. Hierzu ist die Abhandlung ein vortrefflicher Beitrag. Die scheinbar abgerissenen Theile des Dialogs werden als ein organisches Ganzes (κόσμος ἀσώματος) nachgewiesen. Bekanntlich geht im Philebus die Frage vom höchsten Gut für das menschliche Leben aus; aber die Entscheidung wird aus der Natur des Universums abgeleitet. Diese Harmonie des Universums mit dem Wesen des Menschen giebt nach Tr. den Schlüssel zur Erklärung des Dialogs. Wie in der Platonischen Republik der Staat als der Mensch im Grossen, der Mensch als der Staat im Kleinen dargestellt wird, wie im Timaeus die menschliche Seele und die Weltseele aus denselben Elementen und Verhältnissen bestehen, so erscheint im Philebus der Mensch als Mikrokosmos und sein Lebenszweck wird also aus den tiefsten Principien des Weltganzen hergeleitet. Aus dieser Idee erklärt Tr. denn auch die Stufenreihe der Güter, deren Aufstellung das eigentliche Endresultat des Dialogs ist. Nach seiner Auslegung steht bei Plato die Idee des Guten unter dem Namen des Masses an der Spitze; die zweite Stufe der Güter bildet dann die Verwirklichung jener Idee in der werdenden Welt. Wenn aber in der Idee des Guten die der Sache innewohnende Vernunft und die erkennende Vernunft eins sind, so lässt sich die erkennende Vernunft

*) Diese Auffassung der Platonischen Dialoge als Dramen-Cyclus hatte besonders Böckh in seiner von Tr. gehörten Vorlesung über Plato tiefsinnig ausgeführt. Vgl. Böckh als Platoniker S. 316 f.

auch für sich als ein Gut betrachten, und es wiederholt sich darin dasselbe Verhältniss, wie in jener makrokosmischen Entfaltung des Guten: Die Vernunft der Seele bildet die Idee, die sich in Wissen, Kunst und Glauben verwirklicht. Daher werden bei Plato als dritte Stufe der Güter die theoretische und praktische Vernunft, als vierte die genannten Verwirklichungen derselben angesetzt und die fünfte bildet die mit Wissen, Kunst und Glauben verbundene Lust, die aber zugleich ins Körperliche übergeht.*) Die Idee des Guten fasst nun nach Plato Wahrheit, Ebenmass und Schönheit zusammen. Die Wahrheit ist hier nicht die Uebereinstimmung des Erkennens mit dem Wesen des Erkannten, sondern die Uebereinstimmung der Dinge mit ihrem Begriff, so dass sie sind, was sie sein sollen. Diese objective Wahrheit ist die vom Entstehen und Vergehen der Dinge unabhängige innere Nothwendigkeit ihres Wesens, welche Plato als die ewige Natur der Ideen (ἀΐδιος φύσις) bezeichnet (S. 21). Es ist hier eine Idee des Ewigen ausgesprochen, wie sie unter den Neuern besonders Spinoza vorschwebt; denn die Dinge *sub specie aeternitatis* betrachten heisst bei Spinoza ihre Existenz nach der aus ihrem Wesen folgenden Nothwendigkeit erkennen; diese Nothwendigkeit ist für ihn die ewige Wahrheit der Dinge (S. 16). Geht so die zur Idee des Guten gehörende Wahrheit auf den zum Grunde liegenden bestimmenden Gedanken, so ist sie Bedingung für das Ebenmass; denn dies besteht darin, dass der Stoff (das ἄπειρον), in welchem sich jener formende Gedanke, die Idee, als Mass (πέρας) d. h. als Zweck verkörpert, in allen Theilen demselben entspricht. Und das Ebenmass ist dann der Grund der Schönheit, insofern es in der äusseren Form der Dinge zur Erscheinung gelangt. Als die Abhandlung erschien, war gerade der Streit, ob bei Plato die Idee des Guten mit der Gottheit identisch sei durch die Erstlingsabhandlung von Bonitz, *Disputationes Platonicae duae*, Dresden 1837 von Neuem angeregt worden. Tr. verneint diese Frage entschieden, da er die Platonischen Ideen als ewige Gedanken Gottes auffasst (S. 17 ff.). Die Idee des Guten drückt zwar nach ihm das ganze Wesen Gottes an sich aus, aber sie ist deswegen doch nicht Gott, sondern der Gedanke, den Gott von diesem seinem Wesen hat und in dem Universum als höchsten Zweck durchführt. Bei dieser Auffassung begreift man allein, wie Aristoteles dem Plato vorwerfen konnte, dass den Ideen, als deren Ort er im Platonischen Sinne den Geist annimmt, das Princip der Bewegung und also der Verwirklichung fehle (S. 21). Bei Gelegenheit dieser Frage wendet sich nun (S. 21 u. 22) die Abhandlung mit voller Entschiedenheit gegen Hegel, dessen Geschichte der griechischen Philosophie (1833 von Michelet herausgegeben) durch eine vollständige Verdrehung des Platonischen Timaeus die Behauptung aufstellt: nach Plato gehe Gott als Idee des Guten

*) Die genauere Bestimmung der letzten Stufe beruht auf einer, dem Sinne nach treffenden Textemendation Tr.'s, welche später von Badham den Worten mehr angemessen vervollkommnet ist.

in den Process der Welt ein und werde erst dadurch, dass er in diesem Processe doch bei sich bleibe und endlich im Bewusstsein an und für sich existire, zum wahren Gott. Tr. wies diese Annahme, wodurch die Hegel'sche Weltanschauung in den Platonismus hineingelegt wird, als durchaus unbegründet zurück.*) Wie Tr. in der ganzen Programmschrift die historische Quelle seiner eigenen tiefsten Ueberzeugung im Platonismus aufzeigte, so war die Antrittsrede selbst, wozu er durch jenes Programm einlud, ganz von Plato erfüllt. Sie handelte von der Aufgabe und Bedeutung der Philosophie innerhalb der akademischen Studien. Die Aufgabe, die Plato der Philosophie gestellt, so führt er aus, schwebt ihr immer als Ideal vor und wird auch künftig immer ihr Leitstern sein. Plato stellt die Philosophie als Grenzwächterin zwischen die einzelnen Wissenschaften (Republ. VII, 528 ff.), damit diese nicht in Widerstreit unter einander gerathen oder ohne Zusammenhang aus einander fallen, sondern sich ihrer inneren Verwandtschaft bewusst bleiben und sich so als Glieder zu einem grossen Ganzen zusammenordnen. Er nennt die Dialektik die Krönung der Wissenschaften (θριγκὸς μαθημάτων Rep. VII, 534 c), weil sie dieselben alle zu einem Ganzen eint, wie die Säulen durch den Fries (θριγκός) zur Halle verbunden werden. Ferner weist er der Philosophie die Aufgabe zu, die grundlegenden Voraussetzungen der einzelnen Disciplinen (ὑποθέσεις) zu begründen; sie soll die gemeinsame voraussetzungslose Grundlage sein (τὸ ἀνυπόθετον Republ. 533 ff.). Zugleich soll sie die sittliche Wirkung der Wissenschaft vermitteln, welche diese eben ausübt, wenn sie im grossen Zusammenhange der Welt und des Lebens erfasst wird, nicht banausisch für einzelne Zwecke; sie soll den Geist läutern und zum Göttlichen erheben und so das erfüllen, was die Mysterien der alten Religion erstrebten (Phaedros). Fasst man diese einzelnen Züge in ein Bild zusammen, so bildet die Wissenschaft einen grossen Tempel, worin die einzelnen Wissenschaften die harmonischen Theile sind; die Philosophie aber ist das Gesetz des Ganzen, welches die Grenzen der Theile bestimmt, dieselben durch die gemeinsame Krönung verbindet und auf gemeinsamer Grundlage gründet. Durch sie wohnt zugleich in dem Heiligthum der Wissenschaft der weihevolle Geist, der uns vom Irdischen reinigt und zum Göttlichen leitet: die Philosophie ist die Religion der Wissenschaften. Abgrenzend, verbindend, begründend und darin sittlich reinigend soll die Philosophie auch jetzt in dem wissenschaftlichen Ganzen stehen, das unsere Universitäten darstellen. Es ist schwer in unserer Zeit, dies Ideal zu verwirklichen. Die einzelnen Wissenschaften drohen in chaotische Massen zu zerfallen. Will die Philosophie als Grenzwächterin organisirend eingreifen, so wirft man ihr Selbstüberhebung vor, weil sie über der Betrachtung des Allgemeinen die Einsicht in das Einzelne ver-

*) Vgl. meinen Aufsatz: Wie Hegel Plato auslegt und beurtheilt. Philosophische Monatshefte, VII. Band, 10. Heft.

loren habe und daher willkürlich mit demselben schalte. Wenn dieser Mangel auch in vielen Punkten vorhanden ist, so darf deshalb doch nicht das richtige Streben der Philosophie aufgegeben werden, denn nur diesem haben die Einzel-Wissenschaften selbst, welche im Alterthum aus der Philosophie entstanden und in der Neuzeit von ihrer Gedankenarbeit durchdrungen sind, ihr wissenschaftliches Gepräge zu verdanken. Manche wollen die Philosophie auf die Logik beschränken. Wollte man hiermit nur Ernst machen, so würde das richtige Verhältniss zu den übrigen Wissenschaften von selbst folgen; denn die Logik soll eben die gemeinsamen Principien aller einzelnen Wissenschaften begründen; in ihr also zeigt sich die grundlegende Kraft der Philosophie. Die Jugend krankt jetzt an dem Mangel logischer Durchbildung; diese würde verhindern, dass, wie es in den Einzel-Wissenschaften geschieht, oft das Positive und Traditionelle oder die empirischen Beobachtungen ungeprüft als wahr aufgenommen werden. Die Vorliebe für die blosse Ansammlung des Stoffes hängt mit dem Utilitätsprincip zusammen, das die Wissenschaft wie das Leben beherrscht; die Kenntnisse werden nach dem äusseren Nutzen gemessen. Das Utilitätsprincip ist aber im Grunde nur der Kitzel der erschlaffenden, entnervenden und entsittlichenden Lust; wenn die Wissenschaft darin aufgeht, allen Scharfsinn der Erfindung in seinen Dienst zu stellen, so wird der Geist in die Fesseln des Körpers geschlagen. Hier gilt es, dass die philosophische Bildung jenen Grundsatz des Plato und Aristoteles wieder zur Geltung bringe, wonach die Wissenschaft das höchste Ziel und Selbstzweck ist. Hier muss die Philosophie, welche stolz den äusseren Nutzen verschmäht, als Religion der Wissenschaften ihre reinigende, zum Ewigen sich erhebende Kraft bewähren. Aber man wirft ihr vor, dass sie, welche einen soll, selbst in Schulen und innerhalb derselben in Parteien zerfalle. Diese nothwendige Unvollkommenheit der Ausführung hebt die Aufgabe nicht auf. Je grösser letztere ist, desto schwieriger ist sie und desto mehr Fehlgriffe müssen gemacht werden. Doch im Streit setzt sich immer mehr siegend die Wahrheit durch. Für die Studirenden muss es Regel sein, nicht an den verschiedenen Systemen nur zu naschen, nicht von einem zum andern zu flattern, sondern eins, dem man sich zugewandt, gründlich zu studiren; denn von jedem wird man zu der bereits durchgesetzten gemeinsamen Wahrheit gelangen, welche kein einziges absolut enthält. Nur muss daneben die Geschichte der Philosophie die Mittel zur Vergleichung und endlichen eigenen Kritik geben. Denn in der Geschichte bewährt sich Cicero's Wort: *hominum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.* Besonders zeigt dies das Alterthum, in welchem schöpferisch und von Aussen ungehemmt sich die Systeme in naturgemässer Abfolge entwickelt haben, bis Plato und Aristoteles als bleibende Muster erstanden. Wenn die Neuzeit den Kreis der Kenntnisse erweitert, die Materie der Wissenschaften vermehrt hat, so sind

doch die Denkformen, die Principien, die Methoden im Alterthum schon entdeckt und classisch für alle Zeiten dargestellt. Das Alterthum hat die wesentlichen Stadien der Entwicklung, wie in der Politik, so in der Wissenschaft durchlaufen. Alle Fragen der modernen Philosophie sind daher in der griechischen präformirt; wir schauen in ihr wie in einem Spiegel die Gegenwart, und gewinnen dadurch ein ruhigeres Urtheil über die Bewegungen derselben. Und Alles steht bei den Alten, insbesondere bei Plato in plastischer Vollendung der Form da; diese muss auch in den verwickelten Fragen der Neuzeit unser Muster bleiben, wie die Plastik der Griechen ein ewiges Muster der Kunst ist. Vorzüglich aber müssen wir von der griechischen Philosophie lernen, dass die Philosophie nicht von dem handelnden Leben zu trennen ist; während man jetzt behauptet, sie male grau in Grau und sei nicht im Stande, die alternde Welt zu verjüngen; der Vogel der Minerva fliege erst in der Dämmerung des Tages aus. Zu der Platonischen Lehre muss unser Zeitalter zurückkehren, dass Wissen und Handeln eins sein müssen, wenn die Philosophie wieder ihre sittlich reinigende Kraft ausüben soll, wie sie dieselbe auch in der Neuzeit in Fichte bewährt hat. Der Einklang aller Geisteskräfte muss, wie im Alterthum, wieder das höchste Ziel der Philosophie werden.

Dieser hochgestellten Aufgabe versprach er alle seine Kräfte zu widmen und in der That sprach er hier das Ideal aus, das ihm nun bei seiner ein volles Menschenalter währenden Lehrthätigkeit an der Berliner Hochschule ohne Unterlass vorschwebte. Vor Allem arbeitete er daran, die gemeinsamen Principien der Wissenschaft darzustellen. Dies geschah in den Vorlesungen über Logik; der Logik hatte er ja in seiner Antrittsrede eben diese Aufgabe gestellt. Er las sie zuerst bis zum Jahre 1845 in jedem Semester; von da ab jeden Sommer. Als grundlegend, schwer und wichtig sollten diese Vorlesungen an den Anfang des Studientags fallen: im Sommer wurden sie von 7—8 Uhr Morgens gehalten. Sie wurden trotzdem eifrig besucht. Schon 1837 wollte er die Resultate seiner logischen Forschungen, wie sie sich in den Vorträgen befestigt hatten, in einem Buche veröffentlichen. Er begann dasselbe auch, schrieb aber drei Jahre daran und es erschien erst 1840 unter dem Titel „Logische Untersuchungen“. Seit dieser Zeit verband er mit den Vorträgen über Logik, da er das Buch zu Grunde legen konnte, öfter freie Besprechungen über logische Fragen. Wenn er in seiner Antrittsrede die Gemeinsamkeit der Weltanschauung, wodurch die Philosophie die einzelnen Wissenschaften krönen soll, von der Geschichte der Philosophie erwartete, so musste diese den zweiten Hauptgegenstand seiner Vorlesungen bilden. Den ursprünglichen zersplitternden Cyclus von zwei Semestern gab er nach dreimaliger Durchführung auf; er las nun jährlich im Wintersemester, das sich für eingehende historische Studien besonders eignet, die Gesammtgeschichte der Philosophie

bis auf Kant. Vor allem suchte er zum Quellenstudium anzuregen und verweilte deshalb innerhalb der genetischen Entwickelung der Geschichte eingehend bei den eigentlichen Classikern der Philosophie, als welche er Plato, Aristoteles, Spinoza und Kant bezeichnete. Sein Vortrag reizte durch das, was er gab und verschwieg, die Studirenden an, in diese selbständig einzudringen. Die Nachkantischen Systeme stellte er daneben in Sommer-Vorlesungen dar. Zuerst schon im Jahre 38 gab er eine kritische Darstellung der Ethik Herbarts, Schleiermachers und Hegels, 39 eine Analyse der neuesten Systeme; seit 41 las er dann in längeren Zwischenräumen (45, 47, 50) und von 50 an regelmässig alle 2 Jahre im Sommer eine zusammenhängende Entwickelung der Geschichte der Philosophie seit Kant. Als Grenzwächterin für die übrigen Wissenschaften muss die Philosophie nach Trend.'s Meinung hauptsächlich durch die Psychologie wirken. Denn die Psychologie bildet die Grenzscheide zwischen dem mathematisch-naturwissenschaftlichen und dem historisch-ethischen Gebiete und die Logik sucht in ihr die subjective Begründung der allgemeinen Principien. Hier gilt es, die Uebergriffe der verschiedenen Disciplinen abzuwehren. Denn auf der einen Seite versucht die formale Logik überzugreifen, wie in der rationalen Psychologie, deren Widerlegung durch Kant das Emporkommen des entgegengesetzten Extrems: der empirischen Psychologie begünstigt hat. Ferner vernachlässigen die Geisteswissenschaften die physiologischen Thatsachen und führen zum Theil zu einem hohlen Idealismus, welcher den Anforderungen der Naturwissenschaften nicht gerecht wird. Aber auch die Naturwissenschaften verfahren einseitig, indem sie die geistigen Thatsachen durch eine mechanische Psychologie zu erklären suchen und so der Ethik und Religion den Boden entziehen. Als ein ähnlicher Uebergriff erschien Tr. auch die mathematisch-begründende Psychologie. Diesen einseitigen Standpunkten gegenüber hielt er die organische Weltanschauung des Plato und Aristoteles auch in der Psychologie für die einzig richtige Grundlage. „Was Aristoteles auf dem Standpunkte der antiken Wissenschaften leistete, ist auf dem Standpunkte der modernen Wissenschaften zu erneuern." Gleichzeitig mit der Vollendung seiner „Logischen Untersuchungen", im Jahre 1840, begann er daher Vorlesungen über Psychologie. Er hatte dazu sowohl bei seiner Bearbeitung der Aristotelischen Schrift *de anima* als auch bei seinen logischen Forschungen umfassendes Material gesammelt und sich besonders, zum Theil auch durch fortgesetzten Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen*) über die empirischen That-

*) Er hörte als ausserordentlicher Professor bei Seebeck (34 u. 35) Akustik und Optik, später (37) bei Johannes Müller Physiologie; zum Verständniss und zur weiteren Durcharbeitung des letztern Collegs war ihm einer seiner Zuhörer, der jetzige Professor der Zoologie Peters, behülflich, der damals Müller's Famulus war. Die Naturphilosophie selbst zu bearbeiten, lag ihm von vorn herein fern. Er schreibt in einem Briefe vom Jahre 1837: „Auf Philosophie

sachen aufgeklärt. Zuerst hielt er die Vorlesungen (mit zwei Ausnahmen) im Sommersemester (40, 40/41, 41, 42, 44, 46/47, 47, 49, 51); dann, da der Stoff zu sehr anwuchs, im Winter, und zwar von 52—53 an, mit Ausnahme des Jahres 53—54, jährlich, im Ganzen von 54—55 an sechzehn Jahre lang, indem er dabei immer mit angestrengtem Eifer den Fortschritten der Wissenschaft folgte. In den Vorträgen wurde zuerst im Anschluss an Aristoteles der Begriff der Seele als eines sich selbst verwirklichenden Zweckgedankens entwickelt; dann der Umfang dieses Begriffs wie bei Aristoteles durch die Stufenfolge des Beseelten, d. h. alle organischen Wesen verfolgt. Dadurch zeigte sich die Seele als die Intention der Natur und im Menschen als Antrieb zur Bildung der geistigen Welt. Dann wurde die Verwirklichung des Begriffes der menschlichen Seele in ihren wesentlichen Thätigkeiten: der Erkenntniss, dem Willen und Gefühl genetisch dargestellt. Diese Thätigkeiten suchten die Vorträge als verschiedene Aeusserungen eines zu Grunde liegenden Ganzen, des Ich, nachzuweisen; keine derselben entwickelt sich aus sich, sondern jede durch die fortschreitende Entwickelung der andern, doch so, dass das Begehren als die Grundthätigkeit anzusehen ist (vergl. Aristoteles *de anima* III., 12). Da die Seele durch die Beziehung auf sich als Individuum die Vollendung der Natur ist und ihren eigenen Werken in der geistigen Welt eben dadurch den Werth verleiht, so wurde dann in einem dritten Theile der Vorträge das Individuum in der Wechselwirkung mit der Natur und der geistigen Welt dargestellt und so die Abgrenzung nach beiden Seiten vollendet. In allen seinen Collegien suchte Tr. zugleich die Philosophie ethisch wirksam zu machen, indem er in der Metaphysik und Psychologie überall mitten im Realen die Macht des Idealen nachwies und in der Geschichte der Philosophie die ethischen Triebfedern der grossen Systeme aufdeckte. Eine besondere Wirkung hatte dabei das Ethos seines Vortrages; er erschien bei aller Einfachheit einer reinen und classischen Sprache stets als begeisterter Priester der Wissenschaft. Auch verstand er es, überall auf ungezwungene Weise von der Theorie zur Praxis überzuleiten. So kam er z. B. in der Geschichte der Philosophie in den letzten Vorlesungen vor den Weihnachtsferien regelmässig auf den modernen Platonismus und auf Schleiermacher's Verdienste um denselben zu sprechen, und pflegte dann als Lectüre für die Ferien Schleiermacher's kleines Buch: Die Weihnachtsfeier zu empfehlen, das ganz aus platonischem Geiste geflossen ist. Die philosophische Ethik selbst trug er nur noch einmal, im Winter 38—39 vor. Da sie in dieser

der Natur muss ich verzichten. Obwohl ich mich mit einzelnen Naturwissenschaften im Allgemeinen beschäftige, so thue ich es doch lediglich zum Verständniss des Aristoteles und der neuern Naturphilosophie und zur Begründung meiner psychologischen Studien, nicht in der Absicht, auf dem Gebiete productiv zu werden. Denn ich habe zu viel Respect vor den Riesenschritten der umfangreichen Naturwissenschaften."

Allgemeinheit in den Organismus der akademischen Studien nicht genügend eingriff, (die Studirenden der Theologie begnügten sich mit der theologischen Ethik) suchte er sie in einer fruchtbaren praktischen Anwendung zu geben. Er hatte ursprünglich die Absicht, über Religionsphilosophie zu lesen; aber auch hierfür hätte er keinen Boden gefunden, da sie in der theologischen Facultät durch den Hegelianer Marheineke vertreten wurde und 1835 auch Twesten berufen war. Nachdem er also mit seinen psychologischen Forschungen einigermassen auf's Reine gekommen, nahm er das schon auf der Schule angeregte und seitdem nie ganz vernachlässigte Studium des Naturrechts wieder auf. Im Jahre 43 entwickelte er die Rechtsphilosophie aus der Ethik und wiederholte diese Vorlesungen im Winter 44—45. Die politischen Ereignisse des Jahres 48 veranlassten ihn, gerade nach dieser Seite möglichst energisch einzugreifen. Er hielt im Sommer dieses Jahres und in den beiden folgenden Semestern Vorlesungen über die geschichtliche Entwickelung des Naturrechts, die er zum ersten Mal als „Naturrecht und seine Geschichte", dann als „geschichtliche Entwickelung der philosophischen Rechts- und Staatsbegriffe" bezeichnete. Er wollte, wie er in der Einleitung erklärt, nicht in ein unmittelbares Verhältniss zu den Fragen des Tages, sondern nur zur Wissenschaft der Zeit treten. Wenn es überhaupt der Beruf der Philosophie ist, der Unruhe des Augenblicks, dem Drange der Empfindung gegenüber, die Dinge, wie Spinoza sagt, unter die Form des Ewigen zu fassen, so will er auch für die geschichtliche Darstellung der philosophischen Rechtsbegriffe die Ruhe der freien Betrachtung suchen, ohne welche es nicht möglich ist, in dem Wandel der Geschichte das Vergängliche und Bleibende wie die Hülse und das Korn zu unterscheiden. Da bei den politischen Parteien, wie beim Einzelnen, die politischen Theorien die geschlossene Consequenz der durch das Begehren beherrschten Vorstellungen bilden, und da doch wieder die auf das Praktische gerichteten Vorstellungen und Theorien gestaltend in das Leben eingreifen, dem Handeln Halt nach Innen und Kraft nach Aussen gewähren, so wächst dadurch die Bedeutung der Wissenschaft, die, wenn sie das Nothwendige findet, den Begierden das Ihre giebt und dem Vorstellen das Seine und Beide in die richtige Wechselwirkung setzt. In diesem Sinne suchte er durch die Geschichte der Theorien in den Wirren der Zeit einen freien und umfassenden Blick zu eröffnen. Um aber die ethische Macht der Philosophie in der Rechtswissenschaft selbst geltend zu machen, nahm er das Naturrecht 10 Jahre lang zum speciellen Gegenstand seiner Forschung. Im Sommer 1853 hielt er darüber eine systematische Vorlesung nach einer gedruckten Uebersicht. Den Plan, der hierin entworfen war, arbeitete er dann in 8 Jahren aus und konnte im Sommer 1860, wo er das Colleg wiederholte, auf sein demnächst erscheinendes Buch „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" aufmerksam machen. Der Anklang, den dasselbe bei den

Fachgelehrten fand, wirkte auf die Vorlesungen über Naturrecht zurück; dieselben wurden besonders auch von Juristen besucht und erfüllten so ihren Zweck. Er hielt diese Vorlesungen seitdem in dreijährigen Zwischenräumen noch 3 Mal (im Sommer 62, 65 und 68). Eine noch ausgedehntere praktische Wirkung übte er durch die Vorträge über Pädagogik. Er hielt dieselben bis zum Jahre 48 im Winter in zweijährigen Zwischenräumen, von da an (mit Ausnahme der Jahre 51 und 53, wo er wieder im Winter las) im Sommer und seit dem Jahre 59, weil nun das Colleg über Naturrecht mit in den Turnus trat, in vier- und dreijährigen Zwischenräumen (59, 63, 66, 69, 71). Die Pädagogik galt ihm als die wichtigste und durchgreifendste Anwendung der Ethik und zwar nicht blos die Pädagogik im engeren Sinne, d. h. die Lehre von der Erziehung des Willens, sondern auch die Didaktik. Wie die Ideen des Wahren und Schönen Momente der Idee des Guten sind, so ist die Erzeugung der Wissenschaft und Kunst eine ethische That des Menschengeschlechts und die Wiedererzeugung in dem einzelnen Menschen, welche der Unterricht bezweckt, darf von jenem ethischen Ursprunge nicht getrennt werden. Wie die Ethik überhaupt, muss sich die Pädagogik daher auf Psychologie gründen. Da Erziehung und Unterricht als geistige Gestaltung des Individuums Kunst sind, so liegen darin individuelle, über die Wissenschaft als allgemeine hinausgehende Elemente; der Sinn der Mutter und der Blick des Vaters sind die sicherste Grundlage der Erziehung, beide auf das Individuelle gerichtet und nur im Individuellen heimisch; der Erzieher kann sich ihnen nur durch Liebe, die sich in das Leben des Kindes vertieft, und eigene Erfahrung nähern. Ein solcher Sinn und Blick sind persönliche Gabe oder persönlicher Erwerb. Aber die betrachtende Wissenschaft kann die individuelle Kunst leiten und unterstützen; sie kann den Sinn anregen und das Auge öffnen und richten. Und ohne die leitende und hebende Idee, welche die Wissenschaft giebt, wird die blosse Routine in dem weiten Bereiche des Erziehungswesens auf vielfache Irrthümer führen. Gerade wegen der praktischen Natur der Pädagogik ist nun die Geschichte der Erziehung und ihrer Theorie die beste Lehrmeisterin. Sie führt allein gründlich in die Probleme ein; denn sie lässt die bewegenden Principien, auf die es ankommt, statt in der Abstraction vielmehr in den grössten Zusammenhängen des Lebens erkennen, wenn sie die Erziehung in seiner Sitte und Ausübung mit den ihr parallel gehenden characteristischen Theorien zusammenstellt. Daher wurde in den Vorträgen zuerst eine Uebersicht über die Geschichte der Pädagogik gegeben, welche ungefähr zwei Drittel des Semesters in Anspruch nahm. Aus der historischen Untersuchung ergab sich dann als Resultat, dass die Betrachtung des Plato und Aristoteles sowohl nach der Tiefe der Idee und der Entwickelung als auch in der Verbindung der Pädagogik mit der Politik umfassend und massgebend ist; in der Neuzeit sind einzelne wichtige Mo-

mente hinzugetreten, wie das historische und classische Moment zur Zeit der Reformation, das methodische Moment in Ratich, Helwig, Comenius u. s. w. Ausserdem ist die religiöse Bildung durch den christlichen Geist umgestaltet, dabei aber zugleich ein dem Wesen des Christenthums fremder Antagonismus des Staates und der Kirche auf dem Gebiete der Schule entstanden. Die Aufgabe ist, die umfassende Ansicht der Alten, durch die modernen Momente bereichert, durchzuführen. So wurde nun in den Vorträgen zuerst die Idee der Erziehung vorgezeichnet. Die Voraussetzung ist die Bildsamkeit der Seele, womit weder Fatalismus noch absolute Freiheitslehre verträglich sind; das Princip giebt die Ethik in dem Sinne, wie sie von Plato und Aristoteles aufgefasst wird: es ist die Idee des menschlichen Wesens; denn diese zu erfüllen ist die Bestimmung des Menschen. Indem er derselben entspricht, prägt er in sich den Charakter der Persönlichkeit aus: die Ausbildung des Individuums zur Persönlichkeit ist also das Ziel der Erziehung; der Weg dazu besteht darin, dass die organische Entwickelung der menschlichen Seele für dies Ziel unterstützt wird. Die organische Entwickelung als natürliche Bedingung für alles Erziehen wurde also in den Vorträgen demnächst psychologisch erörtert. Dann wurden aus der Idee und diesen Bedingungen die allgemeinen Grundsätze für die eigentliche Erziehung, d. h. die sittliche Gewöhnung, und für den Unterricht in allen einzelnen Zweigen abgeleitet. Hierauf wurde gezeigt, in welcher Weise sich die Idee in der sittlichen Gemeinschaft als Gattungsfunction in den einzelnen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten objectivirt und schliesslich das Quantum ihrer Verwirklichung durch eine Statistik des Erziehungswesens dargethan. Die in diesen Vorträgen gegebene Theorie war besonders deshalb ausserordentlich fruchtbar und wirksam, weil sie aus einer reichen praktischen Erfahrung und einer vielseitigen Anschauung geschöpft war. Trend. verfolgte mit Aufmerksamkeit alle Einzelheiten in dem Fortgang des Erziehungswesens und alle Erscheinungen auf dem Gebiet der Pädagogik. Vermöge seines Verhältnisses zum Cultusministerium und seiner Stellung in der wissenschaftlichen Prüfungscommission behielt er beständig einen Einblick in das innere Getriebe des Schulwesens und durch zahlreiche seiner Schüler, die an höheren Schulen angestellt wurden und mit ihm in persönlicher oder brieflicher Verbindung blieben, informirte er sich noch genauer. Bei verschiedenen Gelegenheiten griff er auch selbst in wichtige pädagogische Bewegungen ein. Dahin gehört der Aufsatz: „Das Turnen und die deutsche Volkserziehung. Ein Entwurf," der 1842 als Broschüre erschien, und zwar anonym in Frankfurt a. M., um besonders in Süddeutschland eine grössere Wirkung zu haben. Durch die Cabinetsordre vom 6. Juni 1842 war damals das Turnen von dem politischen Bann befreit, in dem es Jahre lang gehalten war, und die allgemeine Einführung der gymnastischen Uebungen angeordnet. Das Schriftchen, das ganz von der in

Folge des Kölner Dombaufestes neu auflodernden Begeisterung für die deutsche Idee erfüllt ist, stellt es als gemeinsame deutsche Aufgabe hin, das Begonnene rüstig zu verfolgen; denn Stärkung und Ausbildung des Leibes ist eine Grundlage jener muthigen und rüstigen Thatkraft, welche in jedem Einzelnen leben muss, damit wir ein selbständiges Volk bilden. Es wird gezeigt, wie gerade in Deutschland das Turnen erst die Ergänzung und der Abschluss der allgemeinen Wehrpflicht ist. Aber unsere deutsche Art erfordert es, dass wir die Gymnastik nicht bloss eines einseitigen Zweckes wegen, sondern in dem universellen Sinne der Griechen betreiben; der Zweck der Leibesübungen muss die harmonische Ausbildung der Körperkräfte, die Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Körper und Geist, die Herrschaft des Geistes über den Körper sein. Wie unsere Gymnasien und Universitäten die allseitige rein menschliche Bildung zur Grundlage jeder Fachbildung machen, so muss auch im Turnen das Princip des Humanismus festgehalten werden. Die Broschüre giebt hierfür einige leitende Gesichtspunkte*) und macht praktische und durch Thatsachen erläuterte Vorschläge, wie der Turnunterricht organisch in den Plan der höhern Schulen und mehrklassigen Volksschulen einzufügen ist. Insbesondere aber wird verlangt, dass er in Verbindung mit einem Arbeitsunterricht in die Landschulen eingeführt werde und vorgeschlagen, diese technischen Zweige hier tüchtigen Unterofficieren anzuvertrauen; von einer durchgreifenden Pflege des Turnens erwartet die Broschüre wie vom Volksgesange eine Veredelung des volksthümlichen Lebens, besonders auch in seinen Belustigungen. Tr. pflegte in den Vorlesungen über Pädagogik bei der Besprechung des Turnens einige Exemplare der kleinen Schrift zu vertheilen und seine Zuhörer zur Prüfung aufzufordern. Mancher ist dadurch und durch die Vorlesungen selbst veranlasst worden, selber das Turnen zu betreiben, was gewiss auch dazu beigetragen hat, dass auch mehr und mehr wissenschaftliche Lehrer die Qualification zur Ertheilung des Turnunterrichts erwerben und derselbe, so wie es auch in dem Schriftchen empfohlen wird, so allmählich ebenbürtig in den Kreis der übrigen Objecte eintritt. Die Ideen der Broschüre verdienen jetzt bei der bevorstehenden Reorganisation des preussischen Unterrichtswesens beachtet zu werden.

Wie weit bei den früheren Reorganisationsversuchen das Urtheil und Gutachten Tr.'s mit gewirkt hat, würde sich aus den Acten der Unterrichtsbehörde feststellen lassen, welche mir für den Augenblick nicht zugänglich sind. Als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, welcher er 32 Jahre angehörte und deren Vorsitz er von 1847—1860 mit Ausnahme der Jahre

*) Tr. fand später die von ihm vertretene Idee des Turnens am vollkommensten in der Spiess'schen Methode verwirklicht. Er hatte dieselbe aus eigener Anschauung genau kennen gelernt und gab in den Vorlesungen über Pädagogik eine begeisterte Schilderung davon.

49 u. 50 führte, übte er einen bedeutenden Einfluss auf die philosophische Durchbildung des Unterrichts an höheren Schulen. Da er die allgemeine oder philosophische Grammatik in Becker's Sinne auffasste, wurden die Schulamtscandidaten zum Studium der Becker'schen Werke veranlasst und er trug so zu der grossen Verbreitung von Becker's Ansichten bei, die nicht blos für den Unterricht in der deutschen Sprache, sondern auch für die lateinische und griechische Grammatik massgebend wurden. Bis zum Jahre 1860, also 25 Jahre lang, lag ihm ausserdem die Revision der deutschen Abiturientenaufsätze von sämmtlichen höheren Schulen der Provinzen Brandenburg und Pommern ob; er hat hierbei in mannichfacher Weise zur Hebung des Unterrichts in der deutschen Stilistik mitgewirkt. Die philosophische Propädeutik an den Gymnasien wurde schon dadurch gefördert, dass zur *facultas docendi* für das Deutsche entweder eine Kenntniss des Mittelhochdeutschen oder die Befähigung für den Unterricht in der Propädeutik neben dem Examen im Neuhochdeutschen erfordert wurde. Es war hierdurch zugleich der natürliche Anschluss der Propädeutik an den deutschen Unterricht gegeben, wie ihn Heinrich Ritter in der sehr anerkennenden Recension der *Elementa logices Aristoteleae* (Göttinger gelehrte Anzeigen 1842, Stück 138 ff.) besonders empfiehlt. Die *Elementa* selbst haben dazu beigetragen, die philosophische Propädeutik unter den ungünstigsten Zeitverhältnissen wenigstens vor dem gänzlichen Untergange zu retten. Welchen Einfluss das Buch gehabt hat, ergiebt sich schon daraus, dass es 6 starke Auflagen erlebt hat. Die zweite erschien 1841, als Tr.'s Ruf durch die logischen Untersuchungen den Höhepunkt erreicht hatte; die übrigen folgten 45, 52, 62 u. 68. Die Brauchbarkeit des Buches wurde erhöht durch die deutsch geschriebenen „Erläuterungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik", welche zuerst im Anschluss an die 2. Auflage der Elemente 42, dann in 2. Auflage 61 erschienen sind. Sie sollen dahin wirken, dass die *Elementa* nicht vorwiegend philologisch behandelt werden. Nach Tr.'s Ansicht soll der Lehrer, der den Gegenstand voll beherrschen muss, zunächst aus der Sache und in einer freien Behandlung die Bestimmungen entwickeln, welche die Paragraphen enthalten und dann erst hinterher und gleichsam zur Bestätigung und Zusammenfassung diese Aphorismen lesen lassen. Der Schüler wird dann mit mehr Urtheil die Aristotelischen Stellen verstehen, die unscheinbaren Worte in ihrem Inhalte bewundern und mit grösserem Interesse die sich daran knüpfenden historischen Bemerkungen vernehmen. Hierzu geben die deutschen Erläuterungen Anleitung. Die griechischen Stellen werden darin deutsch reproducirt, um ihren gegenseitigen Zusammenhang nachzuweisen; vorzüglich aber werden die darin enthaltenen Theoreme durch Beispiele aus den verschiedenen Objecten des Gymnasialunterrichts erläutert. Wenn die Disciplinen des Gymnasiums, so mannichfach sie sind, doch immer 2 grosse Stämme bilden, den einen, der in den Sprachen, den andern, der

in der Mathematik seine Wurzel hat, so wird die Aufgabe die sein, an diesen beiden Stämmen die bildende und bauende Kraft der logischen Begriffe nachzuweisen. Die Uebereinstimmung wird den Schüler überraschen und anregen. In diesem Sinne sind die erläuternden Beispiele gewählt, nicht als ob sie unmittelbar und in dieser Gestalt dem Schüler gegeben werden sollten, sondern nur, um den Grundgedanken der logischen Verwandtschaft an wissenschaftlichen Anschauungen deutlich zu machen: der einsichtige Lehrer, der den eigenthümlichen Gesichtskreis seiner Schüler beherrscht, wird aus dem, was sie gerade beschäftigt, passendere Beispiele hernehmen, um in den Köpfen die wissenschaftlichen Vorstellungsmassen einander zu nähern und gegenseitig zu stärken. Aber damit der philosophische Unterricht nicht gegen seinen eigenen Begriff einseitig werde, muss er in der Hand eines Lehrers liegen, der mit beiden Stämmen der Disciplinen hinlänglich vertraut ist, um an beiden die logischen Bestimmungen durchzuführen. Wenn ein Gymnasium keinen Lehrer besässe, der das Ganze der Disciplinen hinreichend übersähe, so wäre es nach Tr.'s Ansicht besser, den propädeutischen Unterricht in der Philosophie getrost auf sich beruhen zu lassen und gar nicht zu versuchen. Was die Einreihung dieses Unterrichts in den Lehrplan des Gymnasiums betrifft, so macht Tr. in der Vorrede zu den Erläuterungen den beherzigenswerthen Vorschlag, für die Propädeutik nicht wie vorgeschrieben 2 oder gar nur 1 Stunde wöchentlich in den 4 Semestern der Prima, sondern dafür nur in einem dieser Semester wöchentlich 3 Stunden anzusetzen. Hierdurch würden $^5/_8$ der gesetzmässig darauf zu verwendenden Zeit gespart und der philosophische Unterricht würde durch eine solche intensive Behandlung seine volle, auf dem Ueberblick des Ganzen beruhende Wirksamkeit erlangen. Tr. räth bei dieser Gelegenheit, wie er auch sonst in seinen Vorlesungen, in Gutachten und akademischen Reden zu thun pflegte, den Gymnasialcursus um ein Semester zu verlängern, zum Besten der jungen Männer, denen man ihre Jugend — die Zeit vor dem sich ihrer nur allzubald bemächtigenden Amt — verlängert, wenn man sie auf dem Gymnasium zurückhält, zum Besten der Universitäten, welche in demselben Masse mehr wirken und sich höher halten können als die Studirenden an Jahren und wissenschaftlicher Kraft reifer sind, zum Besten des künftigen Amtes, für welches sich jetzt die Vorbereitung im Triennium (besonders durch das freiwillige Dienstjahr und Privatunterricht) vielfach abkürzt. In der durch die Verlängerung des Cursus geschaffenen Selecta, jedenfalls aber in dem letzten Semester der Schulzeit würde die Propädeutik zu treiben sein. Tr. hatte bei diesen Vorschlägen die Verwirklichung der von Plato (in der Republik S. 537 aufgestellten Idee im Sinne, wonach der Jugendunterricht mit einer Synopsis der zerstreut gegebenen Kenntnisse schliessen soll (Vgl. Vorwort zur 1. Auflage der Erläuterungen VII.). Eine ungünstige Recension über die *Elementa* erschien im Januar 1851 in der Zeit-

schrift für das Gymnasialwesen von Prof. Schmidt aus Stettin in den beiden Aufsätzen: „Verminderung und Vermehrung der Stundenzahl für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik und im Deutschen“ (S. 65 ff.) und „Zur Beurtheilung der Trendelenburgischen *Elementa logices Aristoteleae*“ (S. 753 ff.). Der Verfasser dieser Recensionen — ein heftiger Gegner der Becker'schen Sprachauffassung — hält zwar den Weg, den Tr. für die Propädeutik eingeschlagen, für den allein richtigen, hat aber an der Ausführung viel auszusetzen, besonders in Bezug auf die Art, wie in den Elementen die Sprache behandelt werde. Darauf folgte im Jahre 1852 in demselben Blatt (S. 532 ff.) ein Angriff von Seiten eines Dr. Heidtmann in Neu-Stettin, welcher eine Probe von kritischen Bemerkungen zu den ersten Paragraphen gab. Tr. sah sich dadurch veranlasst, das Buch zu vertheidigen. Er schrieb 1852 in der genannten Zeitschrift eine Selbstanzeige der 4. Auflage und ging dabei auf die Angriffe ein. Die in einem sehr zuversichtlichen Tone vorgetragenen, aber ganz nichtssagenden Bemerkungen des Dr. Heidtmann fertigte er kurz ab; die Kritik des Prof. Schmidt hatte ihm in einigen nebensächlichen Punkten bei der 4. Auflage zu Verbesserungen Anlass gegeben; im übrigen wies er sie als unrichtig nach und verwahrte sich dagegen, dass die Logik ganz mit der Grammatik vermischt und verwechselt werde. Schmidt antwortete zuerst in ziemlich gereiztem Tone noch in demselben Jahrgang. Im folgenden Jahre (53) erschien dagegen von ihm (S. 881) ein Aufsatz unter dem Titel: „Ueber einige Ausdrücke des Aristotelischen Organon“, der sich jeder Polemik enthält, in rein sachlicher Art grammatische Bemerkungen an die in den *Elementa* behandelten Stellen anknüpft und im Eingange Tr. in liebenswürdiger Weise Genugthuung zu geben bestrebt ist. Nachdem er offen den besonderen Werth des Buches anerkannt hat, dem er die erfreulichsten Stunden seiner amtlichen Beschäftigung verdanke, giebt er als Hauptzweck seiner nochmaligen Besprechung an, er wünsche wieder recht ausdrücklich auf das Buch aufmerksam zu machen, weil es scheine, als wolle man es unter Hinweisung auf die *splendida vitia* der Heiden beseitigen, weil die Aristotelische Logik dem Christenthum gefährlich sein möchte.*) Und in der That war in jener Blüthezeit der Orthodoxie jede Philosophie verdächtig und man hatte es unter den nichtigsten Vorständen dahin gebracht, die Propädeutik fast ganz von dem Gym-

*) Seite 433 in demselben Jahrgang der Zeitschrift hatte der Gymnasialrector Eichhoff in Duisburg, ein Vertheidiger der Propädeutik, der unter dem Ministerium Altenstein die *Elementa* bei seinem Unterricht mit Erfolg benutzt hatte, darzuthun gesucht, dass sich der propädeutische Unterricht nicht an Aristoteles anschliessen lasse, sondern am Besten an die Lectüre der philosophischen Schriften Cicero's und einiger Dialoge Plato's, verbunden mit einer Uebersicht über die Geschichte der alten Philosophie, an welcher zu zeigen sei, wie die Systeme der Alten in ihrer Unvollkommenheit die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung beweisen und die Quelle der heutigen heidnischen Gesinnung sind.

nasium zu verdrängen. Ein äusseres Zeichen hierfür ist der lange Zwischenraum zwischen dem Erscheinen der 4. und 5. Auflage der *Elementa*, ein anderes die Ministerialverfügung vom Jahre 1856, wodurch angeordnet wurde, dass die Propädeutik, wie dies bereits an einer grossen Anzahl von Gymnasien geschehen, nicht mehr als besonderer Unterrichtsgegenstand angesetzt werde. Mit Recht sagt Tr. in der Vorrede zur 2. Auflage der Erläuterungen: „Für die philosophischen Vorlesungen auf der Universität ist die elementare Logik der Gymnasien immer ein Fundament gewesen. Wenn es weggenommen wird, so darf man sich nicht wundern, dass in der Masse z. B. der jungen Theologen die Wirkung philosophischer Universitätsbildung abnimmt. Wenn man ein Object, für welches sich nur Lehrer höherer und allgemeiner Bildung eignen, im Gymnasium fallen lässt, statt Lehrer, indem man diesen Unterricht fordert, zu der Höhe hinaufzuziehen, so lässt man den wissenschaftlichen Geist des Gymnasiums sinken.“ Durch eine Ministerialverfügung vom 13. December 62 wird denn auch gerügt, dass die philosophische Propädeutik auf vielen Gymnasien ungebührlich vernachlässigt werde. Wenn ihr auch in dem Lehrplan vom Jahre 1856 die Stelle eines für sich bestehenden Unterrichtsgegenstandes genommen sei, so sei doch eine angemessene Beschäftigung mit ihrem Inhalt vorgeschrieben. Es wird daher angeordnet, diese Beschäftigung wieder aufzunehmen; die Verfügung kommt in Bezug auf die Methode der Propädeutik im Wesentlichen auf Tr.'s Ideen zurück und spricht ausdrücklich aus, dass sich unter den Hülfsmitteln die *Elementa* von Tr. vor anderen bewährt haben. Dadurch, dass vorgeschrieben wird, es solle in die Abiturientenzeugnisse auch eine Bemerkung darüber aufgenommen werden, ob der Abiturient mit den Elementen der Psychologie und der Logik sicher bekannt sei, ist allerdings die Rückkehr zu einer richtigeren Auffassung angebahnt. Aber es ist jetzt Zeit, die in der Reactionsepoche entstandenen Vorurtheile gegen die Propädeutik ganz fallen zu lassen, indem man ihr wieder im Anschluss an Tr.'s Ideen eine eigene Stelle in dem Lehrplan einräumt. Tr. gehörte zu den Männern, welche in der Zeit der überwuchernden Orthodoxie die Tradition der freisinnigen Altenstein'schen Verwaltung aufrecht zu halten gewusst haben. Die Praxis der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen hat sich zum grossen Theil mit nach den Ideen gestaltet, die er in Gutachten und in seinem sehr vertrauten persönlichen Verkehr mit dem Minister v. Altenstein und Joh. Schulze geltend machte. Dies ergiebt sich schon aus einer Vergleichung des 1831 erlassenen Reglements für die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamtes (Neigebauer. Die Preussischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen S. 245) und einer von Tr. bereits 1836, ein Jahr nach seinem Eintritt in die Berliner Commission, verfassten Denkschrift, deren Concept mir vorliegt. Nach jenem Reglement soll jeder Candidat in allen Fächern des Gymnasialunterrichts geprüft werden, um neben den

Kenntnissen in dem speciell von ihm vertretenen Fach seine allgemeine Bildung zu ermitteln. Diese letztere Bestimmung wünscht Tr. in der erwähnten Denkschrift zu präcisiren. Gründliche Fachbildung ist das erste und unbedingte Erforderniss für jeden künftigen Lehrer, wenn die Schulen nicht in einen flachen Dilettantismus versinken sollen. Tr. ist der Ansicht, dass die Anforderungen in dieser Hinsicht besser zu hoch als zu niedrig gestellt werden. Er geht soweit, zu verlangen, dass Candidaten, die nicht wenigstens in einem Fach die Fähigkeit haben, durch alle Classen zu unterrichten, gar nicht zum Lehramt zugelassen werden sollen. Demzufolge können aber die Ansprüche in den dem Fache ferner liegenden Gegenständen, wie bei den Vertretern der Mathematik und Naturwissenschaft in den Sprachen, bei den Vertretern der philologischen Wissenschaft in der Mathematik und Physik nicht sehr bedeutend sein. Dagegen giebt es gewisse Fächer, in denen eine gemeinsame Bildung durchaus nothwendig ist, wenn die Schule nicht in sich zerfallen soll. Als solche bezeichnet Tr. „die Religion als das christliche Interesse, neuere und namentlich vaterländische Geschichte als das politische Element und philosophische Studien als das allgemein wissenschaftliche Band.“ Bei der Prüfung in der Religion soll es natürlich nach seiner Ansicht nicht auf Erforschung der Orthodoxie ankommen und Tr. hat als Director der Commission solchen Bestrebungen, besonders von Seiten Hengstenberg's, nach Kräften entgegengearbeitet. Das Ziel muss sein, die Harmonie zwischen Religion und Wissenschaft in den Schülern zu begründen. Dazu gehört, dass der Religionsunterricht auf den höheren Schulen nicht als fremdes Element dem wissenschaftlichen entgegentrete, sondern sich als ein integrirender Theil mit ihm verbinde; sonst wird „in den jugendlichen Gemüthern viel leichter ein zerrissenes Gefühl des Unvereinbaren entstehen, als der erhebende, über alle Gegensätze erhobene christliche Glaube.“ Der Religionsunterricht darf deshalb nicht von Geistlichen, die im Uebrigen ausserhalb des Schulorganismus stehen, ertheilt werden, und tüchtige Religionslehrer wird man nur erhalten, wenn von allen Candidaten eine historische Kenntniss ihrer Confession verlangt wird, da dann auch viele durch den Gegenstand selbst zu eingehenderen Forschungen angezogen werden und sich die Befähigung zum Unterrichten erwerben, in allen aber die Harmonie angebahnt wird, welche die Schule durchdringen soll. Diese Grundsätze sind in Preussen jetzt massgebend. In dem philosophischen Examen wurden vor Tr. zu den schriftlichen Arbeiten pädagogische Themata gegeben, wodurch die Aufsätze ziemlich unwissenschaftlich wurden. Er führte philosophische Themata ein, die sich an den Bildungsgang des Examinanden anschlossen. Ferner suchte er die Prüfung über Philosophie in Zusammenhang mit der über das Fachstudium zu setzen, zu ermitteln, ob der Candidat die in seiner speciellen Wissenschaft liegenden philosophischen Probleme als solche erkannt und zu

lösen versucht habe. Hieran schloss er die schon im Reglement von 31 vorgeschriebene Prüfung in der Logik und empirischen Psychologie. Er gab dadurch zu einem philosophischen Studium der einzelnen Wissenschaften Anlass. Dazu rechnete er für die Philologen die Kenntniss der philosophischen Grammatik. Die im Reglement von 1831 vorgeschriebene Prüfung in der Pädagogik richtete er besonders auf die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, und ferner auf die Geschichte der neueren Methodik; es schien ihm gleich einseitig, dass auf den Seminarien für Elementarlehrer die Methode wie ein „zauberhaftes Universalmittel" angesehen wird, in den Gymnasien dagegen meist nur dem bald blinderen, bald feineren Tact der Lehrer überlassen bleibt. Im Uebrigen hielt er es für nöthig, darauf zu dringen, dass jeder Candidat neben einer Uebersicht über die Geschichte der Philosophie ein System gründlich studirt habe. Diese Grundzüge seines Verfahrens sind schon in der erwähnten Denkschrift vorgezeichnet; sie sind allmählich zur allgemeinen Praxis geworden und durch das neue Reglement vom 12. December 1866 im Wesentlichen als gemeinsame Norm für das Examen in der Philosophie festgestellt (Wiese, Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preussen II, S. 84 f.). Wie gross übrigens der Umfang seiner Thätigkeit als Examinator war, ergiebt sich daraus, dass er während seiner 32jährigen Amtszeit jährlich im Durchschnitt 60 Candidaten prüfte. Das Vertrauen zu seiner Lauterkeit, Einsicht und Erfahrung erhielt ihn unter dem Wechsel der Ministerien in stets gleichem Ansehen. Als im Jahre 1858 Johannes Schulze von seinem Amte zurücktrat, wurde Tr. von dem Minister von Bethmann-Hollweg zu seinem Nachfolger designirt. Er lehnte indess den Antrag ab; denn wenn er auch der praktischen Wirksamkeit mit Liebe und Begeisterung oblag, so sah er darin doch stets nur die nothwendige lebendige Ergänzung seines eigentlich wissenschaftlichen Berufs. Er betrachtete seine Stellung als Prüfungscommissar auch nur als eine Fortsetzung seiner akademischen Thätigkeit. Das Examen galt ihm an sich als ein nothwendiges Uebel, welches aber der Studirende zu einem freien Gute umzuschaffen habe. Vor Allem suchte er zu verhüten, dass die Studirenden von der knapp gemessenen Studienzeit ein Semester zur Vorbereitung für das Examen abbrachen. Sammlung, Ueberdenken, Uebersicht über die Studien nach Vollendung des Trienniums, empfahl er bei jeder Gelegenheit als die einzig würdige Vorbereitung, als eine synoptische und dadurch philosophische That, welche bleibenden Werth hat. Eine aus den Studien selbst frei hervorgewachsene Abhandlung hielt er daher auch für das beste Document bei der schriftlichen Prüfung und war deshalb der Ansicht, dass die Promotionsarbeiten, wenn die Universitäten in der Prüfung derselben gewissenhnft verfahren, auch für das Examen zum Schulamt ausreichen; nur durch den innigen Anschluss des letzteren an die Universitätsstudien, und zugleich nur in den Händen von Männern,

welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen, konnte nach seiner Meinung demselben das Banausische und Einseitige genommen werden, was es sonst leicht annimmt. Er selbst entsprach den hohen Forderungen, welche er an einen Examinator stellte; da er die Fächer, in welchen er zu prüfen hatte, vollständig beherrschte, so verstand er durch freundliches Eingehen auf den Gesichtskreis des Candidaten in Wahrheit zu erforschen, was derselbe wusste, während Examinatoren, die nicht in der Wissenschaft aus dem Vollen schöpfen, oft nur constatiren, ob der Examinand diesen oder jenen einzelnen Punkt kennt, den sie gerade in's Auge gefasst haben. So kam es zuweilen, dass jemand, der im Deutschen die Berechtigung zum Unterrichte in den mittleren Gymnasialklassen nachsuchte, im mündlichen Examen von Tr. als fähig befunden wurde, in den oberen Klassen zu unterrichten, so dass ihm dann nachträglich die hierzu erforderlichen schriftlichen Arbeiten aufgegeben wurden. In ausgezeichneter Weise verstand er es, die Themata für die schriftliche Prüfung dem Studiengange des Examinanden anzupassen oder auf die selbstgewählten bei akademischen Dissertationen einzugehen. Sein Urtheil über philosophische Leistungen war durchaus unparteiisch, oft ausserordentlich anerkennend bei Richtungen, die der seinigen diametral entgegengesetzt waren.

Da er aus eigener Erfahrung wusste, dass die Examenscheu am besten gehoben wird, wenn die Studirenden schon auf der Universität sich nicht blos receptiv verhalten, sondern zur wissenschaftlichen Production angeleitet werden, versuchte er, das in der Philologie mit Erfolg durchgeführte Princip der Seminarien auch für die Philosophie einzuführen. Gleichzeitig mit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor richtete er statt der öffentlichen Vorlesungen „Uebungen“ ein, „zur Einführung in die philosophischen Systeme“, wie sie in den drei ersten Semestern (37/38, 38, 38/39) angekündigt wurden*). Damals, kurz vor Herausgabe der Logischen Untersuchungen, wurden darin wichtige Schriften der modernen Systeme freien Vorträgen von Seiten der Studirenden zu Grunde gelegt und daran Besprechungen geknüpft. Von 1839 an wurden fast ausnahmslos Aristotelische Schriften von den Theilnehmern an den Uebungen interpretirt und philosophisch erläutert.

*) Bei der Eröffnung derselben schreibt er in einem amtlichen Schreiben: „Ich habe dabei das Muster der historischen Uebungen im Sinne, wie sie Professor Ranke mit Erfolg anstellt. Ich möchte dadurch das Meinige dazu beitragen, dass das schreiende Missverhältniss, in dem passives Aufnehmen und thätiges Verarbeiten bei den Studirenden steht, mehr und mehr aufhöre.“ Vgl. Kl. Schr. Bd. II, S. 181. Als man indess zu Anfang der vierziger Jahre damit umging, an den Universitäten „repetitorisch-conversatorische Uebungen“ für alle Vorlesungen anzuordnen, sprach er sich in mehreren Gutachten dagegen aus; er hielt eine bindende Verfügung für schädlich, und stundenweise oder wöchentliche Repetitionen für unwissenschaftlich, da die Wissenschaft aus dem Ueberlick des Ganzen begriffen werden und nicht eingelernt werden soll. Für seine öfter durchgearbeiteten Vorlesungen gab er den Zuhörern gedruckte Inhaltsübersichten, um die Idee des Ganzen von Vorn herein vorzuzeichnen.

Zuerst waren es logische oder metaphysische: *de interpretatione* (39), ausgewählte Stücke aus der Metaphysik (seit 39/40 10 Mal wiederholt), die *Analytica* (seit 40 4 Mal wiederholt). Seit er über Psychologie las, traten psychologische und physische hinzu: *De anima* (seit 40/41 9 Mal), ausgewählte Abschnitte aus der Physik (seit 45/46 5 Mal wiederholt), *de partibus animalium* (seit 44 3 Mal). Als er die Geschichte der Kategorien neu zu studiren begann, tractirte er Aristoteles' Buch über die Kategorien (1843, 45; wiederholt 48 und 48/49). Im Anschluss an die Wiederaufnahme der Vorlesungen über Ethik zog er die Nikomachische Ethik in den Turnus des Seminars (seit 42 20 Mal).*) Die Rhetorik legte er seit 55/56 5 Mal zu Grunde, indem er besonders die mit der Logik, Ethik und Psychologie sich berührenden Stellen derselben berücksichtigte. Als 1864 der Krieg zur Befreiung des ihm so theueren Holstein ihn zu politischen Betrachtungen anregte, wurde Aristoteles' Politik interpretirt. Nur 3 Mal bezogen sich die Uebungen auf nicht aristotelische Schriften: 46/47 behandelte er die *Meditationes* des Cartesius und 57 und 63 führten ihn seine ethischen Forschungen bei Bearbeitung des Naturrechts auf den Philebus zurück. Standen somit die Uebungen im innigen Zusammenhange mit seinen Vorlesungen oder eigenen Studien, so war auch der Zweck derselben, von Aristoteles auf selbständige philosophische Forschung hinzuleiten. Zu Anfang des Semesters pflegte Tr. eine Reihe von Problemen zu dictiren, die sich auf das zu lesende Buch bezogen und den Zuhörern die vielseitigste Anregung zum Selbststudium gaben. Sie waren z. Th. historischer Natur und betrafen also Schwierigkeiten für das Verständniss der vorliegenden Schrift oder die Frage nach der Entstehung der darin enthaltenen Theorie oder ihrem historischen Zusammenhang mit anderen Systemen. Andere forderten auf, Aristoteles an einem bestimmten modernen System, oder ein solches an Aristoteles zu messen, das Bleibende in den vorgelegten Schriften aufzusuchen, einzelne allgemeine Gedanken nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft weiter zu entwickeln und sachlich fortzuführen. Dadurch wurden für die Lectüre von Anfang an bestimmte Gesichtspunkte gegeben, welche die Zuhörer je nach ihrer Individualität verfolgen konnten. Abhandlungen für das Seminar selbst, die dann in demselben kritisch besprochen wurden, gingen allerdings hieraus nur spärlich hervor, wohl aber eine Reihe guter Doctordissertationen und später vollendeter Monographien. So blühte hier in der That ein aristotelisches Seminar der modernen Philosophie; es wurden darin nicht nur viele Philologen für philosophische Studien, sondern auch viele, welche ein rein philosophisches Interesse hineinführte, für philologische Studien gewonnen. Die Uebungen fanden ursprünglich meist Nachmittags, seit 1840 aber

*) Im Anschluss hieran hielt er noch im letzten Jahre seines Lebens (Sommer 1871) ein öffentl. Colleg über „Aristot. Ethik und ihre geschichtliche Bedeutung für die philos. und theol. Moral."

im Sommer Mittwochs früh von 7—9 Uhr, seit 1850 auch im Winter früh von 8—9 Uhr Mittw. und Sonnab. Statt. Ein Zuhörer, der an denselben in den sechsziger Jahren Theil nahm, beschreibt Tr.'s Wirksamkeit darin in folgender Weise: „Unvergessen werden Trendelenburg's „philosophische Uebungen" allen denen bleiben, die in jenen morgenfrischen Stunden dem trefflichen Lehrer zu Füssen sassen: unvergessen sowohl was die gediegene Förderung in der philologisch-kritischen Kenntniss der alten Philosophie betrifft, die man dort erfuhr, als auch in Bezug auf den persönlichen Eindruck des immer gleichmässig sich selbst und der Sache treu bleibenden Mannes, der sich in den Gemüthern aller Mitstrebenden nachhaltig befestigen musste. Die nüchterne Frische des rüstigen Forschers, dessen energisch die Sache angreifende Art in so gewinnender, von ungesuchtester Herzensgüte durchwärmter Liebenswürdigkeit den angehenden Aristotelikern sich mittheilte — diese ungeschwächt und wie es schien unverwüstlich fortwirkende Jugendlichkeit des schon bejahrteren Mannes steht als beneidenswerthes Vorbild vor der Erinnerung Aller, die in jenen wissenschaftlichen Verkehr mit dem Meister zu treten das Glück hatten. Wohl stand eine höchst berechtigte Reservirtheit im Hintergrunde seines freundlich zuvorkommenden Wesens — eine Reservirtheit, deren positive Energie klar genug hervorleuchtete, wo etwa ein anmassliches Absprechen über den philosophischen Werth oder Unwerth des hochgehaltenen Aristoteles bei dem Anfänger sich geltend machen wollte. Mit einem — auch dann nicht vermindert verbindlichen — Tone liess er sich dann wohl vernehmen: „Erlauben Sie, so schnell geht das doch nicht, so leicht wird man mit Aristoteles nicht fertig" und liess den Vorschnellen die ganze Fülle seiner durchdringenden Schärfe, seines auch in der dunklen Tiefe schwieriger Erörterungen klar abwägenden Geistes empfinden. Aber, wie angedeutet, Trendelenburg musste gereizt werden, um sein Uebergewicht den Lernenden merken und fühlen zu lassen: im Allgemeinen war er davon so fern als möglich; er schien des Mitforschenden zu bedürfen, wo dieser vielleicht auf Schritt und Tritt sich ihm anlehnte. Wo aber bei dem minder Unterrichteten, minder Schlagfertigen und Gewandten, Rede und Antwort sich nicht recht hervorwagten, da konnte man an Trendelenburg ein seltenes Talent beobachten, das Selbstvertrauen zu wecken, aus der mangelhaften Antwort oder Exposition das Richtige herauszuschälen: wie weit Einer fortgeschritten war in der Behandlung des Autors, das konnte er trefflich in der Interpretation vor Tr. erkennen; denn er war ein Meister darin, geschickt und bündig zu fragen, zu erforschen, was Jeder wusste. Bei dieser ruhig-klaren und doch so lebendig sich äussernden Denkweise Tr.'s lag ihm in diesem Seminar nichts ferner als ein Prunken mit Kenntnissen oder ein behagliches Sichverlieren im Stoffe. „*Semper instans sibi*" war dieser stets auf die philosophische Concentrirung gerichtete Geist

aller Breite fremd. Der Wortsparer Aristoteles war der knappzumessenden Rede dieses bündigen Lehrmeisters verwandt."

Tr.'s Seminar hat besonders mit dazu beigetragen, dass das Studium des Aristoteles im letzten Menschenalter mit ausserordentlichem Eifer und entsprechendem Erfolge betrieben worden ist. Einen wie hervorragenden Antheil Tr. hieran hat, beweist die grosse Anzahl der ihm dedicirten Schriften, welche doch nur einen kleinen Bruchtheil derer bilden, die von ihm mittelbar oder unmittelbar angeregt sind. Platoniker wie Böckh klagten zu Anfang der fünfziger Jahre, man vernachlässige Plato über seinen grossen Schüler. Indess erstrebte Tr. nur eine gleiche Würdigung der beiden grossen Philosophen; er verkannte keineswegs, dass die Kritik des Aristoteles gegen Plato zum Theil einseitig ist und fasste das Verhältniss beider in seinen Vorlesungen in die Formel zusammen: Plato ist ideeller, Aristoteles universeller. Die organische Weltanschauung, welche Aristoteles und im Anschluss an ihn er selbst auszubauen suchte, nannte er Platonismus, und mehrere seiner Schüler haben in noch weitergehender Weise als er selbst die Uebereinstimmung des Aristoteles mit den speculativen Gedanken Plato's nachzuweisen gesucht. Dies wird jetzt mehr und mehr gelingen, nachdem auch die Platonische Forschung — ganz im Sinne Trendelenburg's — wieder einen glänzenden Aufschwung genommen hat.

Die gesammte akademische Lehrthätigkeit Trend.'s war von einem ausserordentlichen Erfolge begleitet. Zu einer Zeit, wo sich nach seinem Ausdruck „in einem zweideutigen Bunde rohe Empirie und rechtgläubige Theologie zusammenthaten um die Philosophie für abgethan zu erklären", gelang es ihm, die Stellung der Philosophie, wie er sie in seiner Antrittsrede geschildert, an der Berliner Hochschule zu behaupten; seine Zuhörer zählen nach Tausenden, und zahlreiche Vertreter aller gelehrten Berufsarten haben an sich erfahren, dass sich die philosophische Schulung, welche sie ihm verdanken, im Leben und in der Einzelwissenschaft bewährt. Es war kaum anders möglich, als dass ein Lehrer von so hervorragender Bedeutung auch in der Facultät ein grosses Ansehen genoss. Sein Einfluss wurde erhöht durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und Dienstfertigkeit im Verkehr mit den Collegen, durch sein bei allen unangenehmen Zwischenfällen höchst taktvolles Benehmen, sowie durch sein geradsinniges und unerschrockenes Eintreten für das, was er in den gemeinsamen Angelegenheiten der Facultät und der gesammten Hochschule als Recht erkannte. Ein Beweis seines Ansehens ist, dass er fünf Mal (42, 45, 53, 59, 68) zum Decan und drei Mal (45, 56, 63) zum Rector gewählt wurde; seit seinem Eintritt in den Senat war er so viele Jahre, als die Statuten es überhaupt ermöglichen, Mitglied dieses die Universitäts-Angelegenheiten leitenden Collegiums. Er verwaltete die akademischen Aemter mit einer bis in's Einzelste gehenden Pflichttreue und grosser weltmännischer

Gewandtheit. Sein tiefer sittlicher Ernst verlieh ihm eine imponirende Würde; allen Formen des akademischen Lebens verstand er Bedeutung und Inhalt zu geben. Bei den Promotionen, deren er als Decan mehr als 100 vorgenommen, waren seine meist lateinischen, erst in neuester Zeit in einigen Fällen statutenmässig deutschen Ansprachen kleine Meisterwerke feiner und eindringlicher Beredsamkeit, angepasst dem besonderen Studienzweige und der Individualität des Candidaten. Grössere Rectoratsreden hielt er vorgeschriebener Massen am 3. August, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., des Stifters der Berliner Universität. Zwei davon sind im 2. Bande der Kl. Schriften gedruckt. Die erste, vom Jahre 1846, stellt die Gründung und den Aufschwung der Universität unter Friedr. Wilh. III. dar und die zweite von 1857 zeichnet die überkommene Aufgabe der Berliner Hochschule, welche aus der geschichtlichen Entwickelung der Universitäten überhaupt und der besonderen Stellung der Berliner hergeleitet wird. Die dritte von 1864 über „Preussens Wesen in seiner Entwickelung unter dem grossen Kurfürsten, Friedrich dem Grossen und König Friedrich Wilhelm dem Dritten“ ist in den 1. Band der Kl. Schriften (S. 78 ff.) eingereiht. Ausserdem ist aus dem Rectoratsjahr 1863/64 die Antrittsrede in den Kleinen Schriften abgedruckt (II, 224 ff.) „über die Höhe des akademischen Studiums.“ Sie schliesst sich eng an einen am Fichte-Feste, den 19. Mai 1862, im Beisein des Kronprinzen von Preussen gehaltenen Vortrag an (ebend. S. 192), indem sie das Ideal, das Fichte, der erste gewählte Rector der Fr.-W.-Universität, für das akademische Studium aufgestellt, den realen Anforderungen der Wissenschaft gemäss ausführt.

Tr.'s persönlicher Einfluss erstreckte sich auch auf andere deutsche Universitäten. Wie das Zutrauen zu seiner Wahrhaftigkeit ihm aus nah und fern die zahlreichsten Erkundigungen über die Candidaten des höheren Schulamts zuführte, an deren Prüfung er Theil genommen, so wurde bei Besetzung akademischer Lehrstühle sehr häufig von den Facultäten und von den staatlichen Aufsichtsbehörden sein Gutachten eingeholt. In der That war er sowohl in Bezug auf Personenkenntniss, als auch durch die umfassendste Kenntniss der philosophischen Literatur eine Autorität ohne Gleichen, und durch seinen Tod ist auch in dieser Beziehung eine empfindliche Lücke gerissen. Als er es im Jahre 1858 ablehnte, als Johannes Schulze's Nachfolger in das Preuss. Cultusministerium zu treten, wurde durch seine Vermittelung Justus Olshausen als Geh. Regierungsrath berufen und mit der Leitung der Preussischen Universitätsangelegenheiten betraut. Bei diesem ihm in vielfacher Beziehung nahe stehenden Freunde hat er in keiner Weise je seinen Einfluss geltend zu machen gesucht. Nur aufgefordert gab er sein Gutachten, welches stets sehr reiflich erwogen war und von jeder persönlichen Rücksicht fern, nur das Interesse der Sache im Auge hatte.

V. Werke.

Es ist oben gezeigt, wie Tr.'s beide Hauptwerke: die „logischen Untersuchungen" und das „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" aus seiner Lehrthätigkeit, also aus dem Kerne seines Wirkens, hervorgegangen sind (oben S. 88 u. 91). Sie sind überhaupt organisch aus seiner ganzen und vollen Natur hervorgewachsen, so dass in ihnen die Richtungen seiner geistigen Entwickelung zu einem harmonischen Ganzen zusammenlaufen.

Die logischen Untersuchungen stellen dies Ganze am umfassendsten dar, da sie die Grundzüge seiner gesammten Weltansicht enthalten. Zwar sind sie streng objectiv, und die Namen, die darin genannt werden, sind wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte der Philosophie, als erste Entdecker oder als Hauptvertreter eines Princips angeführt. Wie die vorgetragenen Ansichten sich im Geiste des Verfassers gebildet, wem er die ersten Anregungen verdankt, tritt also nicht hervor. Aber dankbar machte er in seinen Vorlesungen selbst, besonders in der ersten Zeit darauf aufmerksam und in seinem ersten Entwurfe jener Vorlesungen finden sich zahlreiche Hinweisungen dieser Art. Dieselben sind bei der hier folgenden Analyse benutzt; insbesondere sind den Papieren die Citate aus Bergers oben angeführtem Hauptwerke entnommen.*)

Die logischen Untersuchungen stellen, äusserlich angesehen, eine Reihe scheinbar lose zusammenhängender Einzelforschungen über Hauptfragen der Logik und Metaphysik dar. In der Einleitung zur ersten Auflage (S. 2 u. 3) wird diese Form aus dem Bestreben abgeleitet, für die Philosophie, wo sich die Systeme als Ganze ausschliessend gegenübertreten, nach dem Muster der Einzelwissenschaften einzelne gemeinsame feste Punkte zu gewinnen, um so die schweifende Möglichkeit immer mehr einzuengen. Es herrscht demgemäss in den Untersuchungen ein analytisches, von den einzelnen Thatsachen zu den Gründen aufsteigendes Verfahren. Dieser Grundcharakter in Tr.'s Forschungsweise stammt aus Königs und Reinholds Schule. In derselben Schule war er von vorn herein angeleitet, sich an Kant zu besinnen. Denselben Ausgangspunkt nehmen die logischen Untersuchungen; indem sie zuerst die Haltbarkeit der von Kant begründeten formalen Logik prüfen. Reinhold hatte, in seiner oben (S. 19) angeführten letzten Schrift, die formale

*) Bei den Citaten aus den Logischen Untersuchungen werde ich, wo nichts Weiteres bemerkt ist, die Kapitel mit römischen und die Paragraphen mit arabischen Ziffern nach der ersten Auflage bezeichnen. Die Reducirung auf die zweite und die wenig veränderte dritte Auflage ist leicht: bis zum 8. Capitel ist die angegebene Ziffer um 1, von da um 2 zu erhöhen; also I der 1. Ausgabe = II der 2., VIII = IX, IX = XI etc. Wo die Paragraphen nicht stimmen, wird der der 2. Auflage in Klammern beigefügt.

Logik energisch bestritten (S. 69 ff.). Ebenso entschieden aber war er der Identitätstheorie Schellings entgegengetreten (S. 16 u. Anmerk. 1) und nicht weniger daher auch der absoluten Methode Hegels, wonach der „Begriff ebenso sehr Sache und die Sache ebenso sehr Begriff" ist (S. 73). Vor den Abwegen dieser das Endliche kühn überfliegenden Ansicht war Tr. ebenfalls in Bergers Schule gewarnt; seine ganze Entwickelung stand, wie oben gezeigt, seit seiner Berliner Studienzeit in Opposition dagegen; er war sich bei der Herausgabe der logischen Untersuchungen bewusst, dass er einen ernsten Kampf mit ihr aufnehmen musste. Daher setzt er sich in dem 2. Kapitel zunächst mit der dialectischen Methode auseinander. Auch der positive Grund seiner verneinenden Stellung gegen Kant und Hegel geht bis auf Reinhold zurück. Dieser hatte die Wahrheit als Uebereinstimmung des Seins mit sich selber erklärt (22), d. h. eine Uebereinstimmung der Einzeldinge mit ihrem Wesen, die im Bedingten auf das Unbedingte, das Urwesen als Grund hinweist (49). Hier war der Keim zu der organischen Weltanschauung gegeben. Die Offenbarung der Wahrheit, die Gewissheit, muss sich nach Reinholds Ansicht im Menschen auf eine unmittelbare Weise vollziehen (30); aus diesem unmittelbaren Wahrheitsgefühl entspringt die Sprache als Anfang und wesentliche Bedingung des Denkens. Die These in Tr.'s Dissertation, dass der Glaube dem Erkennen vorangeht, stammt aus Reinhold's Gedankenkreise (Reinh. S. 132). Dieser Grundzug der philosophischen Entwickelung Tr.'s spricht sich in der Art aus, wie in den Logischen Untersuchungen (III, 1) aus der Polemik gegen Kant und Hegel die „nächste Aufgabe" abgeleitet wird. „Die formale Logik verfehlt das Ziel, indem sie den fertigen Begriff auf sich beschränkt und nur sich selbst gleichsetzt, und die dialectische Methode geht vermessen den entgegengesetzten Gang, indem sie nichts empfangen, sondern alle Wahrheit aus sich selbst schöpfen will. Wenn jene Weise leer bleibt, diese aber anschauungslos und unbestimmt, so werden wir zunächst ein Princip zu suchen haben, das als eine Grundthätigkeit des lebendigen Denkens unmittelbar in die Anschauung führt." An dies Postulat schliesst sich eine Untersuchung an, die überall an Berger anknüpft. Denn durch Berger war der noch wenig bestimmte Gedanke Reinhold's weiter entwickelt worden. Die Thatsache der Wissenschaften, so beginnt Tr.'s Deduction, ist die Basis des logischen Problems. Der Grund dieser Thatsache soll erkannt werden; die logische Frage lautet also: Wie ist die Erkenntniss möglich? „Erkennen heisst immer ein Seiendes erkennen. Wenn selbst das Nichts erkannt werden soll, so stellt es sich gleichsam als ein Seiendes im Bilde vor uns hin — und wenn wir das Denken erkennen wollen, so wird dies gedachte Denken als ein Seiendes für sich abgelöst." Fast mit denselben Worten ist dies bei Berger (Bd. I, S. 240) ausgesprochen und (Bd. II, S. 10) als Ursprung des logischen Problems bezeichnet. Denken und Sein er-

scheinen als Gegensätze, fährt Tr. fort, und doch vereinigen sich beide im Erkennen und die Durchdringung beider (Vergl. Berger I, 241) bewährt sich im Handeln. Es fragt sich also, wie das Sein zum Denken kommt, und wie das Denken in das Sein tritt. Tr. erklärt von vorn herein, er scheue den Vorwurf nicht, dass dieser Anfang dualistisch sei, da der menschliche Geist als der getrennte Geist nicht der göttliche ist und gleichsam von der Erregung lebt, die er empfängt, um das Empfangene selbständig in sein Eigenthum zu verwandeln. Der Name des „getrennten" Geistes ist aus Berger (Bd. I, 93) entnommen und ebenso das Motiv, dass der Geist des Menschen, wenn er nur selbstthätig wäre, in schauerlicher Einsamkeit verharren müsste. Es ist oben (S. 21 f.) nachgewiesen, dass Berger die Bewegung als das dem Denken und Sein Gemeinsame aufstellte. Diese Idee beherrschte ohne Zweifel seit seinen Kieler Studien die ganze Gedankenarbeit Tr.'s. Als er nun gleich darauf Kant durcharbeitete, gelangte er zu einer selbständigen strengen Begründung der Intuition Berger's. Wenn er zu Anfang seiner Berliner Studienzeit schreibt, er werde sich auf der theoretischen Seite in Einigem an Kant anlehnen (oben S. 43), so ist aus seinen späteren Thesen klar, was er damit meint. Kant's Begriff des *a priori* schien ihm unanfechtbar, und auch die analytische Nachweisung desselben aus der Thatsache der Mathematik. Hier gab nun Kant's Erklärung der Mathematik als intuitive Erkenntniss durch Construction der Begriffe den weiteren Anhaltspunkt. Diese Construction war aber nur vermittelst der constructiven Bewegung im Geiste möglich. Die Mathematik hat es nach Kant mit reinen Anschauungen in Raum und Zeit zu thun. Auf dieselbe Weise wie Kant zunächst Raum und Zeit als Anschauungen *a priori* nachweist, musste als die Bewegung, als deren Momente schon Berger Raum und Zeit erklärte, als eine solche nachgewiesen werden. Dies Resultat sprach Tr. in der 3. (ursprünglich 5.) These seiner Dissertation aus (oben S. 58); die Bewegung erscheint ihm noch ursprünglicher als Raum und Zeit, da sie diesen zu Grunde liegt, wie sie selbst allen Erscheinungen zu Grunde liegen. Die Bewegung ist nicht in Raum und Zeit zu zerlegen und nicht aus ihnen zusammenzusetzen; sie ist absolut einfach. Wie war es aber möglich, dass die apriorische Bewegung Denken und Sein vermittelte? Der von Reinhold und Berger vorzüglich angefochtene Subjectivismus Kant's, wonach das Ding an sich unerkennbar ist, wurzelte gerade in seiner Lehre von Raum und Zeit. Er hatte gezeigt, dass sie von der Erfahrung unabhängige, also rein subjective Anschauungen sind, aber er hatte daraus ohne Grund gefolgert, „dass die Formen, welche dem menschlichen Geiste einwohnen, und aus seiner Natur fliessen, nicht auch zugleich in der Natur der Dinge an sich liegen können" (oben S. 58). Dies musste Tr. gerade von der Bewegung und damit von Raum und Zeit annehmen, wenn sie dem Denken und Sein gemeinsam sein sollte. Hier aber trat in seinen Gedankengang als

neues Moment der Platonismus ein. Die Anregungen, welche er durch Reinhold und Berger vom Standpunkt der modernen Philosophie erfahren hatte, beruhten im Grunde auf antiken Elementen, welche durch vielverschlungene geschichtliche Vermittelungen hindurch in unserer Zeit wieder Leben gewonnen hatten. Die wahre Quelle war Plato und Aristoteles. Reinhold's Lehre von der objectiven Wahrheit fand er grossartiger im Philebus (oben S. 34) wieder; sie sprach ja nur den Grundgedanken des Platonismus aus, dass die Ideen als Gedanken Gottes das Wesen der Dinge ausmachen (Vergl. oben S. 85). Die Forderung, dass das Erkennen von einem unmittelbar Gewissen ausgehe, war der von Plato und Aristoteles aufgestellte Grundsatz, dass das Princip voraussetzungslos sein müsse (Vergl. oben S. 86). Die Bewegung, deren tiefer Sinn ihm von Berger aufgeschlossen war, war in ihrer Bedeutsamkeit von Vielen erkannt; aber in das Ganze der Platonischen Anschauung schien sie ihm zuerst von Aristoteles eingefügt; sie war „die Seele der Aristotelischen Philosophie" (S. 57). Sogar die Wahrheit in dem Kantischen Begriff des Apriori ist Platonisch. Kant ist darin der „unbewusste Fortsetzer Platos". „Was bei Plato die Erkenntniss als Wiedererinnerung ist, in welcher — wie er selbst (Meno 85) sagt — der Geist die Wissenschaft aus sich schöpft, das tritt bei Kant als Erkenntniss *a priori* auf. Wie Plato, z. B. im Menon, die Wiedererinnerung an der math. Erkenntniss anschaulich darlegt, oder diese im Staate als eine reine Erkenntniss auf dem Gebiete des Intelligiblen bezeichnet, so steht Kant's transcendentale Aesthetik in nächster Verwandtschaft mit der reinen mathematischen Erkenntniss." Dieser in der 2. Auflage der logischen Untersuchungen (2. Bd. S. 473) noch weiter ausgeführte Gedanke liegt der Bemerkung in Tr.'s Dissertation (oben S. 55) zu Grunde, dass Aristoteles die Wiedererinnerung Platos zum scharfen Begriff erhoben habe. Denn danach besteht dieselbe darin, dass die Ideen im menschlichen Geiste potentialiter enthalten sind und zur Energie kommen, was nach Aristoteles durch die Bewegung geschehen muss (Vergl. oben S. 64). Das Mangelhafte an dem Kantischen Begriffe des *a priori* ist dagegen von Plato vermieden. Indem Kant die Beziehungen abschneidet, die in's Reale führen, wird der Mensch zum Mass der Dinge (L. U. 2. Aufl. Bd. II, 474); eine Meinung, die Plato besonders eingehend bekämpft (Vergl. L. U. XVIII, 1). Der Grundsatz Plato's, dass Aehnliches durch Aehnliches erkannt wird — ein Grundsatz, dem Aristoteles nur scheinbar widerspricht (S. oben S. 64, *Platonis de id. et num.* S. 86*), ergab denn auch die letzte Vermittelung zwischen der apriorischen Bewegung im Denken und der Bewegung in den Dingen. Diese wird durch jene erkannt, weil sie ihr gleichartig ist, d. h. ebenso ursprünglich, einfach und Allem zu Grunde liegend. Dadurch wird nun das ganze logische Problem auf den

*) Vergl. Tr. Geschichte der Kategorienlehre 198 ff., Ausgabe *de anima* S. 505 f.

Boden des Platonismus gestellt, und diese Entwickelung, die sich schon während der Berliner Studienzeit vollzogen hatte, drückt sich in den logischen Untersuchungen klar aus. Bei der ganzen Fragestellung (III, 4) wird hier der Philebus zum Muster genommen. „Wie Plato in dem Gespräche, in welchem er die Frage aufwirft, was das höchste Gut des Lebens sei, zuerst die Merkmale aufsucht, welche im Begriff des höchsten Gutes liegen, und dadurch Gründe der Entscheidung gewinnt, die in der Sache selbst enthalten sind, so erörtern wir zunächst den Begriff der logischen Grundfrage, um in den Merkmalen derselben eine weitere Anweisung zu finden." „Es ist die Aufgabe, den Gegensatz zwischen Denken und Sein zu vermitteln. In jeder Erkenntniss finden wir ihn ausgeglichen vor; er soll jedoch in diesem Acte der Ausgleichung zur Anschauung kommen." „Es muss also etwas gesucht werden, das sich in beiden Gliedern des Gegensatzes findet, damit dies Gemeinsame die Verbindung bilde." „Ein solches Gemeinsame wurde in den frühesten Versuchen, das Erkennen zu begreifen, stillschweigend vorausgesetzt. Denn in diesem Sinne sprechen die Griechen den Grundsatz aus: dass Aehnliches durch Aehnliches erkannt werde (Aristot. über d. Seele I, 2)." Von dieser Basis aus werden nun alle weiteren Merkmale des vermittelnden Gemeinsamen postulirt. Es muss eine Thätigkeit sein, da eine ruhende Eigenschaft still beharren und nicht vermitteln würde; ferner muss diese Thätigkeit ursprünglich sein, denn hätte sie in einer andern den Anfang, so würde sie ebenso aus dieser erkannt werden müssen, wie sie aus ihr stammte. Sie wird ferner die allgemeinste sein müssen; denn „gäbe es eine allgemeinere, so würde diese übergreifend bedingen und begründen und die gesuchte Thätigkeit würde also aufhören, dem Begriff einer ursprünglichen Vermittelung zu entsprechen." „Wenn wir die uns geläufigen Vorstellungen auf die gesuchte Thätigkeit ferner anwenden, so wird aus der Bestimmung der allgemeinsten und ursprünglichen Thätigkeit die Vorstellung der Einfachheit folgen." „So lange eine Thätigkeit zusammengesetzt ist, verdankt sie den Elementen, aus denen sie besteht, ihr Dasein und ist also nicht ursprünglich." So sind denn die drei Merkmale des Ursprünglichen, Allgemeinen und Einfachen, die dem *a priori* Kant's entnommen waren, gerade aus dem, Kant in dieser Hinsicht diametral entgegenstehenden, platonischen Princip abgeleitet.

Zur Lösung der so gestellten Aufgabe lagen nun zwei Wege vor: der streng analytische, wonach die Thätigkeiten des Denkens und der Dinge zerlegt werden müssten, um die letzte auszuscheiden, oder der hypothetische, wonach eine Thätigkeit als die gesuchte angenommen und dann nach den aufgestellten Bestimmungen geprüft würde. Die logischen Untersuchungen schlagen den zweiten Weg ein und es zeigt sich dabei später sogleich, dass der erste zu demselben Ziele geführt hätte. Vermöge dieses synthetischen Elements in der analytischen Betrachtung (Vergl.

darüber L. U. XV, 10) wird denn zuerst die Bewegung als vermittelndes Princip nachgewiesen (IV); dann werden Raum und Zeit (V) aus derselben abgeleitet, und so ergiebt sich derselbe Gedankengang, wie er in den Thesen der Dissertation nach einigem Schwanken genommen war (oben S. 58).

Bei dem Nachweis, dass die Bewegung die Denken und Sein vermittelnde Thätigkeit ist, wird zuerst das Aeusserlichste, die Allgemeinheit gezeigt. In der äusseren Welt ist keine Thätigkeit ohne Bewegung, und auch die Ruhe ist aus der Bewegung zu erklären. Dies hatte Berger von den Sphären des Weltalls her bis in das organische Leben verfolgt (oben S. 22) und Tr. führte in seinen Vorlesungen eine anregende Stelle aus Bergers Buche (II, 97) an. In den logischen Untersuchungen ist das astronomische Moment erst in der 2. Auflage (S. 142) hineingenommen, seitdem der Gedanke durch Humboldt's Kosmos, der dort citirt wird, exacter und anschaulicher dargestellt war. Im Denken wird ferner die constructive Bewegung als das Allgemeinste aufgezeigt, das sich in der sinnlichen Anschauung ebenso wie in der Vorstellung, ja bis in's abstracteste Denken hin findet. Die Bewegung im Raum des Gedankens stellt sich dabei immer als Gegenbild der Bewegung im äusseren Raume dar. Bei dem Beweise, dass die Bewegung ursprünglich ist, nur aus sich stammt, bleibt noch dahin gestellt, ob die constructive Bewegung ganz selbständig oder von den Sinnen angeregt ist; die Bewegung ist in beiden Fällen nur aus sich zu erklären. Bei der Frage nach der Einfachheit wird, da die Bewegung nur Raum und Zeit als Factoren haben könnte, geltend gemacht, dass die Vereinigung dieser Factoren schon eine verbindende Bewegung wäre und für unser Vorstellen ausserdem weder Raum noch Zeit an sich ohne Bewegung zu denken seien. Hierbei wird (S. 118 [150]) die Aristotelische Anschauung als die geläufige vorausgesetzt — die Zeit als Mass und Zahl der Bewegung, der Raum wie ein ruhendes, die Dinge umgebendes Gefäss, worin das Bild des Umfassenden eben durch die Bewegung erzeugt wird. Ob es sich in der Natur der Dinge anders verhalte, so dass Raum und Zeit der Bewegung als Bedingung vorangehen, wird der nächsten Untersuchung vorbehalten. Ein Zeichen der Einfachheit ist, wie schon in der Begründung der Thesen gesagt war, dass sich die Bewegung der Definition entzieht.*) Denn die Definition fasst ihren Gegenstand unter einen höheren Begriff und zerlegt das Gedachte in die darin zusammenwirkenden Momente. Es werden also die geläufigen Definitionen der Bewegung geprüft. Wird sie als Ortsveränderung gefasst, so ist in dem Begriff der Veränderung das „nach Aristoteles" wesentlich Frühere (πρότερον φύσει) in diesem „Anders werden" die

*) Auch hier liegt ein Plat. Gedanke zu Grunde Theaet. 205: „Von den ursprünglichen Elementen (τὰ πρῶτα), aus welchen alles andere besteht, giebt es keine Definition, weil jedes derselben für sich unzusammengesetzt ist." Vergl. Tr. Gesch. der Kategorienlehre S. 207.

Bewegung, ohne welche das Werden nicht zu denken ist. Daher stimmt Tr. mit Arist. überein, welcher die Veränderung als eine Art der Bewegung ansieht. Er kommt dadurch auf die Aristotelische Definition, wonach die Bewegung die Verwirklichung dessen ist, was der Möglichkeit nach ist und zwar inwiefern es ein solches ist oder nach einem andern Ausdruck die „unvollendete Energie." Er bemerkt zunächst, dass diese Erklärungen ihrem eigenen Urheber nicht genügen. Hierauf hatte er schon in der Ausgabe der Schrift *de anima* S. 304 aufmerksam gemacht und als Grund angegeben, Aristoteles sei sich bewusst gewesen, dass in dem Begriffe der Möglichkeit, Verwirklichung, Energie schon der Begriff der Bewegung zu Grunde liege. An dem angeführten Orte war gezeigt, wie Aristoteles die Bewegung als Vermittelung der Potenz und des Actus ansieht, so dass also die angegebene Bestimmung über die Bewegung weniger eine Definition ist, als das Verhältniss der Bewegung zu dem in der Potenz und dem Actus enthaltenen Zweckbegriffe angiebt. Auf diesen Gedanken werden wir später genauer eingehen müssen. Hier, wo es sich um die Bewegung an sich handelt, deutet Tr. nur an, in welcher Weise er in Bezug auf dieselbe über Aristoteles hinauszugehen denkt. Es kann bedenklich erscheinen, die Bewegung als allgemeines Princip zu setzen, weil in der Mechanik und Physik, wo die Bewegung bis jetzt allein betrachtet wurde, gerade die ersten Sätze so misslich und zweifelhaft sind. Allein die Zweifel beziehen sich dort nur auf die Verbindung der Bewegung mit der Materie. Tr. macht darauf aufmerksam, dass die mathematische Behandlung der äusseren Bewegung nur in so weit gelungen ist, als sie aus der geistigen That der Bewegung stammt. „Die Bewegung wird nicht wahrgenommen, sondern aus der Veränderung des Ortes geschlossen. Wir sehen nicht, dass der Körper sich bewegt; wir schliessen, dass er sich bewegt habe. Die äussere Bewegung ist daher nur dem Gedanken zugänglich und etwas Ideales in der Natur." Somit kommt es nun gerade darauf an, die Bewegung im Denken weiter zu verfolgen. „Aber es muss feststehen, dass die Bewegung das Grundphänomen der Natur ist. Denn nur dadurch wird die geistige Bewegung das grosse Organ der Erkenntniss." Diese Basis der weiteren Forschung ist aristotelisch. „Wer die Bewegung nicht kennt, kennt die Natur nicht," sagt Aristoteles. Von seinen eigenen Untersuchungen hofft nun Tr., „es werde sich vielleicht demnächst zeigen, dass ebenso, wer Bewegung nicht kennt, auch den Geist nicht kennt, wenigstens, wie er aus seinem Innern in das Aeussere eindringt." Er nimmt also offenbar an, dass dies Aristoteles nicht geleistet; es wird sich im Einzelnen zeigen, wie dies gemeint ist. Hatte er nun die drei Bedingungen, welche eine das Sein und Denken vermittelnde Thätigkeit erfüllen muss, aus dem logischen Problem abgeleitet, also aus dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς, so zeigt er jetzt an der Bewegung ihre objective Einheit. Danach ist die Einfachheit das sachliche Princip. „Weil die

Bewegung eine einfache Thätigkeit ist, die sich nur erzeugen, nicht zerlegen lässt, so wird sie die letzte sein, die aus keiner stammt, und wird darum auch aus sich erkannt werden; weil sie die letzte ist, muss sie allgemein sein und jeder Thätigkeit zu Grunde liegen, und wenn sich das Denken als die höchste Blüthe der Thätigkeit in der Welt erhebt, aber diese Blüthe die übrigen gleichsam als nährenden Boden und tragenden Stamm voraussetzt, so wird um dieser Allgemeinheit willen, die Bewegung dem Denken und Sein gemeinschaftlich angehören.“ So folgt also die subjective Bedeutung hier aus der objectiven.

Nachdem die Bewegung als Princip aufgestellt ist, gilt es nun zunächst, das Verhältniss derselben zu Raum und Zeit näher zu bestimmen, das in der Untersuchung über die Bewegung noch absichtlich unentschieden gelassen war. Das V. Kapitel beginnt in Aristotelischer Weise mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der beiden Begriffe und macht dabei gleich zu Anfang darauf aufmerksam, dass die durch die Geschichte der Philosophie hindurchgehende Frage ihren Ausgangspunkt in Aristoteles hat (V, 1). Eine subjectivistische Ansicht ähnlich der Kants findet sich in Bezug auf die Zeit schon bei Aristoteles; denn dieser erklärt die Zeit als die Zahl an der Bewegung und die Zahl für nichts ohne die zählende Seele. Hier liegt also zwar die Bewegung der Zeit zu Grunde; aber letztere ist deswegen nicht objectiv, weil die Zahl als subjectiv gefasst wird. Tr. hatte sich schon in der Ausgabe *de anima* (S. 166) hiergegen ausgesprochen. Es werden nun (V, 2) Kants Gründe für seine Behauptung geprüft, und es ergiebt sich die Lücke in seinem Beweise ganz wie sie schon in der Dissertationsthese aufgezeigt war. Es erhellt auch für die *aprioris*che Form des Raumes und der Zeit die Nothwendigkeit, dass „das Letzte und Ursprüngliche dem Denken und Sein gemeinsam sein muss. Es tritt einfach der [platonische] Gedanke jener Harmonie ein, in welcher das Subjective, vom Leben mit bedingt und mit erzeugt, wiederum mit dem Leben stehen muss.“ Hierzu tritt noch eine Kritik der Kantischen Unterscheidung von Raum und Zeit. Denn die Zeit als Form der innern Anschauung wird hiernach in die Dinge der äussern, räumlichen Anschauung nur „mittelbar hineingeworfen, wenn sie als Erscheinungen durch den innern Sinn und die Zustände der Seele hindurchgehen“. Es hätte also erklärt werden müssen, „wie durch mittelbare Uebertragung die Form des innern Sinns jemals als unmittelbar in den Dingen erscheinen könne“. Nachdem hiernach die Gleichartigkeit des Raumes und der Zeit als Grundvorstellung festgestellt ist, wird das Ergebniss der ganzen kritischen Untersuchung auf das im vorigen Kapitel gewonnene Princip angewandt. Behält man vorläufig die aristotelische Vorstellung bei, wonach der Raum das „äussere Erzeugniss der Bewegung“, die Zeit „die Vorstellung des innern Masses derselben ist“, so behalten sie die von Kant von ihnen nachgewiesene *aprioris*che Natur, d. h. sie sind reine, von der Erfahrung

unabhängige, nothwendige Anschauungen. Wenn die Bewegung die ursprüngliche That des Denkens ist, die alle Erfahrung vermittelt, so werden Raum und Zeit, das „unmittelbare Erzeugniss der Bewegung", nicht empirisch sein; sie sind dann auch nichts Zufälliges, von dem beliebig könnte abgesehen werden; „denn selbst die Abstraction wird als Trennung durch die Bewegung vermittelt und aus der Bewegung fliesst immer Raum und Zeit." „Ferner fallen Raum und Zeit so der Anschauung anheim, und Kant hat Recht, sie von der Weise des Begriffs zu trennen, in wiefern sich dieser in unterschiedene Merkmale auflösen lässt." Und endlich erklärt sich so auch die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, welche Kant als Merkmale der Anschauung auffasst. „Inwiefern die Bewegung die ursprüngliche Thätigkeit ist, liegt in ihr kein Grund, der sie hemmen oder beschränken könnte. Sie kann über die Vorstellung des von ihr bereits erzeugten Raumes den Raum noch weiter und immer weiter ausdehnen. Ebenso verhält es sich mit der Vorstellung der Zeit. Wird diese Möglichkeit einer fortlaufenden Thätigkeit mit dem Raum und der Zeit verglichen, welche daraus entspringen würden, so ergiebt sich die Vorstellung eines unendlichen Raumes und einer unendlichen Zeit. Wie die sich nicht hemmende Thätigkeit der Bewegung nur ein verneinender Ausdruck ist, ebenso ist es die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit. Die blosse Möglichkeit der fortlaufenden Bewegung, die nie vollzogen werden kann, ohne sich zu zerstören, kleidet sich in den Schein der Bestimmtheit, der sich aber auflöst, wenn man die Unendlichkeit nach ihrem Ursprung fragt."*) Offenbar sind hiermit die Kantischen Merkmale des *a priori* auf die früher erwiesenen Qualitäten der Bewegung zurückgeführt: Die Unabhängigkeit von der Erfahrung und die Nothwendigkeit folgt aus der Allgemeinheit der Bewegung, die Anschauung aus der Einfachheit, die Unendlichkeit aus der Ursprünglichkeit. Wie in der ganzen Deduction die 5. Dissertationsthese ausgeführt ist, so wird durch eine Prüfung entgegenstehender Ansichten (V, 3—6) die dort aufgeführte Behauptung erhärtet, „dass sich aus Raum und Zeit die Bewegung nicht ohne Widerspruch zusammensetzen lässt," oder, wie es jetzt ausgedrückt ist, „dass sich Raum und Zeit nicht als die der Bewegung vorangehenden und die Bewegung bedingenden Momente für sich hinstellen lassen" (V, 7). Wie in jener These, werden ferner die Sätze der Eleaten darauf zurückgeführt, dass darin die Bewegung in Raum und Zeit aufgelöst wird (V, 8). Hierauf wird das Ergebniss zusammengefasst (V, 9). „Durch die Bewegung ist die Zeit im Raum und der Raum in der Zeit. Zeit und Raum sind in der Bewegung so unzertrennlich in einander eingebildet und mit einander verwachsen, dass sie in einander verschwinden. In der Zeit und im Raum schauen wir die

*) Dies ist die Aristotelische Idee der Unendlichkeit. Vergl. Tr., Ausg. *de anima* S. 309.

ursprüngliche Bewegung nach zwei verschiedenen Seiten an. Wir dürfen näher sagen: die Zeit ist in der Bewegung das innere Mass; der Raum, welcher beschrieben oder durchlaufen wird, die äussere unmittelbare Erscheinung. Aber Bestimmungen wie innen und aussen, Mass und Erscheinung sind Unterscheidungen, die sich nur von der Anschauung und nur durch die eigene That der Bewegung erläutern." Letzterer Gedanke ist sehr wichtig für Tr.'s Ansicht und wir werden später darauf zurückkommen. Offenbar schliesst sich die endgültige Erklärung des Raumes und der Zeit an Aristoteles an, obgleich bei dem Raume Berger's Ausdruck wörtlich adoptirt ist. Die in der angeführten Stelle der L. U. oben gesperrt gedruckten Worte sind aus Berger II, 53 entnommen; diese Stelle wird auch dabei citirt, aber nicht wegen jener Ausdrücke, sondern wegen einer ihm eigenthümlichen Anwendung der angegebenen Vorstellung auf die gewöhnliche Definition der Geschwindigkeit. Diese, d. h. „die bestimmte Bewegung", wird als Verhältniss des Raumes zur Zeit erklärt und dabei eine Zeit als Einheit zu Grunde gelegt. Aber, wie Berger bemerkt, schon diese Einheit des Masses trägt die Bewegung in sich und das Verhältniss des Raums zur Zeit bestimmt sich nur im Verhältniss inwiefern mehre Bewegungen mit einander können verglichen werden. Der in den Log. Untersuch. hierauf folgende Abschnitt, wo in der gewöhnlichen astronomischen Zeitbestimmung die Reduction auf die Bewegung aufgezeigt wird, knüpft wieder z. Th. wörtlich an dieselbe Stelle Bergers an. Die dann folgende analoge Behandlung des Raums ist aber ganz Aristotelisch, gleichsam eine Umschreibung des Wortes, das Tr. schon in seiner Studienzeit angeregt hatte: „Man würde nach dem Raum nicht suchen, wenn es nicht räumliche Bewegung gäbe" (Physik IV, 4). Und hier wird das der Vorstellung des Raums entsprechende reale Element, das sich auch bei Aristoteles findet, nach Massgabe unserer modernen Naturanschauung hervorgehoben: „Wie sich die Vorstellung den Raum erst dehnen und schaffen muss, so dehnen und schaffen ihn ausser uns ewige Kräfte." Im Anschluss an Aristoteles (*de coelo* V, 1) werden darauf (11[12]) die drei Dimensionen des Raumes aus der Construction des mathematischen Körpers abgeleitet; zugleich aber wird ergänzend eine Erklärung für die eine Dimension der Zeit gegeben. „Wir stellen uns die Zeit als eine Linie vor, welche der Punkt der Gegenwart schneidet. Diese Eine Abmessung ist gleichsam das Minimum, das aus der Bewegung hervorgeht. Indem sich der stetige Zusammenhang, der das Wesen der Bewegung ist, in ein Bild kleidet, entsteht die Vorstellung der ablaufenden Linie. Inwiefern nun die Zeit das innerliche Mass der Bewegung ist und die Thätigkeit als solche unabhängig von der Aeusserung ergreift, kann sie nicht mehr als eine Dimension, das in der Bewegung liegende Minimum, in sich tragen." „Der Schein der zweiten Dimension, welcher die Gleichzeitigkeit begleitet, entsteht durch die Verknüpfung der Zeit mit

dem Raume vermöge der Bewegung.“ „Jede Bewegung hat in ihrem Ablauf ihre eigene Zeit, wie jedes Ding seinen eigenen Raum einnimmt. Vermöge des gemeinsamen Raumes steht eine Bewegung in der andern, die Bewegung eines sich entwickelnden Lebens, in der Bewegung des Erdkörpers u. s. w. Durch dies Verhältniss können die Bewegungen mit einander verglichen werden.“ Aber „alle Gleichzeitigkeit hängt von der Beobachtung Eines und desselben Punktes, Eines und desselben Ereignisses ab.“ Der Begriff des Zeitpunktes wird dabei auf das auffassende Bewusstsein reducirt. „Die Gegenwart ist die bewusste Zeit, die erfasste Bewegung. Ohne dies Mass des Bewusstseins gäbe es keinen Zeitpunkt.“ Daher erscheint „durch den Gedanken, der als ein Ganzes eine Zeit füllt, durch die Sache, an welche sich das Bewusstsein heftet, der Punkt der Gegenwart nirgends als Punkt, immer als Dauer, und der zeitliche Geist siegt schon über die enge Schranke, indem er sie erweitert und kann hier im Bilde die Macht des grossen Geistes ahnen, der die Zeit wie Ewigkeit schauet.“ Diese Ansicht geht auf Platos *Timaeus*, p. 37 und 38 zurück, worauf Tr. auch das *Nunc stans* der Scholastiker als Ausdruck der Ewigkeit zurückführte.

Die bisherigen Kapitel der Logischen Untersuchungen sind eine Ausführung dessen, was Tr. während seiner Studienzeit über die Bewegung erforscht hatte. Die constructive Bewegung vom Standpunkt des Platonismus aus als *aprioris*ch aufgefasst und nachgewiesen zu haben, ist seine erste selbständige schöpferische That.

Offenbar musste nun von hier aus die fernere Aufgabe die sein, die Tragweite des gefundenen Princips zu erproben. Es galt, die Gegenstände *a priori* aus der constructiven Bewegung genetisch abzuleiten. Ich habe oben erwähnt, wie er sich während seiner Wanderjahre mit der Durchführung einer genetischen Mathematik beschäftigte. Diese Beschäftigung begann wahrscheinlich, sobald er nach vollendeter Universitätszeit wieder zu wissenschaftlichen Arbeiten schreiten konnte. Wenigstens scheint darauf eine Aeusserung in einem Briefe vom 16. Jan. 1827 hinzudeuten, in welchem er den Vater um Zusendung der *Elementa* Euklid's bittet. „Ich bin wohl und froh,“ schreibt er darin, „besonders auch über einige wissenschaftliche Gedanken, die ich verarbeite, und die vielleicht glückliche Gedanken sind. Sie gehören für das Feld, wo Philosophie und Mathematik sich berühren. Daher beschäftige ich mich jetzt wieder mit Mathematik, und ich preise dankbar Königs Grundlage in derselben, durch die ich nach so langem Zwischenraum doch alles wieder anfassen kann, als hätte ich's gestern verlassen.“ Ein neues Licht fällt von hier aus auf seine siebenjährigen psychologischen Studien im Anschluss an die Psychologie des Aristoteles. Es war ja für ihn jetzt die Hauptfrage, „wie weit die Bewegung im Geiste greife und wie viel sie trage.“ Das Resultat dieser sich organisch an

das Frühere anschliessenden Forschung enthält das 6. Kapitel der Logischen Untersuchungen, überschrieben „die Gegenstände *a priori* aus der Bewegung und die Materie."

Aristoteles behauptet, dass die Seele das Princip der Bewegung in sich habe, (Ausg. *de anima* 355). Er fasst die sinnliche Wahrnehmung als einen Assimilationsprocess auf (Vergl. ebend. 358, 367): die Sinne scheiden selbstthätig das Ungleichartige, Materielle ab und nehmen das Gleichartige, die Form, auf (414, 436); die Wahrnehmung ist also in der passiven Veränderung (ἀλλοίωσις) eine thätige Selbstvollendung des in den Sinnen Angelegten (τελείωσις [145 f., 365 f.]). Diese Thätigkeit setzt sich in der Phantasie fort (460) und es knüpfen sich daran die höheren Geistesthätigkeiten durch weitere Absonderung des Allgemeinen; allein kein Begriff ohne begleitendes Phantasiebild (169 f.). Das schöpferische Denken νοῦς ποιητικός ist aber der letzte Grund dieses Nachschaffens der Dinge (ebend. S. 489), so dass der Geist, indem er die Form der Formen wird, doch nur sich selbst denkt (497). Dies schöpferische Denken bewirkt schon in den Sinnen die Unabhängigkeit von den äusseren Eindrücken (ἀπάθεια [465, 467]), die sich in der Sinnesenergie zeigt, und das empirische abhängige Denken (νοῦς παθητικός [493]) zur Wissenschaft bestimmt (495 f.). Insoweit also ist das Platonische Princip der Vermittelung des Seins und des schöpferischen Denkens von Aristoteles in den Begriff der Bewegung hineingebildet. Aber wie in der Sinnesenergie die Form der Dinge reproducirt wird, ist schon unklar, und wenn es Tr. auch wahrscheinlich findet, dass Aristoteles hier eine nachbildende Bewegung angenommen (414), besonders da als die gemeinsamen Sinnesobjecte Bewegung, Ruhe, Figur, Grösse und Zahl angesehen und diese alle auf die Bewegung reducirt werden (425): so ist doch gar nicht erörtert, „wie sich die Sinnesenergie zu der von ihr ausgehenden Bewegung der Phantasie verhält", und „welcher Art diese Bewegung ist" (*de anima* 460). Aristot. konnte hier nicht tiefer eindringen, denn „er hatte noch nicht die Bewegung der Phantasie selbst als die Quelle der mathematischen Erkenntniss entdeckt und leitete diese nicht aus dem Geiste an sich, sondern aus dem Gebiet der Erfahrung ab, so dass τὰ ἐξ ἀφαιρέσεως, also das durch Abstraction Gewonnene der stehende Ausdruck für das Mathematische ist." Allerdings hat Aristoteles Topic. VI, 4 die genetische Ableitung der Linie aus dem Punkte, der Fläche aus der Linie, und des Körpers aus der Fläche für die dem Wesen der Sache entsprechende erklärt (*de anima* 337). Derselbe Gedanke liegt auch bei der oben angegebenen Ableitung der Dimensionen zu Grunde, wie er sich auch bei Plato in der Analogie zwischen den Seelenvermögen und den Raumabmessungen (s. oben S. 56, vergl. *de anima* 229) und sonst angedeutet findet. In den Logischen Untersuch. spricht sich Tr. (VI, 8 [10]) hierüber so aus: „Ueber den Ursprung der mathematischen Erkenntniss sehen wir schon bei den Alten die Keime einer doppel-

ten Ansicht. Plato stellt das Mathematische in das Reich des Idealen. Aristoteles nennt die Gegenstände der Mathematik Gegenstände der Abstraction „aus der Wegnahme entsprungen", ein stehender Ausdruck, der offenbar bezeichnet, dass die sinnliche Welt der Wahrnehmung das Erste ist und aus dieser gegebenen Welt das Mathematische durch ein absonderndes Verfahren des Geistes gewonnen wird ... und doch hat schon derselbe Aristot. die entgegengesetzte Ansicht als die richtigere ausgesprochen. Aus dem Punkt werde die Linie, aus der Linie die Fläche u. s. w.; wie also Punkt und Linie das Frühere seien, so müssen auch aus diesem Frühern Linie und Fläche erklärt werden. Wie bei Aristoteles jener allgemeine Name der Mathematik und diese bestimmte Vorschrift zu reimen sind, würde in eine tiefere aristotelische Untersuchung einführen." Wir wüssten nicht, dass eine solche Untersuchung angestellt ist. Die Worte stehen in der dritten Auflage noch wie in der ersten. Die Meinung Trend.'s ist aber wohl nicht zu verkennen. Plato hat das *aprioris*che Element in der mathematischen Erkenntniss hervorgehoben; aber bei seiner Ableitung erhebt er das Mathematische zu hoch in das Reich des Idealen und übersieht dabei die Nothwendigkeit der vermittelnden Bewegung (s. oben S. 57). Aristoteles dagegen erkennt die erzeugende Bewegung als das Prius der mathematischen Form; aber er kann diese Bewegung nicht von dem materiellen Substrat getrennt denken und verkennt also die *aprioris*che Natur des Mathematischen, indem er es zu tief in die sinnliche Welt hinabdrückt. Er sagt, der Intellect denke das Mathematische, das nicht vom Stoff getrennt existirt, (οὐ κεχωρισμένα) wie getrennt existirend (ὡς κεχωρισμένα). Tr. selbst gleicht die Ansicht des Plato und Aristoteles aus. Die constructive Bewegung ist das Wesen der Phantasie und sie geht nicht von den Sinnesenergien aus, sondern ist in diesen selbst das *aprioris*che Element (L. Unt. VI, 4 [5]). Dadurch wird die psychologische Theorie des Aristoteles, an welcher Tr. sonst festhielt, wesentlich berichtigt und ergänzt und gewinnt ausserordentlich an Klarheit. „Es unterscheidet sich zuerst die selbsterzeugte und die erfahrene Erkenntniss (das *a priori* und *a posteriori*) wie das Freithätige und das Aufnehmende." Dies entspricht dem ἀπαθές und παθητικόν des Aristoteles (VI, 2). Die spontane Erkenntniss ist aber zugleich, wie Aristoteles bemerkt hat, in der receptiven der Sinnesthätigkeit enthalten. Die Sinneswerkzeuge bilden durch tastende Bewegung die äussere Form in der That nach (VII, 3), und Gestalt, Grösse, Richtung, Ortsveränderung, „welche Aristoteles als die den Sinnen gemeinsamen Wahrnehmungen bezeichnete", werden vermittelst dieser aufgefasst, ja, auch die Objecte der specifischen Sinnesempfindungen, wie Licht, Wärme u. s. w., werden mehr und mehr auf Bewegungsarten reducirt, und es ist höchst wahrscheinlich, „dass diesen das gegenwirkende und dadurch empfindende Organ mit einer entsprechenden Bewegung begegne." Aber diese sinnliche

Bewegung giebt nur die Motive zu der Construction der productiven Phantasie, welche sich die Eindrücke freithätig aneignet, die Elemente zusammenfasst und daraus die Bilder äusserer Gegenstände entwirft. Sonst könnte z. B. aus den complicirten Bewegungen der Organe nicht einmal die für die Vorstellung absolut einfache Gestalt der geraden Linie angeschaut werden. Gerade in der Anschauung mathematischer Formen besiegt die geistige Kraft stolz die Mühen des Organs und indem sie so, eben weil die Phantasie diese Formen als ihr Eigenthum frei erzeugt, „das Sinnliche abscheidet" (ἀφαίρεσις), empfinden wir die reine Lust, welche Plato im Philebus der Betrachtung mathematisch regelmässiger Gestalten zuspricht.

Freilich bleibt wie bei Aristoteles' Auffassung in den Gegenständen der Sinneswahrnehmungen immer noch ein unaufgelöstes Residuum: die Materie (L. U. VI, 6 [7]). Sie ist bis jetzt nicht völlig auf Bewegung zurückgeführt; denn die Bewegungsarten, auf welche man die sinnlichen Eigenschaften zurückführt, scheinen doch immer ein Substrat, etwas das sich bewegt, vorauszusetzen, womit das räumliche Ding vor die Bewegung gestellt würde. Es ist dies ganz ebenso, wie die älteste (ionische) Philosophie, um die Materie zu begreifen, nicht auf die blosse Raumbewegung, sondern auf Verdünnung und Verdichtung zurückkam, worin eben schon ein Substrat gedacht ist. Obgleich daher durch die mit Kant beginnende dynamische Ansicht die Bewegung innerhalb der Materie selbst immer mehr Terrain gewinnt, so ist doch die principielle Schwierigkeit eben so wenig gelöst als bei Aristoteles, der jene Ansicht der ältesten Philosophie theilt (Phys. VIII, 7). „Es bleibt ein Problem weiterer Untersuchung." Das Gebiet der apriorischen Erkenntniss innerhalb der empirischen scheint hiernach die Form im Gegensatz zu der Materie zu sein; denn nur die Form der Dinge wird von der constructiven Bewegung reproducirt (VI, 7 [9]). Bewährt sich also hierdurch die Lehre des Aristoteles von dem Wesen der Sinneswahrnehmung*), so gewinnt auch das von ihm angenommene Verhältniss zwischen Materie und Form an Bedeutung. Nach Arist. ist der Gegensatz zwischen beiden nur relativ, da es eine ungeformte Materie nicht giebt (*de anima* 325). Wir kommen innerhalb der Materie stets auf die aus der Bewegung hervorgehende Form und der Stoff ist hierdurch der apriorischen Erkenntniss in unendlicher Progression zugänglich.**) In der reinen Mathematik ist die Form ganz vom Stoff frei (VI, 8 [10]) und an Aristoteles' Ansicht bleibt nur soviel wahr, dass psychologisch betrachtet der menschliche Geist nur in der Wechselwirkung mit den sichtbaren und tastbaren Figuren und von ihnen aufgefordert die constructive Bewegung üben lernt (L. U. 2. Aufl. S. 269). In der genetischen Betrachtung der Mathematik (VI, 9 [11])

*) Arist. ist hier nachträglich in der 2. Aufl. der L. U. citirt.

**) Die Grundzüge dieser Auffassung der Materie fand Tr. bereits bei Berger II. 28, 40. Vergl. oben S. 21.

kann man die Grundformen nur richtig fassen, wenn man nicht Zeit und Raum vor die Bewegung setzt. Indem Tr. dies ausführt, nimmt er besonders Rücksicht auf die Platonische Ansicht, ohne Plato zu nennen. Wir expliciren dies. Der Punkt an sich wie bei Plato (oben S. 55) ist nicht zu denken. Wenn ihn Plato als Princip der Linie auffasst, gleichsam als den „schwellenden Keim jeder weiteren Entwickelung“ (oben ebend.), so wird er positiv in den Raum hineingesetzt und erhält Theil an der Ausdehnung. Er muss als Uebergang von der Ruhe zur Bewegung und von der Bewegung zur Ruhe gedacht werden. In der Bewegung liegt die Richtung. Wenn in die erste Richtung keine neue Bewegung eintritt, so entsteht die gerade Linie. Bei Plato wird die Richtung durch einen entfernten Punkt bestimmt, so dass vor der Erzeugung der geraden Linie der Raum angenommen wird (*de anima* 229). Allein wenn der Raum nicht vor der Bewegung gegeben ist, so kann auch bei der Bewegung von keiner Abweichung nach rechts oder links, nach oben oder unten die Rede sein. Die ursprüngliche Bewegung vor der Vorstellung der Raumabmessungen ist daher nothwendig die geradlinige. Plato (a. a. O.) bestimmt aus der Linie die Fläche und aus der Fläche den Körper wieder durch einen neuen Richtungspunkt. Indess aus der geraden Linie lässt sich ohne die Richtung nach einem ausserhalb gesetzten Punkte der Kreis erzeugen und aus dem Kreise die Kugel, und die möglichen Richtungen im Raum sind dadurch folglich bestimmt. Bei der Construction aller Raumgrössen kommen nun 3 Momente zur Wirkung: 1) die erzeugende Bewegung, 2) eine absetzende und dadurch begrenzende Gegenbewegung; 3) eine zusammenfassende Bewegung, welche auf die Einheit des Actes bezogen das in der ersten Erzeugung Vergangene wieder erzeugt und gegenwärtig erhält. Durch das letztere Moment kommt die Ruhe in das Ganze, wonach Aristoteles die mathematische Form schon als das Unbewegte bestimmt hat. Im realen Werden entsteht die Figur ebenso aus erzeugenden, hemmenden und zusammenhaltenden Bewegungen. Bestimmt man die 3 Acte nach ihrer Bedeutung, so schafft der erzeugende den Stoff der Figur, die begrenzende Gegenwirkung die Form und die zusammenhaltende Durchdringung die Einheit des Ganzen. Wir finden also hier in der Figur die drei Momente, die Aristoteles in jeder Substanz nachgewiesen hat (324). Ganz ähnlich ist die Zahl zu construiren (VI, 10 [12]). Sie beginnt mit dem Eins, worin eine „erzeugende Bewegung ist, die in demselben Augenblick, wo sie erzeugt, wieder abbricht, und diese Thätigkeit als ein Ganzes hinterlässt.“ Wie sich dies Eins wiederholen kann, wird nur durch die Vorstellung der Zeit klar und wie aus den einzelnen eine neue höhere Einheit zusammengefasst wird, nur durch die stetige Bewegung, die sich durch alle hindurchzieht. Das unterschiedlose Eins kann dabei durch gleiche räumliche oder materielle Grössen vertreten werden. Die Vorstellung der Zeit liegt der Zahl nothwendig zu

Grunde, die des Raumes begleitet sie nur secundär, weil sie aus der Bewegung hervorgeht. Die das Eins bestimmende absetzende Thätigkeit ist hier das Vorherrschende, wesshalb man sie als discrete Grösse bezeichnet; sie giebt der Zahl die Form, aber die Wiederholung des Eins erzeugt den Stoff, in den die Einheit formend eintritt und das Wiederholte wird zum Ganzen zusammengefasst. Da hiernach die Zahl über die sinnliche, räumliche Anschauung erhaben, bildlos ist, hat sie Plato „bedeutsam zwischen die Welt der Sinne und der Ideen in die Mitte gestellt" (oben 55). Tr. stellt sich hier auf Plato's Seite gegen Aristoteles; deutlicher wird dies aus *de anima* S. 425. Hier bekämpft er die Ansicht des Aristoteles, dass die Zahl ebenso wie die Raumgrösse zu den gemeinsamen Sinneswahrnehmungen gehört. Er hat sie auch, wie oben ersichtlich, in den L. U. davon ausgeschlossen. Der Gegensatz von discreter und stetiger Grösse, durch den man nach Arist. Kategorien (c. 6) die Arithmetik und Geometrie geschieden hat, ist, wie sich aus der Construction ergiebt, kein ausschliessender. Die Figur wird vermöge des absetzenden Moments durch die Zahl, die Zahl vermöge des durchgehenden continuirlichen in die Figur umgesetzt; die gebrochene Zahl setzt eine geometrische Anschauung der Einheit voraus. So ist der von Plato aufgestellte Zusammenhang der Raum- und Zahlengrössen wieder aufgenommen (oben 55) und nur genetisch erklärt. Denn das ἄπειρον ist in der Zahl die nach beiden Seiten (μέγα καὶ μικρὸν) an sich unbestimmt fortgesetzte wiederholende oder theilende Bewegung, die ja den Stoff der Zahl bildet, die Einheit aber ist durch absetzende, die Grenze (πέρας) bildende Thätigkeit das Formende; und die Verbindung beider erzeugt das Ganze (s. *de Philebi consilio* 7). Dieselben Thätigkeiten aber erzeugen mit einer „Symmetrie des Typus" die Raumgrössen, nur dass hier das ἄπειρον vorherrscht. Einheit und Punkt berühren sich. Der Uebergang der Arithmetik und der Geometrie in einander beweist diesen innigen Zusammenhang noch deutlicher. Tr. zeigt dies (VI, 12 [15]) an einem Beispiel, indem er den dem Euklides entnommenen Begriff der Flächenzahl an der Construction des Rechtecks genetisch entwickelt. Hierbei wird ausdrücklich der Punkt mit der Einheit identisch gesetzt. Das Beispiel ist aus dem oben (S. 71) bezeichneten früh entworfenen Plane zu einer genetischen Geometrie entnommen. Die Zahl gewinnt aber gerade durch die Ableitung aus der Bewegung die ihr von Plato zugewiesene hervorragende reale Wichtigkeit (VI, 13 [16]); denn sie geht real immer auf ein Ganzes, das sich in sich unterscheidet und „in dem Ganzen als solchem wohnt das Wesen wie eine Seele." Dies hatte er schon (*de anima* 425) gegen Aristoteles betont. „In der Zahl, sagt er dort, ist eine synthetische Kraft des Geistes, so dass er das an sich Getrennte zu einem neuen Begriff vereinigt." Ausser Figur und Zahl ergiebt sich aus der Bewegung noch der Begriff der extensiven und intensiven Grösse als apriorisch (VI,

14[17]).*) „Die langsamere Bewegung erzeugt in einer längeren Zeit einen kleineren, die schnellere in einer kürzeren einen grösseren Raum." Dieser Bezug zwischen der Bewegung einerseits und Raum und Zeit andererseits liegt in der stets verknüpften Anschauung der extensiven und intensiven Grösse und wird unter den verschiedensten Verkleidungen nachgewiesen. Bei der hiermit durchgeführten Ansicht der reinen Mathematik zeigt sich nun die Möglichkeit der angewandten. Die Bewegung ist überall der Mittelbegriff. „Die reale Bewegung, in der Materie gebunden, ist im Geiste gleichsam frei geworden und diese Freiheit giebt die grosse Möglichkeit, den verschlungenen Gang der äusseren Bewegung nachzubilden und unter gegebenen Bedingungen sogar vorzubilden." Die empirischen Wissenschaften werden so in mehreren Stadien mathematisch. Zuerst tritt in dem Stadium der Beobachtung das Bedürfniss hervor, dass die Erscheinungen gemessen und die Bewegungen an ein festes Mass gebunden werden. An dem Extensiven wird das Intensive gemessen. Später versetzt sich die erklärende Theorie in die möglichen Gründe der Erscheinungen und entwirft von dort hypothetisch ein Spiel von Bewegungen, die den Entstehungsgang darstellen sollen. Das Richtige bewährt sich in einer Wechselwirkung von vorauseilendem Calcül und bestätigender Erfahrung.

Wenn so das Gebiet des Mathematischen nach der einen Seite durch die ganze sinnliche Welt reicht, so erstreckt es sich nach der anderen Seite auch durch die Begriffswelt. „Das Leben der Begriffe und ihrer Merkmale liegt immer in dem begleitenden Gemeinbilde. Die Verbindung der Merkmale selbst, durch die Natur der Sache eigenthümlich bestimmt, erhellt meist nur durch die Anschauung des Ganzen" (VI, 17 [20]). Die „Grenzen der Philosophie und der Mathematik" können also nicht mit Kant so bestimmt werden, dass jene die discursive, diese die intuitive Vernunftserkenntniss ist. Tr. setzt dieser Bestimmung die Platonische entgegen. Der Mathematik als der constructiven Wissenschaft *a priori* stehen die empirischen Wissenschaften entgegen. „Wenn nun die Philosophie die Aufgabe hat, das Ganze der Erkenntniss zu vertreten, indem sie den Anfängen der einzelnen Wissenschaften die Principien giebt, den Resultaten die Harmonie sichert und die lebendige Wechselwirkung vermittelt**): so ist sie ebenso sehr eine Erkenntniss *a posteriori* wie *a priori*; *a posteriori*, indem sie an den anderen Wissenschaften ihren Stoff hat und *a priori*, inwiefern sie über den empfangenen Stoff hinausgehen muss, um das lebendige Band des Ganzen zu ergreifen und darzustellen. Denn

*) Zu dieser aus der ganzen Aufgabe consequent folgenden Behandlung der extensiven und intensiven Grössen, als der „Elemente der Phoronomie" wurde Tr. besonders durch Berger (II., 50, 57, 61) angeregt. B. knüpft die Betrachtung derselben an eine wunderbar schöne Schilderung der *aprioris*chen Construction (II., 49 f.).

**) S. oben S. 86.

alles, was wir erfahren, ist Fragment und die philosophische Ansicht ist ein Versuch, aus dem Torso das Götterbild zu entwerfen, oder mit künstlerischer Divination die zerstreuten Glieder zu dem Einen schönen Leib zu fügen.“ Ist hiermit die Philosophie als Wissenschaft der Idee angedeutet (S. oben S. 36), so wird nun die mathematische Anschauung (18 [21]) in ihrem weiteren Zusammenhang mit dem von ihr umschlossenen Gesammtbereich der Begriffe verfolgt. Abgesehen von dem stets begleitenden Gemeinbilde der Objecte, hat das Mathematische auf den inneren Vorgang des Denkens den grössten Einfluss. Die Zahl hat mit der Bildung der Begriffe Verwandtschaft. „Wie unterschiedene Einheiten zu einer neuen und höheren Einheit verknüpft werden, so dass diese Einheit als Zahl angeschaut wird, auf ähnliche Weise werden von der Macht des Gedankens discrete Merkmale, die sonst auseinander fallen würden, in eine Einheit zusammengefasst.“ Offenbar zeigt hier Tr., wie die Ideen nach Plat. Anschauung in ihren Elementen mit den Zahlen übereinstimmen (oben S. 55), nur dass die Elemente als die Acte der erzeugenden Bewegung gefasst werden müssen. Dasselbe findet in Bezug auf die geometrische Anschauung Statt. Vermöge der geometrischen Aehnlichkeit wird die Einheit der Form in den Unterschieden der Grösse festgehalten. Dies übt und schärft den Geist, damit er „von materiellen Bedingungen wegsehe, um den Gedanken der Erscheinung zu durchschauen.“ Wenn ein Ganzes die Anschauung überragt oder mikroskopisch klein ist, wird es vermöge der geometrischen Aehnlichkeit zur angemessenen Grösse gebracht und dadurch als Ganzes erkennbar. Die Uebersicht in der Wissenschaft, worin Plato das Philosophische findet, ist die Uebung derselben Thätigkeit an den Begriffen. So hat denn Tr. den Gedanken Plato's vollständig durchgeführt, dass das Mathematische die Vermittelung zwischen den Ideen und den Sinnendingen ist; der Grund ist, weil es das Product der construirenden Phantasie ist, welche — wie Aristoteles gezeigt hat — Denken und Wahrnehmung verbindet. Hatte er daher (*de anima* 425) mit Plato behauptet, dass die menschliche Wahrnehmung sich von der des Thieres durch die Auffassung der Zahl unterscheidet, so nimmt er nun, indem er ausdrücklich daran anknüpft, auch die Beherrschung der geometrischen Aehnlichkeit als Unterschied zwischen beiden an. Die erste Anregung zu dem ganzen Gedanken, welcher die letzte Consequenz der Platonischen Ansicht über die Mathematik zieht, hat vielleicht die dunkle Stelle in Ar. *de anima* (S. 518) gegeben, wo gesagt wird, dass sich die Gegenstände der Sinneswahrnehmung unter einander wie ihre Bilder verhalten.*) In dem aristotelischen

*) Tr. macht darauf aufmerksam, wie alles Zeichnen auf der geometrischen Aehnlichkeit beruhe, um so den pädagogischen Werth desselben hervorzuheben. Die Betrachtung weist hierdurch zugleich auf den oben (S. 61) erwähnten Aufsatz über das Zeichnen zurück, worin dieser Gedanke weiter ausgeführt ist.

Begriff des das Denken begleitenden Gemeinbildes blieb indess noch etwas Unadäquates (19 [22]). „Der Begriff ist das Allgemeine, in das die verschiedensten Bilder, inwiefern sie nur wesentliche Charaktere theilen, aufgehen sollen; aber das Bild ist an sich bestimmt und fest wie das Einzelne.“ Bei Aristoteles wird das Bild ausdrücklich mit der festen mathematischen Figur verglichen (*de anima* S. 169). Dieser Widerspruch wird durch die bildende Bewegung aufgelöst. „Das Allgemeine ist keine ruhende Substanz, sondern die durchgehende That, die sich immer neu vollzieht. Daher entspricht ihr auch nicht das ruhende Bild, sondern die darstellende Bewegung, die jeden Augenblick das Starre des Einzelbildes nach der Weite des Begriffs in Fluss zu setzen bereit ist und die Zeichnung des Gemeinbildes innerhalb gewisser Grenzen frei spielen lässt.“ Das Verhältniss des *a priori* und *a posteriori* wird nun im Ganzen zusammengefasst (22 [25]). Die Bewegung und die daraus unmittelbar hervorgehende mathematische Welt ist das einzige reine *a priori*. Jedes andere in dem Selbstbewusstsein, dem Handeln, dem Gefühle hervortretende apriorische Element ist mit der Erfahrung verwachsen. Es giebt demnach 3 wesentliche Stufen des *a priori*. Wir unterscheiden die Bewegung als das *a priori* vor der Erfahrung, die Erfahrung mittelst der Bewegung und das vollendende *a priori* in der Erfahrung. Und so durchläuft die Erkenntniss den von Aristoteles beschriebenen Kreislauf. „Wenn sich die Welt der Erscheinung zum Gesetze verklärt, erblickt der Geist in ihr das eigene Gegenbild, das er sucht. Indem die Erscheinung ideal dahin zurückgeführt wird, woher sie real floss, wird ein Kreislauf beschrieben und die ideale und reale Seite entsprechen sich, wie in der Harmonie des Chors Strophe und Gegenstrophe.“

Die zweite philosophische That Tr.'s ist hiernach die consequente Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem apriorischen und aposteriorischen Erkennen, wodurch zugleich die Psychologie des Aristoteles mit den Principien des Platonismus ausgeglichen ist.

Zu der Zeit, als er diese Begriffe durcharbeitete, trat, wie oben gezeigt ist, zugleich die Frage nach dem Ursprung der Kategorien an ihn heran, zuerst äusserlich durch die Recension über Chr. Petersens Buch, welche zeigt, dass er der Sache noch fremd gegenüber steht, dann durch Beckers grammatische Theorie, welche ihn auf den Ursprung der Aristotelischen Kategorienlehre führte. Als er in den ersten 4 Semestern aus dem Ueberblick der Systeme einen endgültigen Ausdruck seiner metaphysischen Ansicht zu gestalten suchte, bezog sich dies wahrscheinlich nur auf die Ableitung der Kategorien. Denn noch in dem ersten Entwurf der Vorlesungen über Logik ist er darüber nicht völlig im Klaren. Er leitet sie dort wie Aristoteles aus dem Urtheil ab. Aus dem Urtheil bilden sich durch das verständige Moment als Niederschlag die Begriffe. Wenn sich im Urtheil die Begriffe mehr und mehr

determiniren, so gewinnt man durch Abstraction die Ueberordnung des einen Begriffs unter den andern, bis man zu den letzten Prädikaten (κατηγορίαι) gelangt, welche die obersten Geschlechter der Begriffe sind. Wenn sich so die Kategorien aus dem Urtheil ausscheiden, so bleibt ihnen doch der Bezug auf die Dinge, die sie im Urtheil hatten. Daher ist es bei Aristoteles folgerecht, wenn er die auf formalem Wege gefundenen Kategorien real behandelt. Der logischen Determination entspricht real die Individualisation, und so müssen die allgemeinsten Begriffe ein Ausdruck für die realen Principien sein. Auch in diesem Gedankengange wurde Tr. wieder durch Berger angeregt. Er hat die Stellen verzeichnet, die ihm einen neuen Impuls gaben. Indem Berger von der Determination spricht, sagt er (I, 146): „Wir können hier vorerst die Bemerkung festhalten, dass der Begriff je allgemeiner, auch um so mannigfaltiger anschaulich sei, welches vermuthen lässt, dass die höheren Begriffe auch die wichtigeren sein dürften, so dass, wer z. B. den Begriff der Natur richtig denke, der auch Mehr und Besseres wisse, als der sich nur mit einem einzelnen untergeordneten Naturbegriff beschäftigt. Hiermit stimmt das Bekannte: *determinatio est negatio* bedeutungsvoll überein, wie es denn auch ein ganz natürlicher Gedanke ist, dass das tiefe unendliche Leben des allgemeinen Begriffs etwas viel Wirklicheres und mehr Positives und Ponirendes sein müsse, als die vielen bestimmten Einzelheiten.“ Und um den realen Werth der Ueberordnung der Begriffe zu erklären, bemerkt er (I, 144): „Der allgemeinere Begriff könnte auch wohl der mächtigere und geistigere sein, und da müsste man denn sagen, dass die besonderen in ihm liegen, aus ihm sich ableiten und entwickeln lassen; weil ferner aber diese Entwickelung nur durch die fortwirkende Kraft des allgemeineren denkbar sei, so werde dieser freilich auch immer noch in den abgeleiteten bleiben ... So wird es auch wohl sein und man sieht, dass Alles auf das Sein und Wesen ankommen werde, was im Begriffe walten möge, oder mit anderen Worten, dass eine bloss formale Betrachtung hier nichts entscheiden könne.“ Tr. hatte diese Sätze früh auf die Bewegung als Princip angewandt, und der Vorgang, wie aus derselben die Gegenstände *a priori* erzeugt wurden, zeigte eine beständig fortschreitende Individualisation, welche in der That neben der positiven erzeugenden auch die negative begrenzende Kraft einschloss. Wie die Bewegung in allen ihren Erzeugnissen fortwirkte und blieb, so lag auch der Begriff derselben, der der Thätigkeit, allen anderen Begriffen zu Grunde. Dies hatte sich durch Beckers Forschungen auch in der Sprache bestätigt. In der 1. Ausgabe des Organism sagt Becker schon (S. 61): „Die Entwickelung des Begriffs und die des Worts sind eigentlich ein und dieselbe. Wie der unendliche Reichthum an Wörtern durch eine fortschreitende organische Individualisirung aus sehr wenigen Wurzelwörtern hervorgeht, ebenso geht die unendliche Menge der in der Sprache ausgeprägten Begriffe

durch fortschreitende Individualisirung aus wenigen Begriffen hervor, welche wir Wurzelbegriffe nennen können. Diese Wurzelbegriffe haben mit einander gemein, dass sie Begriffe von Thätigkeiten sind.“ Berger hatte, indem er gegen die formale Logik ankämpfte, die Annahme von Kategorien, die er nur im Kantischen Sinne als „reine Verstandesbegriffe“, „feste Fächer für die Erscheinungen“ auffasste, überhaupt verworfen, indem er dabei Kant und Aristoteles auf eine Linie stellte. Er war zu dem Resultate gelangt, „dass man die Handlungsweise oder das Gesetz des Verstandes durch die Beobachtung seiner freien Anwendung auf irgend einen Inhalt unmittelbar werde finden können“ (I, 166) und hatte von diesem Gesichtspunkte aus die Bildung der Begriffe aus dem Urtheil verfolgt. Tr. konnte eine völlig freie Anwendung des Verstandes aber nur im Bereiche des *apriori* annehmen. Aus der Beobachtung der ursprünglichen und durchgehenden That des Bewusstseins und der Dinge mussten sich auch die ursprünglichen und durchgehenden Begriffe erheben. Die Aufgabe war also durch den Gang der früheren Forschungen bestimmt, so wie sie in den L. U. (VII, 2) ausgedrückt ist. „Weil die Bewegung, dies Gegenbild der räumlichen, die erste und schöpferische That unseres Denkens ist, so fragt sich, welche Begriffe uns gleichsam als Urbegriffe aus dieser ursprünglichen That hervorgehen.“ „Die alte Frage nach dem Recht der Anwendung,“ welche Berger besonders geltend gemacht, erledigte sich hierbei von selbst. „Die Bewegung ist darum Quelle der Entwickelung, weil sie ebenso die Seele des Denkens ist, wie die Bildnerin des Daseins.“ „Was daher aus der Bewegung entspringt, das gilt für das Denken, wie für das Sein.“ Aber erst allmählich gelangte er dahin, die Consequenz dieser Ansicht zu ziehen, wie sie in den L. U. (VII, 3) ausgesprochen ist. Sollte der reale Gesichtspunkt, wonach die Abfolge der Entstehung, das πρότερον τῇ φύσει, für die Bestimmung und Ordnung der allgemeinsten Begriffe das Mass bildet, durchgeführt werden, so musste die Ableitung aus dem Urtheil als Princip aufgegeben werden, jenes πρότερον πρὸς ἡμᾶς, wodurch die Entdeckung der Kategorien bei Aristoteles eingeleitet war. Die logische Bedeutung des Urtheils und der Begriffe musste dann umgekehrt aus der Sache folgen. Es kam also nur darauf an, bei der Beobachtung der Bewegung „das festzuhalten, was daran bedeutsam wiederkehrt“. Das Denken kann sich, weil es Selbstbewusstsein ist, in der Bewegung betrachten; es weiss, was es thut und sieht, was es gethan hat. Indem es nun die Bewegung und die Erzeugnisse und Verhältnisse derselben beobachtet, entstehen ihm die Kategorien. Zu dieser Consequenz und zur Durchführung derselben gelangte er durch den Ueberblick über die Systeme. Er hat die zu Grunde liegende historische Forschung später, 6 Jahre nach Erscheinen der L. U. in seiner Geschichte der Kategorienlehre dargelegt. Aus dieser muss also die Erklärung seiner Theorie entnommen werden; aus ihr werden sich auch

einige kleine Modificationen derselben in der 2. Aufl. der L. U. erklären, die wir hier gleich mit berücksichtigen. Die Principien findet er im Platonismus. (Gesch. d. K. 205.) „In Platos Dialektik verschmelzen sich Logik und Metaphysik, da das Sein und das Denken in der Idee denselben Mittelpunkt haben und die Wirklichkeit des Werdens und die Wahrheit des Erkennens in den Ideen gemeinsam wurzeln. Die ewigen Grundgestalten, nach welchen die sinnliche Welt wird und geworden, schlummern wie vergangene Anschauungen im Geiste. Insofern müssen bei Plato die höchsten Begriffe zugleich die höchsten Formen des Seins bilden. Wenn es daher eine plat. Kategorienlehre gäbe, so müsste sie zugleich metaphysisch ausfallen und zu dem System der Ideen die logische Seite darstellen.“ Die logische Aufgabe der Kategorien ist aber bei Plato kaum angedeutet (206). Im Theätet wird von den letzten Elementen behauptet, dass sie keine Definition zulassen, weil sie unzusammengesetzt sind und sich nur auf sich beziehen. Dies trifft die Kategorien. Im Sophistes werden als letzte Begriffe zunächst das Seiende, Bewegung und Ruhe bestimmt, wozu noch der Begriff des Identischen und Verschiedenen tritt. Diese „Anfänge“ hat Tr. sorgsam bei seinem Entwurf der Kategorien benutzt. Zunächst waren die darin gegebenen Grundsätze mit den Ergebnissen der gesammten Geschichte der Kategorienlehre zu vergleichen. In dieser sind nur drei Gestaltungen hervorragend: die Theorie des Aristoteles, Kants und Hegels (362). Bei Hegel entwickeln sich die Kategorien aus dem Sein; durch die Negation (Platos ἕτερον) entsteht die Entzweiung, welche durch die Identität (Platos ταὐτόν) aufgehoben wird und dieser Process setzt sich fort, und wird als eine Bewegung des reinen Denkens angesehen, welches in der Identität zur Ruhe kommt. Hegel beruft sich auf Plato; doch hat sich diese Anwendung der Platonischen Begriffe als unmöglich erwiesen, weil es ein reines anschauungsloses Denken nicht giebt (361). Kant ist ohne Aristoteles, an den er anknüpft, nicht zu verstehen. Hätte nun Aristoteles die volle Consequenz seiner Ansicht gezogen, so würden seine Kategorien in die von ihm aufgestellten 4 Gründe (αἴτια) zurückgehen. Die beiden Begriffe des Thun und Leiden werden von ihm selbst als Bewegungen angesehen (135). Das Thätige wird dem Gebiet der wirkenden Ursache zugeschrieben (134); ausserdem sind Thun und Leiden als relative Begriffe erkannt (138), wie Ursache und Wirkung. Die Bewegung wird von Theophrast in allen Kategorien betrachtet; Aristoteles selbst führt den Unterschied der Potenz und des Aktus durch alle Kategorien hindurch; daher greift in alle die Bewegung, als Vermittelung beider, ein (161). Eine auffallende Erscheinung ist ferner, dass Aristoteles an alle Kategorien die Fragen stellt, ob sie den Begriff des Mehr und Minder (μᾶλλον καὶ ἧττον) aufnehmen und in sich einen Gegensatz (ἐναντίον) zeigen. Tr. vermuthet, dass zu diesen Betrachtungen Plato den Anstoss gab. Bei diesem erscheint im Philebus das

μᾶλλον καὶ ἧττον als Kennzeichen der unbestimmten Materie und im Phaedo (s. oben 84) ist die Untersuchung angefangen, wie sich der Gegensatz zum Wesen der Idee und der Zahl verhalte (147). Wenn nun diese Begriffe auf alle Kategorien angewandt werden, so können sie als eine höhere Kategorie erscheinen. Das μᾶλλον καὶ ἧττον führt indess auf das Quantum und die Relation, das ἐναντίον, insofern es den grössten Unterschied innerhalb eines Geschlechts darstellt auf die διαφορά (92) und dadurch auf das Quale. Es ist also hier nur eine Beziehung dieser Kategorien auf die andern. Das Quantum steht aber bei Arist. in der nächsten Verwandtschaft mit dem Stoff (78, 79 ff.), das Quale mit der Form (78, 92 ff., 103). Die Stoiker, die von Aristoteles ausgehen, haben auch ihre beiden ersten Geschlechter real nach dem Unterschied des Stoffes und der Form unterschieden (227, 231). „Wäre von Aristoteles dieser reale Gesichtspunkt durchgeführt, so stellten die Kategorien als Grundbegriffe zugleich den Grund der Sache, eine reale Genesis dar, und sie würden dadurch den höchsten Anspruch befriedigen" (188). Sie würden dann auch der Platonischen Grundforderung genügen. Hier lag also ein bedeutsamer Fingerzeig. Von den Aristotelischen 4 Gründen lässt sich aber der Zweck nicht aus der Bewegung allein ableiten; er musste also bei der ersten Construction der Kategorien vorläufig unberücksichtigt bleiben. Es kam nun darauf an, das Verhältniss von Raum und Zeit zu den Kategorien zu bestimmen. Hier musste Tr. auf Kant Rücksicht nehmen. Kant sagt über seine Stellung zu Aristoteles: „Bei einer Untersuchung der reinen (nichts Empirisches enthaltenden) Elemente der menschlichen Erkenntnisse gelang es mir allererst nach langem Nachdenken, die reinen Elementarbegriffe der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) von denen des Verstandes mit Zuverlässigkeit zu unterscheiden und abzusondern." Auf Grund dieser Unterscheidung hatte Kant drei Kategorien: *quando ubi* und *situs* aus der Aristot. Tafel streichen müssen (Gesch. d. K. 271). Da Tr. die Kategorien aus der Bewegung entwickeln wollte und Raum und Zeit unmittelbare Erzeugnisse der Bewegung waren, so konnte er sehr wohl Begriffe, die sich auf jene Anschauungen bezogen, als Kategorien gelten lassen; ja alle Kategorien mussten sich unmittelbar auf Raum und Zeit beziehen, alle gingen direct auf die Anschauung, so dass es nicht, wie bei Kant, eines dazwischentretenden künstlichen Schematismus bedurfte, um sie anschaulich zu machen. Raum und Zeit fallen bei Aristoteles unter die Kategorie des Quantum und in ihrer Beziehung zur Bewegung hatte sie Tr. ebenfalls so bestimmt; alle Erzeugnisse der Bewegung waren extensive Grössen. So konnten denn die bestimmten Beziehungen der Dinge zu Raum und Zeit, welche Aristoteles in dem Wo und Wann als Kategorien aufgestellt hatte, als solche bestehen bleiben, falls sie nicht unter eine allgemeinere Beziehung zu subsumiren waren. Wir werden sehen, wie sich allerdings aus der Bewegung ein solcher allgemeiner Bezug ergab, so dass

die drei von Kant ausgeschiedenen Kategorien in eine zusammenfielen. Kant hatte nach Ausscheidung derselben die übrigen als principlos zusammengeraffte auf sich beruhen lassen (271) und seine Tafel aus den Formen des Urtheils entwickelt. Hier lag aber, wie er selbst sagt, „eine schon fertige, obgleich noch nicht ganz von Mängeln freie Arbeit der Logiker“ vor ihm (272). Die Urtheile waren von den früheren Logikern nach der Quantität, Qualität und Modalität unterschieden; Kant fasste ausserdem den Unterschied des kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Urtheils unter dem Namen der Relation zusammen (273). Offenbar waren nun von den Logikern in der Quantität und Qualität aristotelische Kategorien angewandt und Kant kam in der neuen Klasse wieder auf eine solche zurück. Diese nur aus der realen Beziehung des Urtheils verständlichen Namen werden dann als rein formale Bestimmungen aufgefasst und als solche auf die Begriffe übertragen. Sie sollen Functionen bezeichnen, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheil und darum auch der blossen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit geben und diese Einheit im Urtheil wie im Begriff soll nur aus der subjectiven Einheit des Selbstbewusstseins fliessen. Kant gewinnt die Kategorien, indem sich jede jener 4 Formen in 3 Unterschiede gliedert. Die Symmetrie ist dadurch erreicht, dass er unter der Qualität neben dem bejahenden und verneinenden das unendliche Urtheil ansetzt und unter der Relation das hypothetische mit dem kategorischen und disjunctiven parallel stellt. Tr. widerlegte die Zulässigkeit dieser Annahmen (290 f.), wodurch die Symmetrie fortfiel. Wenn nun aus den Formen der Qualität die Kategorien der Realität, Negation und Limitation abgeleitet waren, so musste die Limitation mit dem unendlichen Urtheile ausscheiden. Die Limitation fällt mit der Negation zusammen; der reale Grund ist eben, dass jede Begrenzung Fremdes abhält und diese Beziehung logisch zur Verneinung wird (291). Die Realität und Negation oder Limitation bezeichnen nur den Unterschied der erzeugenden und begrenzenden Kraft der Bewegung. Wenn ferner aus der Form des hypothetischen Urtheils das Verhältniss von Ursache und Wirkung abgeleitet wird, so ergab sich, dass dies an jene Urtheilsform nicht gebunden ist und mit dem in dem kategorischen Urtheil ausgedrückten Verhältniss von Substanz und Accidenz in näherer Beziehung steht (291 f.). Dies war ein wichtiger Fingerzeig für die Verknüpfung der beiden aristotelischen Grundbestandtheile der Kategorien. Denn schon bei Aristoteles zerfallen die Kategorien in Substanz und Accidenzen, letztere alle ausser der ersten umfassend, und es kam gerade darauf an, diese Gruppirung mit dem Princip der Causalität zu verbinden, welches Tr. in die Kategorien hineinzog. Das Verhältniss der Substanz zu den Accidenzen, die Inhärenz, entsprach richtig aufgefasst der Aristotelischen Kategorie des Habens, wenn diese aus der Bewegung abgeleitet wurde. Wir werden

diesen Zusammenhang später zeigen. Aus der 3. Form der Relation, dem disjunctiven Urtheil, hatte Kant die Kategorie der Wechselwirkung abgeleitet, offenbar nur eine Metapher, indem die logische Eintheilung, welche das disjunctive Urtheil giebt, als Wechselwirkung der Arten gefasst und ohne Weiteres mit der realen Wechselwirkung der Kräfte identificirt wird (293). Allein die Wechselwirkung an sich war allerdings als Kategorie anzusehen, wenn sie auch logisch nicht ihren einzigen Ausdruck in der Eintheilung findet. Die Wechselwirkung ist in der That als der Zusammenhang der Theile in einem Ganzen zu fassen; so fallen unter dieselbe auch die Verhältnisse der Lage und Reihenfolge in Raum und Zeit, welche durch die verbindende That der Bewegung zu Kräften werden, also die drei von Kant ausgeschlossenen Kategorien des Aristoteles. Die Arten der Modalität (Möglichkeit, Dasein und Nothwendigkeit) waren von Aristoteles nicht zu den Kategorien gerechnet. Der sein ganzes System bedingende Unterschied von Potenz und Actus ist deshalb auf alle seine Kategorien anwendbar (157 ff.). Dies ist durchaus consequent. „Wenn sich die Copula im Urtheil wie ein formales Element zu den Prädicaten verhält, so verhalten sich jene modale Begriffe wieder formend zu dem Sein der Copula. Wenn daher Aristoteles dem Wesen der Kategorien als Prädicaten treu blieb, so mussten im Verfolg dieser Auffassung die modalen Bestimmungen die in der δύναμις und ἐνέργεια zu realen Begriffen ausgeprägt werden, eine zweite Eintheilung begründen und zu jenen hinzutreten.“ Dieser Eintheilung folgte Tr. Da aber die modalen Bestimmungen Grundbegriffe des in die Dinge eindringenden Denkens bezeichnen, so nannte er sie auch Kategorien und unterschied sie als Kategorien des Denkens von denen des Seins, oder den realen.

So hatte denn der einseitig nach dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς entworfene Plan Kants doch auf die Consequenzen der aristotelischen Ansicht zurückgeführt. Freilich war danach die nur aus der Sache folgende genetische Ableitung der Grundbegriffe, welche allein ihre Vollständigkeit verbürgen kann, unmöglich und Kant selbst hatte dies bekannt (297). Fichte hatte eine solche Ableitung rein subjectiv versucht, Hegel auf Schelling gestützt vom absoluten Denken her. Waren diese Versuche auch gescheitert, so blieb doch die Aufgabe einer Genealogie der Kategorien bestehen. und es ist Trendelenburgs dritte philosophische That, diese Aufgabe vom Princip des Platonismus aus gelöst zu haben.

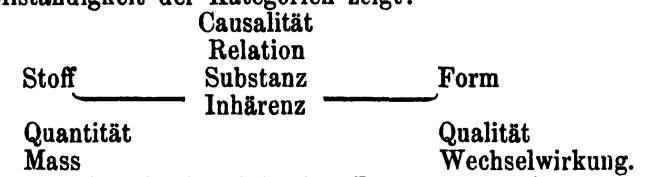
Die Methode der Ableitung ist aus dem Vorigen klar. Die Bewegung wird in ihren verschiedenen Momenten beobachtet und die Beziehungen, die Zusammenhänge, welche wieder nur durch die Bewegung zu verfolgen und abzusondern sind, bilden die Kategorien. Zuerst ergiebt sich im Grossen (VII, 4) die Beziehung zwischen der Bewegung und den unmittelbaren Erzeugnissen derselben: das Causalitätsverhältniss. Die Bewegung.

das Allgemeinste, „individualisirt“ sich auf dem mathematischen Gebiet selbst; ebenso sind die sinnlichen Energien der Materie specificirte Bewegungen. In dieser Specification ist die Bewegung selbst wirkende Ursache (Aristot. τὸ ὅθεν ἡ κίνησις). Die Wirkung ist eine angehaltene Bewegung, ein für sich betrachtetes Erzeugniss in dem Fluss der Erscheinungen. Die Causalität ist Relation; denn Ursache und Wirkung sind relative Begriffe. Das Causalitätsgesetz drückt nur die Continuität, also die Identität der Bewegung aus. Bei der Erzeugung mussten aber, wie oben gezeigt, immer mehrere Bewegungen zusammenwirken. Diese Vielheit der Bedingungen bilden zusammen die Ursache. Da die Zeit von der Bewegung unzertrennlich ist, ergiebt sich der Satz: *ex hoc, ergo post hoc*, der sich aber nicht umkehren lässt. Man erkennt hierin die platonischen Begriffe. Die Wirkung ist dasselbe, wie die Ursache, die Bewegung ist in sich identisch; aber sie individualisirt sich in der Richtung; die Wirkung ist in sofern etwas anderes als die Ursache. Dasselbe wiederholt sich nun bei allen Kategorien. Die identische Beziehung in jeder individualisirt sich in verschiedenen Formen und dadurch werden sie eben zu Kategorien, unter welche alle Erscheinungen sich subsumiren. In der Art, wie die Causalität vor sich geht, liegt das Verhältniss von Stoff und Form, die aber erst in der 2. Auflage (VIII, 5) selbständig als Kategorien behandelt sind. Die Bewegung, an sich völlig unbestimmt, (ἧττον καὶ μᾶλλον) erzeugte den Stoff der Figur, die begrenzende Gegenbewegung (ἐναντίον) die Form. Stoff und Form sind wieder nur relativ zu verstehen. Sondert man diese Beziehungen der Bewegung und Gegenbewegung aus, so sind Stoff und Form als Kategorien zu betrachten, eine Consequenz, die in der 1. Aufl. der L. U. noch nicht gezogen war. Aristoteles coordinirt sie der *causa efficiens* und fasst die Causalität so im weiteren Sinne. Eigentlich sind sie in Abhängigkeit von der wirkenden Ursache. Durch eine zusammenfassende Bewegung wurden Stoff und Form zur Einheit gebunden. Die Bewegung wird zu einem ruhenden Erzeugniss; hier tritt also als Moment das Platonische Princip der Ruhe ein. Ein solches in sich abgeschlossenes Ganze ist ein Ding (6 [5]). Substanz darf dies Erzeugniss nur im Sinne der πρώτη οὐσία des Aristoteles genannt werden. (Vergl. Gesch. d. Kat. 182.) Der Begriff des Dinges ist wieder nur relativ. Es ist darin die Ruhe in Bezug auf die erzeugende Bewegung, aber jede Substanz ist durch andere bedingt, aus anderen geboren. Die Materie innerhalb der Substanz führt auf die Quantität*) (7). Raum und Zeit, Figur und Zahl, extensive und intensive Grösse sind Quantitäten, insofern sie nur der Materie nach und in Relation mit der Substanz betrachtet werden. Die Quantität steht in Relation mit der Qualität (6 [8]). Diese ist die an das Ding gebundene Causalität. Bei Figuren und Zahlen

*) In der 1. Ausgabe war die Qualität vor der Quantität behandelt. In der zweiten schliesst sich Tr. an Aristoteles an (Gesch. der Kat. 77).

ist sie das Gesetz der abgrenzenden Gestaltung, wodurch ihre Form festgehalten wird; ebenso sind die physischen Eigenschaften in der gestaltenden Bewegung des Dinges begründet und werden dadurch wieder zum Princip von Bewegungen, Thätigkeiten des Dinges. So ergeben sich die Qualitäten als Unterschiede im Wesen und in Thätigkeiten, wie Aristoteles dies bereits festgestellt (Gesch. d. Kat. 89 ff.). Der Gegensatz des Qualitativen und Quantitativen tritt besonders in der Identität der Form bei Verschiedenheit der Grösse hervor, wie in der geometrischen Aehnlichkeit, worauf hier verwiesen wird. Die Beziehung zwischen zwei Grössen ergiebt die Kategorie des Masses (8 [9]). Die Masseinheit, an sich unbestimmt, bringt in der gemessenen Grösse durch Vergleichung eine neue Quantität hervor. Hier wird das Gemeinsame, das die Grössen haben, in der Verschiedenheit durchgeführt. „Inwiefern diese Quantität des Masses in dem gemessenen Quantum die in ihm liegenden Unterschiede hervorhebt, und namentlich, wenn man auf den Ursprung zurückgeht, die erzeugende Bewegung in ihrer Wirkung bestimmt, drückt dies Mass, obwohl selbst Quantum, schon eine qualitative Natur der Quanta aus. Tr. weist in dem ersten Entwurf der Vorlesungen hier auf Berger II. 45 hin, wo das Mass als Verhältniss der Quantitäten aber allgemein als Grund der Qualität angesehen wird. Hier spielt indess schon das ideale Mass hinein, welches Tr. an dieser Stelle der L. U. ausdrücklich abweist. In der Gesch. d. Kat. 117 bemerkt er, dass Porphyrius das Quale des Aristoteles erst daraus entstehen lässt, dass in das Quantum die Relation aufgenommen wird. Er fügt dort hinzu: „Aristoteles hat diese Ansicht nirgends angedeutet und würde sie in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen, wie man sich überzeugt, wenn man die Arten des Quale vergleicht.“ Er schliesst sich in den L. U. an die Ansicht des Arist. an. Wie die Dinge vermöge des ihnen eingeborenen Masses auch in ihrer Qualität bestimmt sind, lässt sich *a priori* aus den Kategorien nicht nachweisen. Es folgt nun das von Plato nach dem Vorgange der Eleaten behandelte Verhältniss der Vielheit in der Einheit (9 [10]), welches durch die in jeder Substanz wirkende, die verschiedenen Richtungen zusammenfassende Bewegung klar ist. Diese Vielheit der Theile oder Qualitäten in ihrem Verhältniss zum Ganzen ergiebt die Kategorie der Inhärenz (10 [11]). Hiermit verknüpft sich die Vorstellung der Ruhe. Was der Substanz inhärirt, ist von ihrer Macht gebunden, aber eben nur relativ, im Verhältniss zum Ganzen, während in anderer Beziehung die Accidenzen wieder als wirkende Ursache auftreten können. Die Inhärenz in diesem weiten Sinn nimmt die aristotelische Kategorie des Habens (ἔχειν) wieder auf (Gesch. d. Kat. 141). Die Substanz darf in diesem Verhältniss nicht als das im Wechsel der Accidenzen Beharrende angesehen werden; vielmehr ist die Identität und Verschiedenheit des einen Gliedes von der des andern in der mannigfaltigsten Weise abhängig; das Ding besteht in seinen

Eigenschaften, das Ganze in seinen Theilen. Das ursprünglich blos quantitative Verhältniss zwischen Ganzem und Theilen wird vermöge der bindenden Bewegung auf die Substanz und die Accidenzen angewandt und erhält dadurch einen weiteren Sinn. Diese vermittelnde Betrachtung ist in der 2. Aufl. (12) eingeschaltet. Das Verhältniss des Ganzen zu den Theilen findet sich bekanntlich schon bei Aristoteles in dieser weiteren Bedeutung. Die nächste Folge der umfassenden Macht des Ganzen ist nun die Wechselwirkung zwischen den Theilen und Eigenschaften, also zwischen der zur Einheit begriffenen Vielheit (13 [11]). Dies geschieht entweder unmittelbar in derselben Substanz, oder indem mehrere Substanzen durch das Zusammentreffen ihrer Thätigkeiten zu einer Einheit zusammentreten. Die Causalität selbst wird zur Wechselwirkung, soweit die Action Reaction hervorruft. Die Wechselwirkungen zwischen getrennten Substanzen, zwischen sich bildenden Einheiten sind Kräfte (14, 2. Aufl.). Die Wirkung der Kraft liegt also immer in dem Zusammenwirken verschiedener Bedingungen, wenn sie auch gewöhnlich an die Hauptbedingung geknüpft wird. In der Wechselwirkung können nun Stellung und Reihenfolge zu Kräften werden. Ueberblicken wir den ganzen hiermit geschlossenen Gang der Entwickelung, so tritt als der erste herrschende Begriff die Bewegung als Causalität auf; dieser involvirt die Relation zwischen Ursache und Wirkung. In der Substanz entsteht dann aus den causalen Bewegungen die Ruhe, wobei die unbestimmt ponirende Bewegung durch die negirende Gegenbewegung begrenzt und das Ganze zusammengefasst wird durch das Fortdauern der Causalität und der Relation. Stoff und Form werden so erzeugt und in der Substanz zur Inhärenz zusammengefasst. Im Stoff liegt dabei das Verhältniss der Quantität, in der Form das der Qualität. Die Quantitäten ergeben unter sich das Verhältniss des Masses, die Qualitäten der Wechselwirkung. So lässt sich folgendes Schema bilden, welches die Vollständigkeit der Kategorien zeigt:



Aus diesem Ueberblick wird eine Bemerkung Tr.'s in der Gesch. d. Kat. S. 376 f. verständlich: „Jene alte Eintheilung in Substanzen und Accidenzen findet sich mit einigem Unterschied auch hier wieder. Die Bewegung als Causalität ist das Erste; aus ihr begrenzen sich die Substanzen. Wer diesen Vorgang überblickt, hat darin die Grundverhältnisse der übrigen Kategorien: mit der Bewegung [an sich] die Quantität und das Mass; mit der befassenden Substanz Inhärenz und Wechselwirkung; mit der Weise der Begrenzung Materie und Form, Qualität und Relation."

Sobald Tr. über die Ableitung der Kategorien mit sich in's Klare gekommen war, musste auch der Grundplan der Wissenschaft feststehen, die er als Logik im weiteren Sinne bezeichnete. Schon in der Schrift *de Aristotelis categoriis* (4) hatte er die Vermuthung ausgesprochen, Aristoteles habe die Kategorien als Zwischenglied zwischen Logik und Metaphysik (erster Philosophie) angesehen. Nachdem er in den *Analytica* die Natur der Erkenntniss dargelegt, würden so die Kategorien den Uebergang zu den Principien und ersten Gründen der Dinge bilden, die in der Metaphysik behandelt werden. Sonach wäre bei Aristoteles die Logik im engeren Sinne als Lehre von den Denkformen der erste Theil, die erste Philosophie der zweite Theil jener umfassenden Wissenschaft, welche man in seinem Sinne auch im Ganzen erste Philosophie nennen könnte. Diese Ansicht hielt Tr. auch später fest und entwickelte sie z. B. in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Dass er, wie oben erwähnt, seine Vorlesungen über Logik im ersten Semester, in welchem er sie vortrug, als erste Philosophie bezeichnete, hängt mit dieser Ansicht zusammen; er ging dabei zugleich auf Berger zurück, der ebenfalls (II, 7) diesen Namen für eine allgemeine Theorie der Wissenschaft, „von welcher die formale Logik nur einen Theil ausmacht", adoptirt hatte. Der Name Logik entsprach aber im weiteren auf Aristoteles selbst zurückgehenden Sinne mehr einer Wissenschaft, welche die Betrachtung des Denkens und Seienden als solchen vereinigt. Dialektik, wie sie Plato genannt, wollte Tr. sie nicht nennen, „um einen Nebensinn zu vermeiden" (L. U. 2. Aufl. I, 6). Es ist hiermit natürlich nicht der Nebensinn gemeint, welcher durch Aristoteles Sprachgebrauch in den Ausdruck gekommen, sondern der durch Hegels dialektische Methode hervorgebrachte, welcher Tr. so entschieden entgegentrat. Durch die reale Ableitung der Kategorien wurde ihm dieser Gegensatz noch klarer. Er musste nun die aristotelische Stellung der Logik und Metaphysik umkehren; die Metaphysik wurde zur Grundlage der Logik, was nur eine weitere Consequenz der aristotelischen realen Auffassung war. Als er diese Umstellung im Plane vollzog, schrieb er: „In der Hegelschen Logik ist die Metaphysik ein Product der Logik. Es ist vielmehr umgekehrt für unseren das Sein voraussetzenden Standpunkt das Logische miterzeugt und bedingt durch die metaphysischen Gesetze." Die Kategorien hatten sich sämmtlich als relativ ergeben; um so mehr war es geboten, den analytischen Gang der aristotelischen Metaphysik inne zu halten, wonach vom Bedingten aus das Unbedingte bestimmt wird. Es war unmöglich, sich in das Absolute zu versetzen, wie Hegel thut, der sich missverständlich auf Plato's νόησις und Aristoteles νόησις νοήσεως berief (Gesch. d. Kat. 357), um den Wahn zu stützen, dass das reine Denken des Menschen mit dem Göttlichen identisch sei. (S. oben S. 85 f.) Die ganze Logik gliederte sich somit in zwei Haupttheile: 1. die Lehre von dem endlichen Erkennen, 2. die Lehre

von der Erkenntniss des Unbedingten. In beiden Theilen musste der metaphysische Abschnitt die Grundfrage der Logik beantworten: Wie ist das Erkennen möglich? Der logische Abschnitt musste dann darlegen, in welchen besonderen Formen sich die Erkenntniss vollzog. Die Kategorien bildeten in der That die Vermittelung zwischen diesem realen und formalen Abschnitt. Aber die Frage, wie Erkenntniss möglich sei, wurde durch das Princip der Bewegung nicht völlig gelöst. Das von Aristoteles aufgestellte Princip des Zweckes erklärte sich nicht aus der Bewegung und konnte also auch nicht durch die constructive Bewegung allein erkannt werden. Nach einigem Schwanken über die Stellung, welche der Lehre vom Zweck im System anzuweisen war, behandelte Tr. in dem Entwurf seiner Vorlesungen dieselbe vor der gesammten Kategorienlehre, so dass diese im Zusammenhange den Uebergang zum logischen Abschnitt bildete und diese Anordnung behielt er stets für seine Vorlesungen bei. In den logischen Untersuchungen ist die Kategorienlehre dagegen durch das dazwischengelegte Kapitel über den Zweck zertrennt. Hinter diesem folgen erst die Untersuchungen über die realen Kategorien aus dem Zweck und die modalen Kategorien. Der Sache nach ist hier kein Unterschied. In den logischen Untersuchungen grenzen sich aber durch die Disposition die beiden metaphysischen Principien: die Bewegung und der Zweck schärfer von einander ab. Der erste Band untersucht hiernach die Bewegung für sich nach allen Consequenzen. Durch das Princip des Zweckes, womit der 2. Band beginnt, wird dann die im ersten gewonnene Grundlage in allen ihren Theilen erst vollendet. Aber der 2. Band ist nicht der 2. Haupttheil des ganzen Buches. Dieser beginnt erst mit dem XX. [XXII.] Kapitel. Die Lehre vom Zweck bildet zunächst nur den 2. Hauptabschnitt der Metaphysik des Endlichen.

Wieder beginnt diese Lehre (VIII) analytisch mit dem Thatsächlichen. Es soll untersucht werden, ob die aus der Bewegung gefundenen Kategorien hinreichen, um die Erfahrung zu beherrschen (1). An Beispielen aus den Naturwissenschaften wird gezeigt, dass dies nicht der Fall ist, sondern dass überall als unerörterter Begriff der Zweck hinzutritt (2). Aristotelische Gedanken, wie über den zweckmässigen Zusammenhang zwischen den Gesichts- und Bewegungsorganen, über die zweckentsprechende Form der thierischen Gliedmassen, über die sich voraussetzenden und fördernden Stufen des Seelenlebens, die tiefsinnige an Plato anknüpfende Ansicht der organischen Fortpflanzung, wonach dadurch das Vergängliche am Ewigen Theil zu haben strebt, werden durch die umfassendere Theorie der modernen Naturwissenschaft theils bestätigt, theils ergänzt. Darauf werden (3) die angegebenen Erscheinungen zergliedert, um das Wesen des Zweckes zu finden. Zuerst findet sich darin ein quantitatives Element. Der Zweck setzt Entzweiung und Vielheit der Elemente voraus; denn der Zweck ist eine Beziehung zwischen entgegengesetzten

Substanzen. Diese Entzweiung wird durch den Zweck wieder aufgehoben: Vielheit für eine Einheit ist die Thatsache des Zweckes. Hiermit ist zunächst die allgemeinste Platonische Grundlage des Zweckes gelegt, wonach derselbe mit der Einheit zusammenfällt (oben S. 55 f.). Plato's Gedanke, dass an den Zahlen die Natur des Guten erscheine (*Platonis de ideis et num.* S. 97), weil sie alle die Einheit erstreben, wird deshalb hier mit dem Gedanken Kants zusammengenommen, dass alle geometrischen Figuren eine mannigfaltige Zweckmässigkeit zeigen. Offenbar sind in der angegebenen Grundzeichnung des Zwecks alle Kategorien in einander verschlungen; ein wesentlicher Zug aber ist die abgeschlossen auftretende Substanz. In der zweckgemässen Wechselwirkung, worin sich das Entzweite zum Ganzen fügt, offenbart sich meist besonders in dem einen Gliede, dem Werkzeuge, die formende Macht des Zweckes. Betrachtet man aber diese Macht genauer, so zeigt sich der Zweck als volles Gegentheil der wirkenden Ursache; bei dieser erzeugen die Theile das Ganze; beim Zwecke kehrt sich das Verhältniss um. So bei mathematischen Aufgaben selbst, wo in der Analysis das Ganze als verwirklicht gedacht wird und aus demselben die Theile entworfen und verwirklicht werden. Hier tritt also der aristotelische Gedanke in sein Recht ein: im Zwecke ist das Ganze früher als der Theil —, der schlagende Ausdruck für die Ansicht des Zweckes. Umgekehrt als in der wirkenden Ursache regirt hier die Zukunft die Gegenwart; die Wirkung wird zur hervorbringenden Ursache. Auch den Grund hiervon hat Aristoteles angegeben, — wie für die mathematische Analysis, so für das freie menschliche Leben: Das Erkennen steht im Gegensatz mit dem Hervorbringen. Das Ganze wird zuerst gedacht, ist aber der Abschluss der Construction; dagegen wird der Anfangspunkt des hervorbringenden Entwurfes zuletzt gedacht. Das freie Denken ist also hierbei Voraussetzung. Wenn man hiernach mit Spinoza den Zweck als ein Spiegelbild des menschlichen Geistes ansehen wollte, um alles aus der wirkenden Ursache zu erklären, so wären doch die auf den Zweck hinweisenden Thatsachen der Natur ein Wunder vom Standpunkt der wirkenden Ursache. Und in der That liegt in den unverstandenen Zweckzusammenhängen der Natur für den gewöhnlichen Gesichtspunkt des Verstandes ein Wunder*) und damit nach Platonischer Auffassung der beständige Antrieb zur Philosophie. Auch in der Natur erklärt sich der Zweck nur aus einem zu Grunde liegenden Gedanken. „Soweit der Zweck in der Welt wirklich geworden, ist der Gedanke

*) Das biblische Wunder, wie von 7 Broten 5000 Mann gespeist werden, wird hier als eine jährlich sich wiederholende Wundererscheinung der Natur aufgezeigt. Der Gedanke findet sich bereits in Papieren aus Tr. Studienzeit. Dort bemerkt er, dass er damit nicht jene Erzählung allegorisch erklären wolle. Dies wird zur Erläuterung des Ausdrucks in den L. U. dienen: „die historische Kritik hat ihr Recht" (2. Aufl. S. 26).

als Grund vorangegangen.“ So ist der Zweck das „ideale Prius“. (S. oben S. 69). Der voraufgehende Gedanke muss aber um die Theile zu bestimmen, Einsicht in die wirkende Ursache haben. Er muss ferner selbst zugleich wirkende Ursache werden; Zweck und Kraft müssen eins werden. Hier tritt also wieder das logische Problem der Durchdringung von Denken und Sein auf. Die Verwirklichung des Zweckes ist selbst eine Thätigkeit. So kehrt also als Letztes die Bewegung wieder, allein reich und erfüllt. Der Zweckgedanke bemächtigt sich der in dem Stoffe wirkenden Kraft. Wenn Plato im Timaeus sagt, dass der Begriff „die Nothwendigkeit überrede, so deutet er in diesem schönen Bilde an, dass der Gedanke des Zweckes in die eigenste Natur des Stoffes eingehe und aus ihr heraus das Werk vollführe“. Aristoteles nennt diese Wirkung des Zweckes auf den Stoff das „aus der Voraussetzung“ Nothwendige. Der Ausdruck ist wahrscheinlich der geometrischen Analysis entnommen und erinnert an Plato's Meno 86f. Er giebt ein positives Verhältniss des Zweckes zum Stoff an, während das was Plato die Nothwendigkeit in der Materie nennt, die negative Seite hervorkehrt. Es ist hierin die Durchdringung von Zweck und Kraft; jener ist ohne diese leer — diese ohne jenen blind. Wird die wirkende Ursache so zum Mittel, so ergiebt sich daraus zugleich, indem ein Mittel das andere fordert eine Unterordnung der Zwecke, eine Architektonik, wie sie Plato und Aristoteles schon grossartig dargelegt haben. In der 2. Aufl. wird hier hinzugefügt, wie die Consequenz darin eben den folgernden Gedanken offenbart, dessen Vorgang beim Zweck Aristoteles mehrfach beschreibt. Der Zweck als Ursache erfüllt und behauptet sich aber in seiner Wirkung. Er ist die bleibende und innewohnende Seele des Organs, d. h. der aus ihm hervorgegangenen Wirkung. Die Zweckwirkung ist nach aristotelischem Ausdruck ein Fortschritt der eigenen Natur zu sich selbst: ἐπίδοσις εἰς αὐτό (Vergl. oben S. 117). Alles dies sind sinnig zusammengestellte Platonische und Aristotelische Gedanken — die Grundgedanken des Platonismus — und als solche bezeichnet sie Tr. schliesslich in der Zusammenfassung: „Wo der Zweck erscheint, da unterscheiden wir das Ideale des Gedankens, das Plato das Göttliche in den Dingen nannte, und das Reale des Mittels, die Kraft der wirkenden Ursache, die Plato das Nothwendige nannte. Wir unterscheiden beide Seiten; aber sie sind innig eins. Der Zweck erreicht durch die Kraft der entgegenstehenden Ursache seine Wirklichkeit [Aristoteles' ἐνέργεια], die wirkende Ursache durch den Zweck ihre Wahrheit [Platos ἀλήθεια s. oben S. 85]. Das Ganze ist vor den Theilen, die Wirkung vor der Ursache. Diese invertirte Construction der Zeitfolge ist die directe des Begriffs.“ 4. Nach dieser Zergliederung des Zweckbegriffs, „den Plato in der Idee stillschweigend gesetzt, Aristoteles in scharfer Betrachtung zum Princip erhoben“, stellt Tr. zunächst in Baco und Spinoza den Kampf der mechanischen Weltansicht gegen diese

organische dar, worin er Anregungen von Berger folgt; er citirt selbst das von diesem (s. oben S. 22) in Betreff des Zwecks angeführte Gleichniss Baco's. Die Unzulänglichkeit der Gegengründe gilt ihm als indirecter Beweis für die organische Weltansicht. In der 2. Auflage ist der ursprünglich sehr zuversichtliche Ton Spinoza gegenüber gemildert; und zwei neue Abschnitte (2. Aufl. 7 u. 8) sind eingeschaltet, worin Tr. selbst im Anschluss an Empedokles und die alten Atomiker die Gegengründe gegen die Realität des Zweckes auf den schärfsten Ausdruck bringt. Die Gestalten der Natur könnten durch das planlose Zusammenwirken der Kräfte entstehen; was so zusammentrifft, dass es sich erhalten kann, erhält sich in diesem Streit der verbindenden und scheidenden Bewegungen, und was sich erhält, stellt in der Selbsterhaltung scheinbar Zweck und zweckmässige Thätigkeit dar. Wir sehen dann in der harmonischen Thätigkeit einen inneren Zweck. Hiergegen hat Aristoteles geltend gemacht, dass das Zusammentreffen des Zufalls nichts Beständiges ergeben könne. Allein in der Hypothese ist das Beständige gerade aus dem Zufall erklärt. Tr. ergänzt den Grund des Aristoteles durch den Hinweis auf die Zahl der hier in Rechnung kommenden Elemente — ein durch Cicero aus dem Alterthum überliefertes Argument, welches durch die moderne Combinationsrechnung verstärkt wird. Wo in die Causalität der Zufall hineinspielt, berechnet man, wie beim Würfelspiele, die Wahrscheinlichkeit, dass diese oder jene Combination eintreffe und drückt sie in Zahlenverhältnissen aus. Mit der wachsenden Zahl der Elemente, mit der grösseren und gebundenern Zusammensetzung, mit dem präcisern Erfolg sinkt die Wahrscheinlichkeit, den Naturzweck in ein Naturspiel zu verwandeln. Dies findet bei den organischen Gestalten und Thätigkeiten statt. Die unendlich wachsende Unwahrscheinlichkeit kommt der Unmöglichkeit gleich. Aristoteles hat überhaupt das Verhältniss des Zweckes zum Zufall in der Hauptsache festgestellt. Wenn nach seiner treffenden Erklärung des Zufalls (Vergl. L. U. XI., 11 [14]) der Zufall an dem Zwecke gemessen wird, also letzterer für uns das *Prius* ist, so kann dies zwar real umgekehrt sein. Arist. Rückschluss aus dem Zwecke der Kunst auf die Zwecke der Natur hat eine einleuchtende Klarheit; die Zwecke der Kunst sind keine selbstersonnenen: sie setzt nur die Naturzwecke fort, indem sie, was mangelhaft blieb, zu ergänzen und zu vollenden bemüht ist. Aber man könnte ja auch die Kunst Empedokleisch auffassen. Durch die von Tr. gegebene Ergänzung des ersten Beweises setzen aber die andern Aristotelischen den Zweck ins hellste Licht. Allein eine Hauptergänzung erforderte die logische Seite der Frage. „Denn es erhellt aus Aristoteles im letzten Grunde nicht, wie das Denken, das gegenwärtige, eine Macht über die zukünftige Wirkung gewinnt.“ Aristoteles hatte zwar metaphysisch die Bewegung mit dem Zwecke in das richtige Verhältniss gesetzt. Nennt er sie Energie, so ist dies ebenso, als wenn Tr. die Bewegung Thätigkeit nennt. Thätigkeit und

Energie bezeichnen dann nicht einen Gattungsbegriff, unter den die Bewegung fällt, sondern ein bei den Kategorien allein anwendbares τοῦ, das nur eine Beziehung ausdrückt. Thätigkeit heisst die Bewegung in Bezug auf eine Substanz, Energie bei Aristoteles in Bezug auf einen zu verwirklichenden Zweck. Denn sie ist die Energie des Potenziellen als solchen, d. h. die Zweckverwirklichung, so lange sie noch Mittel und Bedingung für den Zweck bleibt; dieser ist die vollendete Energie, die Bewegung also die „unvollendete". (Oben S. 112.) So war eben die Bewegung als wirkende Ursache das „der Voraussetzung nach Nothwendige" für den Zweck. Aber Aristoteles hatte den logischen Hergang nicht völlig erkannt, weil er die apriorische constructive Bewegung nicht kannte. Hier also ergänzt Tr. seine Theorie (7 [9]). Wenn die Bewegung das Mittelglied zwischen dem Sein und Denken ist, so kann dadurch ebensowohl das Sein auf das Denken, als das Denken auf das Sein wirken. Innerhalb jeder Sphäre für sich ist die Bewegung *causa efficiens*, auch im Denken. Durch die Einwirkung des Seins auf das Denken wird sie *causa cognoscendi*, durch die Einwirkung des Denkens auf das Sein *causa finalis;* letztere Einwirkung geschieht wie die erstere durch ein von der geistigen Bewegung beherrschtes Organ. Ist nun im erstern Falle der Grund des Erkennens, der in den Daten der Sinne liegt, für den Gedanken der lebendige Antrieb, durch eine apriorische That die reale Bewegung nachzubilden, so ist nun beim Zweck die Erkenntniss des Grundes der Antrieb durch eine ebensolche *apriorische* That vorbildend aus der Vorstellung des *Consequens* zu der des *Antecedens* vorzudringen, welche nun real das *Consequens* hervorbringt. Nur weil der Geist so Zwecke entwirft und ausführt, vermag er dann rückwärts die entworfenen und ausgeführten zu verstehen, wobei er in der äussern Erfahrung durch unzweideutige Daten geleitet wird. Aber wie bei der wirkenden Ursache die Erklärung der Materie noch ein Problem blieb, so bei dem Zweck in der Natur die Genesis desselben. (2. Aufl. 10.) Wir beobachten nirgend in der Natur den Punkt, an welchem der Gedanke die Kraft erfasst. Diese ganze Theorie über das Verhältniss des Zweckes zur wirkenden Ursache, welches schliesslich unter dem *Aristotelischen* Bilde des die Hand richtenden Auges verdeutlicht wird, war bei Tr. schon in seiner Berliner Studienzeit vollendet. Dadurch erklärt sich der räthselhafte Schluss seiner Dissertation (oben S. 57.). Wenn dort gesagt wird, nachdem durch *Aristoteles* der Unterschied des Natur- und Sittenprincips (in der *causa effiicens* und *causa finalis*) aufgestellt, seien die Naturnothwendigkeit und die Freiheit des Menschen auseinander getreten, bis sie in der höchsten Quelle zur Gemeinschaft zurückkehren", so kann dort unter der höchsten Quelle nicht das Absolute verstanden werden — denn darauf waren jene Principien stets, von Aristoteles und später, bezogen worden — sondern es handelt sich um ein letztes gemeinsames

Princip und dies war Tr. eben bei Berger in der Bewegung entgegengetreten, die im Geiste des Menschen frei wird (oben S. 28.). Die Wiederentdeckung des *a priori* durch Kant, Fichte's Selbstbestimmung, Hegel's reines Denken, alles wies darauf hin, dass jene Principien in dem Gang der Geschichte der Philosophie zur Gemeinschaft zurückkehren, und er selbst glaubte in der Anwendung des Kantischen *a priori* auf die Bewegung die logische Möglichkeit dieser Gemeinschaft zu erblicken. In der 2. Auflage der L. U. drückt sich dieser ursprünglich erfasste Zusammenhang der Logik mit der Ethik dadurch aus, dass als Kapitel X. eine Untersuchung mit der Ueberschrift „der Zweck und der Wille" eingeschaltet ist, worin nachgewiesen wird, wie der erkannte und gewollte Zweck das Wesen des Ethischen ist.

Als vierte philosophische That Tr.'s ist hiernach zu bezeichnen, dass er das von Plato festgestellte Verhältniss zwischen Denken und Sein, welches Aristoteles als das zwischen Zweck und wirkender Ursache präcisirt hatte, durch das Princip der constructiven Bewegung logisch erklärt und dabei wieder die Aristotelische Auffassung mit der Platonischen vermittelt hat.

Wenn wir dies als vierte Leistung bezeichnen, so ist dies natürlich nicht der Zeit nach zu nehmen; denn sie betrifft das Ganze der organischen Weltanschauung, deren Ideal von Reinhold's und Berger's Schule her der beständige Antrieb zu allen Forschungen Tr's. war. Die organische Weltanschauung zu begründen war der Gedanke, zu welchem alle andern Untersuchungen nur Mittel waren und er arbeitete aus diesem Ganzen heraus als philosophischer Künstler, „dessen Gedanke mit der Ausführung wächst und reift." (L. U. VIII., 3.) In das immer vorschwebende Ganze ordnete sich also auch sofort die von dem Begriff der Bewegung ausgegangene Untersuchung der *Kategorien* ein. Auch in ihnen musste sich der Zusammenhang des Zweckes mit der wirkenden Ursache zeigen. Wie der Zweck mit der Anschauung der Bewegung verschmilzt, so muss er zu den allgemeinen Kategorien als artbildender Unterschied hinzutreten. Eine ähnliche, wenn auch sehr fragmentarische Ausführung hatte er bei *Aristoteles* gefunden (Gesch. d. Kateg. 177.). Wie die Kategorien sich dadurch näher bestimmen, wird in den L. U. Kap. IX. dargestellt: „Die realen Kategorien aus dem Zweck". Die wirkende Ursache wird zum Mittel (2); die Substanz, wenn der Zweck ausserhalb bleibt, zum Mechanismus; wenn er als — obwohl gegebenes — Princip innewohnt, zum Organismus (3). Die organische Einheit in der Vielheit liegt dabei in dem als Zweckgedanken, den Theilen vorangehenden Ganzen (4). Dadurch wird die Inhärenz inniger, indem die Theile zu Gliedern lebendig aus dem Ganzen heraus wachsen (5). Die organische Wechselwirkung ergiebt als herrschende höhere Einheit Systeme von Organismen (6). Die Qualitäten (7) werden zu organischen Thä-

tigkeiten, die ebenso für das Ganze geschehen, als sie von ihm ausgehen. Die Negation, in der wirkenden Ursache eine blosse Schranke, wird in Bezug auf den Zweck zur Privation (der aristotelischen στέρησις). Die in der Wechselwirkung auftretende Kraft ist nun zu einer bestimmten Wechselwirkung für das Ganze angelegt (2. Aufl., 8). Die Quantität wird durch den Zweck gebunden zu einem Maximum und Minimum (8) [9]. Die als Kraft wirkende Stellung und Reihenfolge wird zur zweckmässigen Ordnung oder Anordnung (2. Aufl., 10). Das Mass wird zum idealen Mass in Plato's Sinne und da es in der Vielheit der Glieder durchgeführt werden muss, zum Ebenmass (9 [11]). Gott, der von Plato das Mass aller Dinge genannt wird, ist dies in Plato's Sinne, insofern „der Zweck [die Idee des Guten], der in Gott als dem Guten ruht, Regierer der Weltbildung ist." (S. oben 85). Inneres und Aeusseres wird erst durch den Zweck zu einer eigenthümlichen Kategorie. Das Innere bezeichnet den Zweck vor seiner Verwirklichung (2. Aufl. 12). Durch die wirkende Ursache wird die Materie ebenfalls zum Mittel (11 [13]); sie ist [nach Aristoteles] das Nothwendige, als das zur Verwirklichung des Zweckes geforderte. „Ohne die scheidende, tragende Materie gäbe es keinen Halt des Gedankens und überhaupt kein individuelles Leben." Der Zweck arbeitet daran, die Festigkeit und Beweglichkeit der Materie für seine Forderungen auszugleichen. Aber zugleich steht die Materie [nach Plato] als die Nothwendigkeit gegenüber, die der Geist „beredet", die aber als Mittel immer hinter dem Zwecke (der Idee) zurückbleibt. Die Form (12 [14]) wird durch den Zweck zur gegliederten und ist der Hauptausdruck des Zweckes; das Organische ist nach Schleiermacher's Ausdruck zugleich das Symbolische. An diese Bedeutung der Form knüpft Tr. in der ersten Auflage die Erklärung der Schönheit. In der zweiten Auflage hat er diese Betrachtung ergänzt, indem er das Wahre (15) und Schöne (16) als dem Zwecke (der Idee des Guten) eigenthümliche reale Kategorien im engen Anschluss an Plato's Philebus darstellt: das Wahre als Uebereinstimmung des realen Ganzen mit dem Zweck (der Idee), das Schöne dieselbe Uebereinstimmung insofern sie erscheint und dabei also der Form, die in die Erscheinung treten soll, einen solchen Ausdruck verleiht, dass sie zugleich die Anschauung, das Organ der Erscheinung, harmonisch erregt. Hiernach ist die Verschmelzung des innern und äussern Zweckes das Eigenthümliche der organischen Schönheit, — eine Interpretation Plato's, die zugleich ausdrücklich auf Kant zurückweist. Dabei ist das Ebenmass eine wesentliche Bedingung des Schönen. Dass es gleichwohl nicht wie bei Plato in die dem Zwecke eigenthümlichen Kategorien aufgenommen ist, beruht auf seinem Zusammenhang mit dem Mass. Es wird bei der Besprechung des letztern angedeutet, dass es bei Plato vermöge seiner plastischen Anschauung besonders stark als Merkmal des Zweckes hervor-

treten musste. Schon in der ersten Auflage der L. U. war nun (13 [17]) ein Blick auf die Steigerung der Kategorien im Ethischen geworfen. Durch das in der 2. Auflage hinzugetretene Kapitel über Zweck und Willen ist diese Betrachtung vertieft. Im Ethischen wird die Substanz zur Person, und vermöge des Willens und der Erkenntniss, die hier zum Zweck hinzutreten, werden das sittlich Gute und die Weisheit zu spezifisch ethischen Kategorien, letztere eine Erhöhung der Kategorie der objectiven Wahrheit. Die Bethätigung des gewollten und erkannten Zweckes wird zur Liebe, das lebendige persönliche Mass Besonnenheit, die Intensität (Quantität) des Werkzeuges für den Zweck Beharrlichkeit, die Inhärenz als Verhältniss der Glieder zum Ganzen Gehorsam, die Wechselwirkung der Glieder innerhalb eines ethischen Ganzen Gerechtigkeit im Platonischen Sinne. Die organische Schönheit wird zur sittlichen Schönheit. Hierdurch gestaltet sich die platonische Idee des Guten um (2. Aufl. 18.). Sie umfasst als höchste Vollkommenheit das ethisch Gute, das Wahre und Schöne, inwiefern nämlich das Wahre und Schöne dem Ethischen und Organischen gemeinsam sind.

Dem oben bezeichneten Grundplan der Logik gemäss hätten nun nach den realen Kategorien die modalen behandelt werden müssen. Es ist aber vorher (X.) eine Untersuchung über „die Verneinung“ eingeschoben. Als Grund wird angegeben, dass bei der bisherigen Hervorhebung der wirkenden Grundbegriffe der Begriff der Verneinung stillschweigend mitgearbeitet habe und in dieser Mitwirkung betrachtet werden müsse. Der tiefere Grund dieser Einreihung ergiebt sich dann aus der Untersuchung selbst. Die Verneinung hat einen realen, metaphysischen Sinn, indem sie die Abgrenzung der bestimmten Gebilde bezeichnet. Diese steigert sich noch in der organischen und ethischen Welt durch die Abgeschlossenheit des Zweckes, der vieles verneint. Aber zugleich ist die Verneinung ein Product der combinirenden Reflexion, des Denkens, das über den Dingen schwebt. In diesem Sinne muss sie ebenfalls von der ausschliessenden Kraft einer realen Position ausgehen. Jede Negation wird von einer Position getragen. (S. oben S. 58). Endlich gehört aber die reine Negation dem Denken allein an als contradictorisches Gegentheil, das nach Aristoteles keine Arten hat, weil es eben an sich nichts bedeutet; es ist immer nur in Bezug auf ein anderes. Man sieht hieraus, dass Tr. hier an der Grenze des Metaphysischen und Logischen in dem Begriff der Verneinung die beiden oft verwechselten Elemente scheiden will. So führt er denn (2) das reale Element darin mit Plato auf den Begriff des Andern oder Verschiedenen (ἕτερον) zurück. Dieser Begriff spannt sich zu dem des Gegensatzes (ἐναντίον) — welcher die grösste Verschiedenheit innerhalb derselben Einheit bezeichnet. Entweder liegt hier die Verschiedenheit in der Richtung der Bewegung und dies ist die rein reale Seite,

oder in dem Abstande der Begriffe innerhalb desselben Geschlechts, was auf Vergleichung beruht. Dagegen spricht sich das contradictorische Gegentheil in dem *principium contradictionis* (3 [5]) aus. Dies darf nach Obigem nur als das Recht der individuellen Bestimmtheit gelten mit Bezug auf das Reale. Das Princip darf also nicht metaphysisch als Norm des Entstehens genommen werden. Auf die Bewegung kann es nur in soweit angewandt werden, als es aussagt, dass sie nicht Ruhe ist. (Ganz ähnlich hat dies Plato im Sophistes dargestellt.) Daher ist die individuelle Fassung des Grundsatzes bei Aristoteles richtiger, als die Kantische. In der 2. Auflage (3 u. 4) ist dem logischen Widerspruch im Realen eine Stelle eingeräumt, ohne dass seine Definition geändert wäre. Zwei Erscheinungen widersprechen sich, wenn der einen ein Gedanke zu Grunde liegt, den der Gedanke der andern vernichtet. Also nur durch Beziehung auf einen zu Grunde liegenden Gedanken oder Zweck kann im Realen der Widerspruch existiren; nur Gegensätze, nicht Widersprüche vermitteln sich. So ist hier das Platonische Princip des ἕτερον, besonders im Gegensatz der Hegel'schen Auffassung, wo es mit der reinen Negation vertauscht wird (Gesch. d. Kat. S. 361), in seiner Bedeutung entwickelt. Uebrigens ist die Betrachtung der Negation ganz aristotelisch (vergl. *Elem. log. Arist.* §. 13).

Mitten durch den Begriff der Negation geht gleichsam die Grenze zwischen der metaphysischen und formalen Seite der Logik. Hier beginnt also der 2. Abschnitt des ersten Haupttheils. Symmetrisch reihen sich die modalen Kategorien, die Strebepfeiler der Denkformen, an die realen. „Wenn das Denken an der Erkenntniss arbeitet, müssen sich neue Grundbegriffe bilden, die diese That in ihren Momenten bezeichnen (XI, 1). Das Denken soll die Dinge auffassen und begreifen. Die Dinge sind hiernach zuerst subjectiv Erscheinung für den Erkennenden, und objectiv Erscheinung des sie erzeugenden Grundes*) (2). Wie die Erscheinung der Bezug des Seins auf die auffassende Beschauung ist, so ist der Grund der Bezug der Causalität auf das begreifende Denken, jene ein modaler Begriff des Sinnes, dieser des Verstandes.**) Hierin liegt der Zusammenhang der modalen Kategorien mit den realen (3). „Was an und für sich besteht und an und für sich thätig einen Zusammenhang hervorbringt, heisst Erscheinung und Grund, inwiefern es ein Element des erkennenden Geistes wird.“ Wirkende Ursache und Zweck und — ihnen untergeordnet — Stoff und Form sind also Gründe, insofern aus ihnen erkannt wird. Diesen Sachgründen als erkann-

*) Hierin liegt die Berechtigung den Raum als äussere Erscheinung der Bewegung zu fassen, wie die Zeit als inneres Mass. Beide hören dadurch nicht auf Anschauungen zu sein; es wird nur ihre Beziehung zur Bewegung dadurch bestimmt.

**) Diese Unterscheidung von Grund und Ursache ist angeregt durch Berger, S. 271.

tem Anfang eines realen Processes steht der Erkenntnissgrund als Anfang eines logischen Processes gegenüber, der zunächst in der Erscheinung liegt, aber beim vollen Verständniss der Sache mit dem Sachgrunde zusammenfällt, so dass insofern also die Erscheinung Impuls und Ziel des Nachschaffens ist. In dieser logischen Vermittelung des Grundes mit der Erscheinung wird nun der Grund, in welchem stets eine Vielheit realer Bedingungen liegt,*) in eine Einheit von Momenten zusammengefasst. „Wie die Substanz ein Ganzes ist, das die Theile im Raume neben einander bindet, so ist der Grund ein Ganzes, das seine Theile zur Einheit einer That verwendet.“ Der Grund setzt sich durch das zusammenfassende und dadurch zugleich scheidende Denken als Ganzes ab. Diese Zusammenfassung des Grundes ergiebt ein Verhältniss des begreifenden Denkens, die Kategorie der Nothwendigkeit. Wenn die Sache aus dem ganzen Grunde verstanden wird, so dass das Denken das Sein völlig durchdringt, erkennen wir sie als nothwendig an. Wenn bei der Besprechung der realen Kategorien in der 2. Aufl. (s. oben S. 133.) ein kleiner Abschnitt über die Begriffe des Ganzen und der Theile eingeschaltet ist, wonach diese Begriffe so weit gefasst werden, dass ihr Verhältniss die Inhärenz bezeichnet, so ist es jedenfalls auch mit Rücksicht auf die modalen Kategorien geschehn. Die Möglichkeit nämlich steht zur Nothwendigkeit in dem Verhältniss des Theils zum Ganzen (5). Wurde somit der Grund als die logische Substanz gefasst, so werden die übrigen logischen Kategorien und zunächst die Möglichkeit als die Accidenzen derselben anzusehen sein. Von der Erscheinung her werden einige Bedingungen erkannt; indem das Denken den vollen Grund ergänzt, bildet sich als Resultat eine mögliche Wirkung. Das völlig Erkannte schliesst dabei sein Gegentheil aus als unmöglich, worin die logische Kraft der Verneinung sich zeigt. Wie also bei der realen Substanz eine erzeugende und daraus folgende abgrenzende Thätigkeit zu Grunde lag, so bei der logischen Substanz. In der 2. Aufl. (7) wird dieser Gedanke deutlicher hervorgehoben, indem die aristotelische Dynamis mit der Möglichkeit verglichen wird. Die Dynamis bezeichnet nicht immer die physische Materie, aber immer „gleichsam den Stoff“ für eine höhere Entwickelung. In die Substanz der Nothwendigkeit als inhärirend aufgenommen, wird die Möglichkeit zur inneren. Darin sind alle Bedingungen einer Erscheinung als Ausfluss des zusammenfassenden Grundes erkannt und es ergiebt sich dadurch, wie die Erscheinung möglich ist; hierdurch ist das Wesen der Sache, die Basis aller weiteren Nothwendigkeit begriffen. Das Wirkliche (6) ist die in ihrer innern Möglichkeit erkannte Erscheinung, integrirt also nicht die Möglichkeit, sondern erhält erst in der innern Möglichkeit

*) Reinhold pflegte besonders vor der Verwechselung des Grundes und der einzelnen Bedingungen zu warnen. Tr. kommt wiederholt auf diesen Unterschied zurück.

seine Begründung. Das Nothwendige behält aber in sich die abgrenzende Form: die „Nothwendigkeit der Begrenzung"; insofern ist es das, was nicht anders sein kann. Im Grunde geht es indess auf die positive Erzeugung zurück und ergiebt sich also aus den dem Denken und Sein gemeinsamen Elementen, die eben die Erkenntniss des ganzen Grundes möglich machen, so dass Wahrheit und Gewissheit, Objectives und Subjectives im Nothwendigen zusammenfallen. So involvirt es den Begriff des Allgemeinen (8 [9]). Das Denken bildet das Allgemeine zuerst ruhend durch Vergleichung, als das einer Gruppe der Erscheinungen Gemeinsame. Ferner erscheint im Werden das noch unbestimmte Unterschiedlose als das Allgemeine; der Begriff führt hierdurch auf die aristotelische δύναμις zurück — es ist das Allgemeine der realen Bedingungen. Werden aber alle allgemeinen Bedingungen zusammengefasst und wird das ruhende Allgemeine in Wechselwirkung gesetzt, so dass es in die Bewegung des erzeugenden Grundes hineingezogen wird, so entspringt daraus das Allgemeine des Grundes. Der wirkende Grund erscheint in dem Allgemeinen der realen Bedingung; das Allgemeine des Grundes eröffnet das Verständniss, indem es dasselbe, was die Sache hervorgebracht hat, in Gedanken hervorbringt; es ist der Inbegriff von zusammenwirkenden allgemeinen Bedingungen. Es beruht hiernach das Allgemeine auf einem Verhältniss mehrer nothwendigen Elemente. (9 [10]). Das Allgemeine der Thatsache ist nur die „quantitative Allheit, welche die homogenen Erscheinungen unter sich begreift". Das Allgemeine des Grundes ist eine qualitative Bestimmung. Offenbar ist hier der quantitativen Allgemeinheit dieselbe Stelle im logischen Process angewiesen, wie im realen Vorgang dem Maass, und die qualitative Allgemeinheit entspricht der Wechselwirkung. Daher erklärt sich auch, was über das Verhältniss des Allgemeinen zum Nothwendigen gesagt wird. Wie nämlich die einzelne Substanz nur durch die Wechselwirkung begrenzt und bestimmt wird, so „steigt die Nothwendigkeit aus dem Allgemeinen des Grundes auf, in welchem Sein und Denken in Gemeinschaft treten, und giebt erst das volle Recht, das Allgemeine der Thatsache auszusprechen ..." Nur das ist in der Erscheinung allgemein, was nothwendig ist; aber nur das ist nothwendig, was aus dem Allgemeinen des Grundes stammt. Gerade dies bewirkt in der Nothwendigkeit die abgrenzende ausschliessende Seite, so dass auch hier das Qualitative mit der Form zusammenhängt. Die eigentliche Quantität der Nothwendigkeit, die bei der quantitativen Allgemeinheit zu Grunde liegt, ist aber das Identische; denn die Vergleichung besteht nur in der Messung desselben. In der 2. Auflage ist dieser zuerst nur bei Besprechung des Allgemeinen mitbehandelte Begriff in einem besonderen Paragraphen (11) besprochen. Das Nothwendige ist das Unwandelbare, von Aristoteles ἀΐδιον, von Spinoza *aeternum* genannt (s. oben S. 85). Alles Nothwendige ist also mit sich identisch. Die volle Identität,

wie im Mathematischen, ist daher ein Accidenz der Nothwendigkeit; in der Erfahrung erscheint das Identische immer nur relativ, und weist auf das Nothwendige zurück. Im Anschluss an diese Erklärung ist in der 2. Aufl. bei Besprechung des Mathematischen (Bd. I, 280 ff.) das Identische als Stempel des *a priori* dargestellt. Ebenso ist nun das eigentlich qualitative Element der Nothwendigkeit in dem Begriff des Gesetzes ausgesprochen (10 [13]). So war schon oben die Qualität der geometrischen Figuren als Gesetz ihrer Erzeugung definirt, und wie die Wechselwirkung real das Verhältniss der Qualitäten unter einander unter der Macht des Ganzen ist, so das Allgemeine des Grundes das Zusammenwirken der Gesetze in dem Ganzen des Grundes. „In dem Gesetze nimmt das vereinzelte Nothwendige die Form des die Thatsachen beherrschenden Allgemeinen an.“ So bestimmt sich das Gesetz, wie das Identische, nur in dem grossen Zusammenhang des Allgemeinen. Hier finden sich eben die dem Denken und Sein gemeinsamen Elemente, die in bestimmt abgegrenzten Formen, Gesetzen, zusammenwirkend den Grund der erscheinenden Substanz bilden und so in der vollen Erkenntniss dieses Grundes die sich abschliessende Nothwendigkeit erzeugen; diese, in der innern Möglichkeit der Thatsachen der Grund aller weitern Consequenzen, spricht sich im Identischen und in der daraus folgenden Allgemeinheit der Thatsache aus. So findet in dem Zusammenwirken der Kategorien ein Kreislauf von der Erscheinung zur Allgemeinheit des Grundes und von dieser zurück zur Allgemeinheit der Thatsache statt, und erst so vollendet sich die Nothwendigkeit. Insoweit die Erscheinungen nicht in die Form der Nothwendigkeit eingehen, stehen sie dieser als zufällig gegenüber. Das Zufällige bezeichnet demnach den noch nicht vom Denken vollständig durchdrungenen Theil des Seins. Es erscheint daher nur auf dem Standpunkte der auf einen Theil beschränkten Nothwendigkeit und verschwindet in demselben Maasse als das Erkennen vorrückt und die Nothwendigkeit des Einzelnen zur Nothwendigkeit des Ganzen erhebt. Aus der ganzen Ableitung der modalen Kategorien ergiebt sich darin eine Doppelbildung von subjectiven und objectiven Elementen (11 [18]). „Das objective Element liegt in den Bedingungen der Sache, aus denen Möglichkeit und Nothwendigkeit, wie aus ihren Stoffen, werden.“ Die Voraussicht in der Möglichkeit, der Abschluss in der Nothwendigkeit sind subjectiv und der „formale Charakter“ der Nothwendigkeit bestätigt es. Daher ist denn auch in allen Elementen des Nothwendigen immer auf den Zusammenhang mit der Erscheinung aufmerksam gemacht, und wie die realen Kategorien gliedern sich die formalen nach den Gründen. Es giebt eine mathematische, physische, organische und ethische Nothwendigkeit. Wir stellen den Parallelismus der modalen und realen Kategorien schematisch dar.

Modale Kategorien.		Congruenz des Denkens und Seins.	Incongruenz.
Abgrenzung	Möglichkeit	reale Bedingungen Erscheinung	
Grund log. Substanz Nothwendigkeit			
Nothwendigkeit der Begrenzung formal	innere Möglichkeit material	Wirklichkeit	Zufall.
Gesetz log. Qualität	Identität log. Quantität	Herrschaft über die Thatsache	
Allgemeinheit des Grundes log. Wechselwirkung.	Allgemeinheit der Thatsache log. Mass.	Allgemeinheit der realen Bedingungen.	

Nach Feststellung dieser modalen Kategorien läuft die Aufgabe der Logik im engern Sinne darauf hinaus, nachzuweisen, wie der Geist Nothwendigkeit hervorbringt. Wenn das Nothwendige die reife Frucht des Erkennens ist, so sind die Denkformen der reifende Vorgang, durch den es ward. Diese Formen werden nun Kap. XII.—XIX. analysirt. Hier bildet die Analytik des Aristoteles durchweg die historische Grundlage. Es wäre unnütz, dies im Einzelnen nachzuweisen. Für das Verständniss der historischen Anknüpfung sind die *Elem. log. Arist.* der beste Commentar, und die lat. und deutschen Erläuterungen dazu sind überhaupt reich an anregenden Bemerkungen und gehen besonders auch überall auf den Ursprung der logischen Terminologie ein. In den L. U. hat Tr. die aristotelische Logik in ihrer Beziehung auf den realen Inhalt des Denkens aufgenommen, zugleich aber alle Formen auf die modalen Kategorien zurückgeführt, wodurch das Ganze an Consequenz, Einfachheit und Durchsichtigkeit gewonnen hat. Es war dies nur eine nothwendige Folge seiner metaphysischen Arbeit. Wir stellen die daraus hervorgegangene Gestalt der Logik in den Grundzügen dar.

„Da die Bewegung dem Denken und Sein gleicher Weise zu Grunde liegt, so ist dadurch das angeschaute Sein zu denken und das Gedachte anzuschauen. Die Bewegung als lebendiger Grund des Denkens hat den Charakter der Allgemeinheit, während die Bewegung des Seins gebunden und dadurch vereinzelt ist. Daher tragen alle Formen des Denkens die Allgemeinheit als den durchgehenden Grundzug an sich. Das Einzelne wird, wenn es gedacht ist, ein Allgemeines und den Begriff des Einzelnen selbst fassen wir durch das Allgemeine, indem wir es mit jener allgemeinen Thätigkeit erzeugen und begrenzen. Das Einzelne ist an sich das dem Denken Incommensurable, aber die Wahrnehmung der Sinne oder die Schöpfung der Phantasie, durch welche wir es vorstellen, ist allein durch die erste, dem Denken und Sein gemeinsame That möglich.“ (XII., 2). Folglich stehen die Formen des Denkens

und Seins sich wie Einzelnes und Allgemeines gegenüber, was aber ihre Uebereinstimmung nicht aufhebt. Der Process beginnt also hier, wie oben angedeutet, mit dem Allgemeinen des Grundes, soweit es unmittelbar in der Wechselwirkung der Bewegung gegeben ist. Derselbe soll sich in dem incommensurablen Einzelnen durchsetzen, also in dem Zufälligen das Nothwendige ausbreiten.

Die ursprünglichste Form ist das Urtheil ohne Subject, der Ausdruck der Thätigkeit, wie es sich in der Sprache in den unpersönlichen Verben darstellt (z. B. es blitzt). So ist auch im vollständigen Urtheil noch das Prädicat der Hauptbegriff: wir urtheilen in Prädicaten. Aus dem Urtheil bildet sich der Begriff (z. B. der Blitz) wie aus der Thätigkeit die Substanz, und wie sich die Substanz in Thätigkeiten äussert, so wird das Subject im Prädicate, der Begriff im Urtheil lebendig. Der Begriff ist hiernach das Allgemeine der einzelnen Substanz, das Wesen, die Aristot. δευτέρα οὐσία; der Begriff einer Thätigkeit entsteht, indem man diese als Substanz auffasst. Begriff und Subject des Urtheils sind hiernach identisch. Beim Begriff (XIII.) ergiebt sich der Inhalt aus der Auffassung der Substanz, der Umfang aus der Bestimmung der Allgemeinheit. Der Begriff ist das Gesetz, das als Allgemeines die Erscheinung regiert; Inhalt und Umfang verhalten sich, vollendet genommen, wie Gesetz und Erscheinung. Die Definition bestimmt den Inhalt als gedrungener Ausdruck des Wesens, die Division den Umfang als methodische Uebersicht der Erscheinungen — jene giebt das Gleichartige (Identische) im Unterschiedenen, diese das Unterschiedene im Gleichartigen an.*) Der Abhängigkeit der Dinge entspricht die Relativität der Begriffe, d. h. die Begriffe sind nur in der Wechselwirkung zu denken. Die logische Ueberordnung der Begriffe entspricht der realen Unterordnung unter das Gesetz der Sache, wonach bei der Entstehung das identische Gesetz variable Elemente zulässt. Daher zerfällt der Inhalt des Begriffs nicht in indifferente Merkmale, sondern in das der höheren Einheit (des identischen *genus*) und der specifischen Differenz; erst die genetische Definition aus dem vollen Grund der Sache ist eine vollendete Darstellung des Inhalts und gliedert zugleich den Umfang. Das Constante des Begriffs ist eine Bürgschaft für den geistigen Ursprung der Substanz. Man sieht hieraus, wie im Begriffe die modalen Kategorien des Gesetzes und der Identität zur Wirksamkeit kommen. Der Begriff wird aber erst im Urtheil lebendig (XIV.). Die Urtheile stellen zunächst die beiden wesentlichen Seiten des Begriffs dar. Sie zerfallen in Urtheile des Inhalts (kategorische und hypothetische) und des Umfangs (disjunctive). In dem Urtheile des Inhalts stellt das Prädicat die Causalität der Substanz dar, entweder inhärirend (kateg. Urtheil) oder strenger hervorgehoben (hypothetisches Urtheil); als besondere Art in dem Urtheil des Inhalts

*) Zusatz in der 2. Ausg. (XV. 3) offenbar im Anschluss an die Erörterung des Identischen.

bietet sich das Urtheil des Zweckes dar. Wie nun in der Substanz eine erzeugende und abstossende Thätigkeit erscheint, so sondert sich das Urtheil des Inhalts in eine bejahende und verneinende Form. Beide können die Stufen der assertorischen, problematischen und apodiktischen Aussage durchlaufen. Da sich aber innere Nothwendigkeit und äussere Allgemeinheit, wie Inhalt und Umfang verhalten, so gehen die Stufen der reifenden Nothwendigkeit mit denen der Allgemeinheit Hand in Hand. Das apodiktische Urtheil ist zugleich allgemein; dem problematischen entspricht das particuläre; das assertorische steht, wenn es aus der unmittelbaren Anschauung entsteht, dem singulären nahe; aber auch das particuläre kann assertorisch sein, wenn es auf einer addirenden Wahrnehmung beruht. Das Urtheil des Umfangs kann nicht verneinend sein, da es die positiven Erscheinungen des Begriffs gliedert, und da es die Thätigkeit des Allgemeinen darstellt, ist es allgemein und nothwendig. So finden wir im Urtheil seiner Stellung gegen den Begriff gemäss die erste Stufe der modalen Kategorien mit den entsprechenden realen, die seinen Inhalt bezeichnen, verbunden und zugleich zeigt sich der Zusammenhang mit den beiden andern Stufen der Modalität durch die Formen des Inhalts und Umfangs und der gradweisen Allgemeinheit. Wie die Thätigkeiten in Wechselwirkung, so erscheinen die Urtheile in grossen Zusammenhängen. Das problematische und apodiktische Urtheil deuten schon in ihrer Form an, dass sie eine Begründung voraussetzen. (Berger II., 180.) Die nothwendige Begründung geschieht aus einem Allgemeinen. Nur aus dem lebendigen Allgemeinen, in welchem sich Denken und Sein berühren und durchdringen, geht das Nothwendige hervor. Daher fusste schon das assertorische Urtheil mitten im Einzelnen auf dem Allgemeinen. Die Sinne beginnen ja schon mit dem Allgemeinen (s. oben S. 117); und die Verstärkung der Sinne durch Instrumente geschieht durch das Element des Allgemeinen (XV., 2). Das Allgemeine enthält in der Bewegung das letzte Princip der Begründung. Aber da die Nothwendigkeit die Allgemeinheit der Thatsache in sich schloss, und das Allgemeine ein ausschliessendes Eigenthum des Nothwendigen ist, so lässt sich von der allgemeinen Thatsache auf den Grund zurückschliessen. Danach giebt es 4 Weisen der Begründung: Die Induction summirt aus dem Einzelnen die Thatsachen des Allgemeinen; der Syllogismus schliesst aus der Thatsache des Allgemeinen das Einzelne; das analytische Verfahren sucht aus der gegebenen Erscheinung den allgemeinen Grund, das synthetische construirt aus dem allgemeinen Grunde die Erscheinungen als Folge. Das Allgemeine erscheint dabei zugleich als Gesetz oder Inhalt des Begriffes, das Einzelne als Umfang des Begriffes in den Anschauungen. Die Induction ist die Sammlerin der Erfahrung; ihre Allgemeinheit ist unvollständig. Der Syllogismus geht dagegen von einem schlechthin allgemeinen Satz aus; die Allgemeinheit der Thatsache wird darin als ein feststehen-

des Gesetz angesehen; die letzte Begründung wird dabei vorausgesetzt. Diese geschieht in der synthetischen Methode; sie geht von der in sich selbst gewissen ersten erzeugenden Thätigkeit aus und differenzirt sie zu neuen Geschlechtern, worunter der Syllogismus nun die Thatsachen vermöge des darin enthaltenen Identischen subsumirt. Die Analysis und Synthesis sind in Anfang und Richtung des Verfahrens verschieden; aber in der Analysis wirkt die Synthesis; denn nur weil der Geist selbst schöpferisch ist, nur weil er Erscheinungen von ähnlichem Wesen hervorbringt, sucht er den hervorbringenden Grund. Werden die Erscheinungen zergliedert — so wird überall ihre Bedeutung errathen; der analytische Begriff vollendet sich erst in der sich bewährenden Hypothese, die ein synthetisches Product ist. Die verschiedenen Möglichkeiten synthetisch entwickelt werden analytisch gemessen, wodurch der indirecte Beweis entsteht — eine Synthesis des Falschen. Von der andern Seite kann das synthetische Verfahren allein nicht genügen, da es ein reines Denken nicht giebt. Die Analysis muss stets die festen Grenzen für die Synthesis ziehen. In der 2. Auflage der L. U. wird (XVII., 13) aus der ganzen Betrachtung das Resultat gezogen, dass die Begründung Nothwendigkeit hervorbringt, insoweit die eigene bewusste Causalität die fremde — bewusste und unbewusste — vor- und nachbildend aufschliesst. Wie die Begründung mit der Bildung des Begriffs und Urtheils zusammenhängt, zeigt sich besonders am Syllogismus, dem ein besonderes Capitel gewidmet ist (XVI.). Nach Prüfung der verschiedenen Ansichten wird die aristotelische Ableitung der Schlussfiguren als die relativ beste anerkannt und nur systematisch vereinfacht. Der Schluss geht aus der gegenseitigen Beziehung des Inhalts und Umfangs hervor. Wenn der Inhalt (das positive oder negative Gesetz) auf den Umfang angewandt wird, entsteht der kategorische Schluss: der Inhalt (P) eines Begriffes (M) beherrscht dessen Arten (S). Wenn dagegen das gleiche Gesetz aller Arten ausgesprochen und aus diesem Inhalt des Umfangs der Inhalt des umfassenden Allgemeinen zusammengezogen wird, so entsteht der disjunctive Schluss; die Arten bilden den Mittelbegriff, deren Inhalt zum Inhalt des Geschlechts wird. So verhält sich also der kategorische zum disjunctiven Schluss, wie das Urtheil des Inhalts zum Urtheil des Umfangs. Aus dieser Theorie folgen die bekannten syllogistischen Regeln von selbst. *Ex mere particularibus nil sequitur;* denn in der wenigstens relativen Allgemeinheit des Inhalts liegt allein das Recht ihn auf den Umfang zu beziehen. *Ex mere negativis nil sequitur.* Ist das Gesetz negativ, so muss doch die Subsumtion positiv sein. Blosse Verneinungen trennen, aber geben dem Gesetz kein Gebiet der Herrschaft. *Conclusio sequitur partem debiliorem;* denn die Conclusion muss die in den Prämissen gegebene Beschränkung des Gesetzes oder seiner Anwendung anerkennen. In jeder der beiden Hauptarten des Schlusses giebt es nun eine positive und negative Form. Dies sind die beiden ersten

Figuren des Aristoteles, von denen im Gegensatz zu diesem die zweite für ebenso ursprünglich als die erste angesehen wird. Sie entsprechen genau dem assertorischen und negativen Urtheil. Die 3. Figur wird als künstlich durch eine eingehende Untersuchung beseitigt. Die Anwendung der übrigen modalen Kategorien wie beim Urtheil ergiebt dann die unter jeder Figur möglichen Fälle; von diesen werden die ausgeschlossen, welche den syllogistischen Regeln widersprechen. Die Vollständigkeit folgt aus der Vollständigkeit der modalen Kategorien. Dabei bleibt die Lehre des Aristoteles bestehen, dass dem Mittelbegriff des Schlusses real der Grund entspricht; denn die Allgemeinheit des Grundes kleidet sich im Schlusse in die Allgemeinheit der Thatsache. Dadurch weist er aber zugleich, wie erwähnt, durch die nothwendige Begründung der Prämissen auf das synthetische Verfahren als eigentlichen Abschluss zurück. Indem nun so der logische Process dargestellt ist, wodurch das Nothwendige erzeugt wird, bleibt nach Massgabe der modalen Kategorien noch nachzuweisen, wie das Zufällige in denselben hineinspielt. Dies geschieht in einer besonderen Untersuchung (XVII.): „Die Ableitung aus dem Begriff und die Begründung durch zufällige Ansicht.“ Der jüngste Tag der Wissenschaft ist die völlige Besiegung des Zufalls. Aber gerade auf die Mathematik, welche den Zufall am erfolgreichsten ausschliesst, hat Herbart seine Theorie von der „Begründung durch zufällige Ansicht“ gestützt. Da der Grund immer zusammengesetzt ist, muss bei jeder Ableitung der vorliegende Grund durch eine zufällige Ansicht vermehrt werden, um etwas zu ergeben. Dies zeigt sich darin, dass in der Mathematik die Hülfslinien der Construction, die Methode der Rechnung nur durch einen glücklichen Griff gefunden werden. Tr. zeigt dagegen, dass es eine den Zufall ausschliessende Ableitung aus dem Begriff giebt. Der Begriff fasst die Eigenthümlichkeit der Sache auf; er enthält das nächsthöhere Geschlecht und den artbildenden Unterschied als Elemente. Was aus dem Allgemeinen folgt, wird durch die specifische Differenz im Besondern bestimmt. Daher ist die Aufgabe, die Sache im Berührungspunkt des Allgemeinen und Besondern aufzufassen. Wo beide sich lebendig durchdringen, da haben die Eigenschaften ihren Ursprung. Tr. erläutert dies an einem Beweise des pythag. Lehrsatzes, der aus dem erwähnten Plane zur genetischen Geometrie entnommen ist. Der Begriff muss aber hier genetisch gefasst werden. Das Schwierigste bleibt, die Basis des Verfahrens, den Begriff zu finden. Wo man denselben besitzt, kann man, wie in der Mathematik, wo er *a priori* construirt wird, daraus weiter ableiten. Der Begriff setzt dabei nicht das Abgeleitete aus sich heraus, wie bei Hegel's Dialektik, sondern nur in Wechselwirkung mit andern Begriffen, wodurch diese Ableitung zu einer organischen Entwickelung wird. Da aber die meisten Begriffe auf analytischem Wege aus den Erscheinungen herausgehoben werden, so wirkt bei der Gewinnung der Begriffe die diesem Wege nothwendig anhaftende

zufällige Ansicht mit, die nur durch die synthetischen Elemente mehr und mehr beschränkt wird. So bildet die Analogie, die verbreitetste Art einer zufälligen Ansicht, die bei Platon am tiefsinnigsten hervortritt, meist den Faden der Untersuchung und es erzeugen sich Hypothesen, die Form jedes werdenden Begriffes, bei welchen sich die darin aufgezeigten synthetischen Elemente analytisch bewähren oder widerlegen. Das Ziel ist immer die genetische Entwickelung, so dass die Ordnung und Verknüpfung der Vorstellungen der Ordnung und Verknüpfung der Dinge entspricht. Hierbei tritt nun der genetischen Methode der Gegensatz derselben, der indirecte Beweis, ergänzend gegenüber, eben durch Zurückweisung der unhaltbaren Hypothesen. In demselben erscheint die rein logische Negation in ihrer ganzen Stärke. Die reale Beziehung bleibt aber, wenn das contradictorische Gegentheil als falsch bewiesen wird. Denn alles was ausserhalb eines gesetzten Begriffs fällt, wird von anderen festen Punkten her zurückgewiesen. Daher ist der indirecte Beweis selbst genetisch zur Begründung eines negativen Urtheils, wo ja die zurücktreibende Kraft des Positiven ausgedrückt werden soll. In dieser genetischen Weise ist er der Beweis der immanenten Kritik, wie sie Plato und Aristoteles meisterhaft, dieser selbst an jenem, geübt haben. Nothwendige positive Resultate dagegen ergeben sich aus dem indirecten Beweis in Verbindung mit dem disjunctiven Urtheile, wie er z. B. bei der Ableitung der Modi des Syllogismus von Arist. angewandt ist. Schon Aristoteles hat erklärt, dass der indirecte Beweis nur secundäre Bedeutung hat, da er keinen Einblick in die Gründe der Sache eröffnet. Die Principien selbst können aber ebendaher nur indirect bewiesen werden, da sie erst der Anfang des genetischen Verfahrens sind. Für das unbedingte Princip — für Gott — ist nicht ein Einzelnes, sondern das Weltall dieser indirecte Beweis. In der Begründung des Nothwendigen verknüpfen sich hiernach alle Formen des Denkens und die volle Begründung ergiebt sich nur aus dem vollen Zusammenhange des Erkennens. Diesen stellt das System dar, das nach der angegebenen Entstehungsweise der Formen gleichsam nur ein weiteres Urtheil ist. Real entspricht dem System die Welt. Es muss nun zwischen einem System der Anordnung und der Entwickelung unterschieden werden. In dem einen waltet die Uebersicht der Eintheilung; fertige Substanzen werden nach ihrer Verwandtschaft zusammengestellt. In dem andern waltet die lebendige Erzeugung eines Princips; die Substanzen entstehen aus ihren Gründen. Das umfassende System, das Gegenbild der Welt, gliedert sich dabei in kleinere, die Gebiete der einzelnen Wissenschaften. In der 2. Aufl. hat Tr. die richtige Consequenz gezogen, dass die Logik als grundlegende Wissenschaft auch den Grundriss des Systems zeichnen müsse. Zugleich ist in dem hinzugefügten 1. Capitel („Logik und Metaphysik als grundlegende Wissenschaft") jener Abschluss der ganzen Darstellung der Logik als leitender Gesichtspunkt vorangestellt. In jenem Anfangs-

Capitel wird erst die Aufgabe der Philosophie, die sich nur im Zusammenhange mit den einzelnen Wissenschaften bestimmt, ganz nach der Platonischen in der Antrittsrede (oben S. 86) dargestellten Ansicht gezeichnet.*) Daraus wird denn auch wie dort die Logik als grundlegende Wissenschaft abgeleitet. Von ihr soll die Durchführung der Idee des Ganzen in den einzelnen Wissenschaften ausgehen. Das in unendlicher Ferne liegende Ziel würde sein, dass die Philosophie alle besonderen Wissenschaften in sich aufnähme und die besonderen Wissenschaften die Philosophie auferbauten. Nach jenem Ganzen hin führen aber in jeder Wissenschaft die gemeinsamen metaphysischen und logischen Elemente. Aus dem Zusammenhang derselben werden daher in dem genannten Capitel die innig verbundenen Grundfragen der Metaphysik und der eigentlichen Logik zusammengefasst: Wie ist (real) das Erkennen möglich und wie wird (modal) Nothwendigkeit als die wissenschaftliche Form des Erkennens und daher abhängig von der Sache erzeugt? Die durch die ganze Logik gegebene Beantwortung dieser Doppelfrage ergiebt nun am Schluss des 1. Haupttheils der Logik die Grundzüge des Systems, wie sie in den eingeschalteten Paragraphen (2. Aufl. XXI., 3, 4, 5) construirt sind.

Da alle Erkenntniss und Nothwendigkeit von den dem Denken und Sein gemeinsamen Gründen ausgeht, so gliedert sich die Doppelfrage nach der Abstufung der Principien. Aus der constructiven Bewegung floss unmittelbar das Mathematische. Mathematische Erkenntniss ist möglich, insofern der Geist in der constructiven Bewegung im Besitz eines realen Princips ist. Mathematische Nothwendigkeit ergiebt sich daraus, dass wir sämmtliche Bedingungen der Gegenstände *a priori* in unserer Gewalt haben. Die mathematische Erkenntniss ist die durchschaute Consequenz einer eigenen erzeugenden That. Auf dem Gebiet der Erfahrung herrscht das Gegebene. Aber die Aneignung durch die Sinne geschieht wieder mit Hülfe der constructiven Bewegung, auch bei der Materie. Somit beruht die Möglichkeit der materiellen (physischen) Erkenntniss auf demselben Princip, wie die der mathematischen und es ist soviel Nothwendigkeit in der Physik als Mathematik darin ist. (Vergl. oben S. 22.) Eine dritte Stufe tritt in der organischen Natur ein. Die Erkenntniss derselben ist durch das Princip des Zweckes möglich, der darin die wirkende Ursache beherrscht. Denn weil der erfindende

*) Das ethische Moment (die Philosophie als die Religion der Wissenschaften) ist hier zwar in seinen Elementen mit gesetzt. Das Auge sucht aus den beengenden Schranken der Einzelwissenschaften „die Befriedigung eines Ueberblickes von einer beherrschenden Höhe." Die Einzelwissenschaften wecken „in jedem höher gestimmten Geist das Bedürfniss einer Belebung, welche nur aus der Ergänzung des Besondern durch das Allgemeine fliessen kann." Aber es wird zugleich gewarnt, die Philosophie mit der Religion oder Theologie zu vermengen, indem man sie z. B. als Erkenntniss des Ewigen definirt. Sie ist eben durch die angedeuteten, ihr allein zukommenden ethischen Elemente die Religion der Wissenschaften, wie sich gleich näher zeigen wird.

Geist selbstthätig den Zweck entwirft, erkennt ihn der betrachtende wieder. So ergiebt sich aus unserer Herrschaft über dies zweite Realprincip auch die Entstehung der organischen Nothwendigkeit, deren Mittel die physische und mathematische sind. Die constructive Bewegung macht das dem Plato zugeschriebene Wort möglich, Gott sei in der Welt Geometer; das Princip dieser göttlichen Geometrie, die sich im Physikalischen und Organischen fortsetzt, muss also die Grundlage bilden. Aus der organischen Stufe hebt sich die ethische hervor. Die Erkenntniss des Ethischen ist möglich, indem der letzte Zweck des menschlichen Wesens und die menschliche Natur als Mittel für diesen Zweck der Erkenntniss zugänglich sind. Indem nun das Gesetz in den Willen eintritt, erscheint die ethische Nothwendigkeit und indem der Wille dem Gesetze seines Wesens genügt, dieselbe als Freiheit. So findet also das System in 4 Stufen seinen Abschluss, die aus der genetischen Entwicklung der Principien folgen. Der Ueberblick weist aber von Bruchstücken, die uns gegeben, überall auf ein Ganzes hin, und darin kündigt sich ein neuer Begriff, der des Absoluten, des Unbedingten, an, dessen Erkenntniss in dem 2. Haupttheil der Logik untersucht werden muss. Die Logik selbst indess scheint als Ergründung des subjectiven Denkens indem genetischen System zu einem Theil der Psychologie zu werden, die die Wissenschaft der organischen Natur abschliesst, und doch müsste sie als Erkenntnisstheorie an den Anfang treten, so dass ein Cirkel entsteht. Hier kreuzt sich die didaktische Methode mit der genetischen. Allein der Cirkel löst sich durch den aufgestellten Begriff der Philosophie. Die Logik hat in den empirischen Wissenschaften ihren Stoff; aus diesen zieht sie die Principien, aus denen dann die 4 philosophischen Realdisciplinen entstehen. In letzteren vollendet sie die jeweilige Erkenntniss des Menschengeschlechts, indem sie, auf die Idee des Ganzen bedacht, die Principien in der Gliederung des Besondern geltend macht und so gestaltend in die einzelnen Disciplinen vorrückt. Die ganze Idee eines genetischen Systems sammt den wesentlichen Momenten der Gliederung war Tr. in der ersten Vorlesung Berger's aufgegangen (s. oben S. 22), bei welchem aber die Logik auch jene Zwitterstellung hat. Die Consequenz in letzter Beziehung ist offenbar durch den Platonismus hineingebracht. Auch führt er (L. U. 2. Aufl. XXI, 5) sein System auf die dem Plato zugeschriebene, jedenfalls in der Geschichte der Philosophie herrschend gewordene Eintheilung in Logik, Physik und Ethik*) zurück; er hat in demselben die Physik in 3 Stufen gegliedert. Die aristotelische Eintheilung, wo ein subjectiver Eintheilungsgrund (theoretische, prak-

*) Vergl. Philos. Monatshefte Bd. VII, 10. Heft S. 448, wo ich diese Eintheilung als nicht Platonisch nachzuweisen suche. Aristoteles und Plato stimmen in der Gliederung des Systems im Wesentlichen überein, und dem allgemeinen Princip des Platonismus gemäss stehen dabei Subjectives und Objectives in Einklang.

tische, poietische Philosophie) sich mit einem objectiven (z. B. die theoretische: Metaphysik, Mathematik, Physik) kreuzt, verwirft er, sowie alle subjectivistischen Gliederungen. Jedenfalls ist nach unserer ganzen Auseinandersetzung das Verhältniss der 4 Realdisciplinen unter einander von Tr. ganz ähnlich, wie bei Plato und Aristoteles bestimmt. Die logische Consequenz des Systems aber folgt bei ihm aus den vier wesentlichen Modificationen des Platonismus, die wir oben als seine schöpferischen philosophischen Thaten bezeichnet haben. Er hat dadurch für die Logik die Platonische Idee der Philosophie verwirklicht. In der apriorischen constructiven Bewegung fand er zuerst das voraussetzungslose (ἀνυπόθετον) Fundament aller Erkenntniss. Dies ermöglichte zweitens die logische Trennung des *a priori* und *a posteriori*, wodurch die Abstufung der Mathematik und Physik bewirkt wurde. Drittens ergab sich aus der freien constructiven Bewegung das logische Princip des Zweckes und es stufte sich das Ethische als das *a priori* des Zweckes vom Organischen ab, während dies durch das gemeinsame Princip zugleich als höhere Stufe des Physischen erschien. Ausserdem bildet der apriorische Zweck als Grundlage des Ethischen schon einen Halt für die ethische Betrachtung selbst und es lag darin ein ethischer Impuls, sowie die Betrachtung des Zweckes überhaupt überall auf das Unbedingte, das Göttliche hinwies. Endlich vollendete sich viertens durch die Ableitung der Kategorien aus der Bewegung das ganze System der Logik und führte zugleich zur Idee des Systems, wodurch die Philosophie die übrigen Wissenschaften zu dem Ganzen der philosophischen Weltanschauung krönt. Ueberall sehen wir hierbei durch die eigene schöpferische Arbeit Tr.'s eine Ausgleichung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie bewerkstelligt. Sogar in der Methode und Form zeigt sich dies. Der Philebus, den er zu Anfang der L. U. für die Methode als Muster aufstellt, ist in seinen immer neu anhebenden Ansätzen das Prototyp für die Logischen Untersuchungen; den plastischen, anschaulichen Stil Platos bezeichnet er selbst in der Antrittsrede (oben S. 88) als sein Vorbild. Dabei aber schreitet die ganze Untersuchung trotz der analytischen Vereinzelung nach der genetischen Methode fort, die er in Aristoteles Schule gelernt hatte. Auch die Idee der Philosophie, wie sie Plato gezeichnet, fand er bei Aristoteles wieder. Dieser weist der Philosophie ebenfalls die Erkenntniss des Voraussetzungslosen (ἀνυπόθετον), der letzten Gründe, zu; bei ihm ist sie die herrschende Wissenschaft, und er hat in dem damaligen Kreise der Empirie sie zum Ganzen aller Disciplinen gestaltet. Als Religion der Wissenschaften bezeichnet er sie, indem er die Metaphysik Theologie nennt, insofern sie vom Bedingten zum Unbedingten emporstrebt.

Wie die Erkenntniss des Unbedingten möglich, und in welchen Formen sie sich vollzieht? so lautete die Frage für den 2. Haupttheil der Logik (XX). Das Ganze, die unbedingte Einheit der

Welt hatte sich als Forderung des logischen Processes ergeben. In dem Unbedingten, das die philosophische Abstraction das Absolute, der lebendige Glaube Gott nennt, befestigt sich erst das Relative. Es ist also kein negativer Begriff, sondern negirt, wenn es wirklich ist, die in der endlichen Begrenzung liegende Negation. Der Begriff des Unbedingten bejaht sich selbst und alles Bedingte. Aber als allgemeines Princip kann es — wie gezeigt — nur indirect bewiesen werden. Es giebt keinen genetischen Beweis dafür; die Kategorien des Endlichen sind also darauf nicht anwendbar (1). Die Beweise für das Dasein Gottes geben daher nur Gesichtspunkte, die ohne das Absolute nicht zu verstehen sind; sie sind sämmtlich indirect. Das Nothwendige in der endlichen Erkenntniss weist darin das Zufällige im Unendlichen zurück. Die gewöhnlichen Beweise ordnen sich nach den Factoren der Nothwendigkeit. Gott erscheint im ontologischen Beweise als nothwendige Voraussetzung des Denkens, im kosmologischen als Voraussetzung alles Seins und im teleologischen als Voraussetzung der in der organischen Weltanschauung gesetzten Vermittelung zwischen Sein und Denken (2). Der ontologische Beweis (3) wird nun aus der gewöhnlichen unhaltbaren Form in eine entsprechendere gebracht, wonach er besser der logische heisst: „Das seiner selbst gewisse Denken widerspräche sich, wenn es keine absolute Wahrheit in den Dingen gäbe. Das Intelligente im Denken setzt ein Intelligibles in den Dingen — eine intelligible Weltordnung voraus, so dass die Welt das Materiale des Gedankens ist.“ Der kosmologische Beweis (4) hat seine Stärke in der Unmöglichkeit, das feste Nothwendige auf einen unendlichen Process von Wirkungen zurückzuführen. So tritt er schon in der Annahme des ersten Bewegers bei Aristoteles auf. Er führt nur auf die Annahme einer absoluten Macht, die der Welt immanent sein kann, wie in Spinozas Substanz. Der teleologische Beweis (5) beruht darauf, dass der Zweck nicht ohne den vorgreifenden Gedanken zu verstehen ist. Die intelligible Weltordnung und die unbedingte Macht werden nun in den Gedanken einer unbedingten Verwirklichung der Vernunft zusammengefasst. „Die Welt ist vernünftig und die Vernunft ist wirklich.“ Der moralische Beweis (6) ist eine Art des teleologischen. Unsere Pflicht ist das Gewisseste und die Welt ist das Materiale unserer Pflicht. In der Voraussetzung der sittlichen Weltordnung folgen wir dem Pflichtgebot. So lautet der Beweis bei Fichte. In der organischen Weltanschauung vertieft er sich. Wenn der innere Zweck im Wesen des Menschen, im Bewusstsein und Willen frei werdend, als die ethische Bestimmung erkannt wird, so denken wir in dem unbedingten Grund unseres Daseins den göttlichen Willen. Da diese Betrachtung aus dem begreifenden Denken und freien Handeln hervorgeht, setzt sie das Unbedingte als geistig und frei. Die Beweise bilden eine Stufenfolge (7); der kosmologische setzt in dem Absoluten absolute

Macht, der teleologische den unbedingten weltdurchdringenden Gedanken, der moralische unbedingte freie Liebe, und der logische findet dies alles im denkenden Urgeiste begründet. Die Transscendenz Gottes geht auf den weltbestimmenden Zweck zurück, denn darin ist der Gedanke das *Prius* und insofern das Transscendente (s. oben S. 54). Da sich indess alle unsere Denkbestimmungen im Endlichen bewegen, so fassen wir durch die Kategorien Gottes Wesen nicht adäquat auf (8). In der 2. Auflage des L. U. ist dieser Gedanke weiter ausgeführt, indem gezeigt wird [9], wie die Kategorien nicht in's Unendliche erhoben werden können, ohne ihre Bestimmtheit zu verlieren. Die Beweise lehren also nur die Beziehungen des Unendlichen auf uns. Ferner wird in jenem Zusatz [11] gezeigt, wie die modernen Versuche von Spinoza, Schelling und Schleiermacher, das Unbedingte als Identität der Gegensätze zu denken, unhaltbar sind. Wenn man in dem Unbedingten, das praktisch eine Macht im Gemüth ist, mehr erkennen will als einen Grenzbegriff, dem wir uns nähern, geht die Metaphysik in Theosophie über. „Gott allein kann Gott begreifen" (7 [12]). Das Unbedingte wird die verklärte Analogie des Bedingten, und doch fehlt, logisch betrachtet, alle Analogie vom Bedingten zum Unbedingten; denn die specifische Differenz zwischen beiden ist gleichsam unendlich geworden. Die Form, in welcher das Unbedingte gedacht werden muss, ist vielmehr die Idee. Wenn wir in der Erkenntniss aus den einzelnen Erscheinungen zum Grunde streben, so erkennen wir aus der Erfahrung; wenn die Theile aus dem vorläufig erfassten Ganzen Licht erhalten, aus der Idee. Die Grösse der Erkenntniss besteht darin, dass sich beides durchdringt. Wie nun die Idee eines Dichterwerkes das Bild des schöpferischen Dichtergeistes ist, soweit sich sein Genius in dies eine Werk ergoss, so ist die Welt, die wir lesen, ein Gegenbild des göttlichen Geistes. Je tiefer wir hineinblicken, desto mehr ist es seine Offenbarung. Natur und Geschichte sind darin nur zwei verschiedene Blätter eines Ganzen, und die Geschichte wird selbst, wenn das Ganze in Eine Idee zusammengehen soll, ein lebendiges Glied, ja das bedeutungsvollste Glied einer grossen Naturansicht, oder richtiger unserer ganzen Weltanschauung. (S. oben S. 23). Wie nachlässige oder geistlose Leser verhalten sich daher die Wissenschaften, welche in dem Einzelnen die Idee des Unbedingten verkennen. Wie wir schon bei den ersten Versen eines Gedichtes voraussetzen, dass es dazu mit diene, einen grösseren Gedanken zu offenbaren, so setzen wir beim ersten Schritt unsers Erkennens stillschweigend und oft unverstanden die Idee des sich in der Welt verwirklichenden göttlichen Gedankens voraus. Immer bleibt unser Erkennen Stückwerk, jene Idee die Ergänzung. Daher beruht auf der Weltansicht, welche die verschiedenen Erkenntnisse mit einer Einheit zu umfassen strebt, die eigenthümliche Anschauung des Absoluten. Jedes System hat seine eigene Weltansicht; doch lassen sich alle auf

zwei Grundtypen zurückführen (8 [13]): die physische, worin die wirkende Ursache als die unbedingte Macht der Welt angesehen wird und die organische, worin die Dinge Organ eines zweckvollen Gedankens sind. Tr. zeichnet die Consequenzen beider Ansichten. Die physische, deren gewaltiger Einfluss auf der Macht des Mathematischen, auf der Schwäche der missverständlichen äusserlichen Teleologie, und auf der Vereinzelung der Wissenschaften beruht, führt dahin, das Unbedingte als die absolute Macht zu setzen, wie im losgelösten kosmologischen Beweis. Die übrigen Beweise für das Absolute haben hier keine Bedeutung mehr; denn der Zweck ist nur Schein; die unbedingte Substanz hat erst im Menschen Bewusstsein, dessen Voraussetzung nur die Bewegung der Materie ist und im Ethischen entscheidet ebenfalls nur der Erfolg und die Macht. Die organische Weltansicht geht dagegen bei der Begründung des Absoluten von dem teleologischen Beweis aus. Der Zweck ist ein Factum der Natur und es fragt sich nur, ob ganz oder theilweise. Wenn er es nur theilweise ist, so ist er in der Welt wie eine Inconsequenz. Aus dieser indirecten Beweisführung geht das Bestreben hervor, die Analogie des Zweckes von den bedeutsamsten Gliedern über das Ganze auszudehnen. Hat sie einst das Ganze durchdrungen, so hört jene äusserliche Teleologie auf, die die Natur fremden Zwecken unterwirft. Denn nichts ist ausser dem umfassenden Ganzen. Die wirkende Ursache überhaupt wird dann zum Mittel des Weltzweckes; die unbedingte Macht tritt in den Dienst desselben. Hier ist die aus der wirkenden Ursache folgende Nothwendigkeit der Natur eine bewusste, die ἀνάγκη ἐξ ὑποθέσεως. Dieser ideale Entwurf ist leicht; aber die reale Nachweisung bleibt weit hinter ihm zurück. Dadurch ist der Kampf zwischen der physischen und organischen Weltansicht allein möglich. Aber nach den bedeutungsvollsten Erscheinungen und nach seiner eigenen Natur entscheidet sich der das Ganze überblickende Geist und ergänzt das in der Begründung Fehlende. Nun erlangen der logische und moralische Beweis volle Kraft. Der Gedanke ist nicht nachgeboren, wie bei der physischen Ansicht, sondern der Schöpfer selbst. Alles Erkennen ist nur die vertrauensvolle That, die diesem Gedanken nachschafft, überall der vollen Consequenz gewiss, alles Denken ein Nachdenken. Wenn dann auf dem ethischen Gebiet die Freiheit aufgenommen wird, so erscheint die Aufgabe, den Gedanken der Dinge, diesen Zweck des Einzelnen im Ganzen zu erkennen und Menschen und Dinge nach diesem Göttlichen, das in ihnen ist, zu behandeln. Es giebt sich die Liebe im Sinnen und Handeln diesem Gedanken frei hin, der über das Eigenleben des Theils hinausgeht. Daher wird die Harmonie, nach Plato's Ausdruck (*Timaeus* 31 f.) das Band, womit das Weltall sich mit sich selbst zusammenbindet, tiefer gefasst, die Liebe. Hierdurch fassen sich die vier Momente, die in den Beweisen das Absolute hervorheben, in eins zusammen: „Der Gedanke ist vor allem (teleol.) und alles

besteht in ihm (log.); es ist alles durch ihn (kosmol.) und zu ihm (moral.) geschaffen. „Da das Organ, je höher es steht, desto mehr ein Mikrokosmos des Ganzen ist, so erfüllt sich hieraus die Idee Plato's, dass der sittliche Mensch ein Mikrokosmos des freien in der Welt verwirklichten Gedankens ist (s. oben S. 84). Hiermit sind die Denkformen dargelegt, worin wir das Absolute erkennen.

Es folgt nunmehr der zweite Abschnitt des zweiten Haupttheils, worin untersucht wird, wie die Erkenntniss des Absoluten möglich ist. Das Thema der Metaphysik bleibt nach dem Erörterten für immer der Gedanke, den Plato einst im Timäus voranstellte: „Gott war gut, und weil er gut war, war er ausser dem Neide und wollte, dass die Welt ihm so ähnlich als möglich würde." [14] Dieser Gedanke füllt sich durch die mächtig fortschreitende Empirie nur mit immer reicherem Inhalt; so durch die Erweiterung des Gesichtskreises ins unendlich Grosse und ins unendlich Kleine, wie sie das Kopernikanische System und das Mikroskop hervorgebracht, und in unermessliche Zeiten, wie sie die Geologie eröffnet. Da wir das Absolute nur im Relativen vorstellen, so wächst die Vorstellung mit der Grösse des letzteren. Jener Gedanke zeigt nun zugleich, wie die Erkenntniss des Absoluten im Relativen möglich ist. [15] Es gilt hier derselbe platonische Grundsatz, wie im Bedingten, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde. „Wir erkennen Gott, soweit wir ihn erkennen, nur durch das, was in uns göttlichen Geschlechts ist, durch das Nothwendige im Wissen und durch das Gute im Willen und vor allem durch die Einigung beider." Nur in der organischen Ansicht, welche eben hiervon ausgeht, wird der Begriff zur Idee, d. h. er wird in der organischen Bestimmung eines bedingenden Ganzen erkannt, und die Idee wird unmittelbar in Gott gefasst. [16] Die Ideen, das Göttliche (τὸ θεῖον nach Plato) in der Natur anzuerkennen, aber in der Anerkennung Gottes (ὁ θεός), der bei Plato davon unterschieden ist (s. oben S. 85), eine Beschränkung zu sehen, also ein halber Platonismus, ist eine Inconsequenz. Allein da das Princip der Erkenntniss nur durch den Glauben erfasst wird (oben S. 57) und das Princip der Erkenntniss Gottes die in uns gleichartige Freiheit ist, so ist der Glaube an Gott nothwendig eine freie Erhebung des Geistes. Wie man ein Gedicht versteht, ohne den Dichter zu kennen, kann man die Welt im gewissen Sinne verstehen, ohne Gott zu kennen; so plastisch ist das Gedicht, so plastisch ist die Welt. Aber das Gedicht giebt immer ein Bild des Dichtergeistes, die Welt immer ein Bild Gottes. Da die Welt aus der Idee eine künstlerische That ist (Gott als δημιουργός vergl. *de Philebi consilio* S. 30), so ist das Verständniss auch nur durch eine gleichartige künstlerische That möglich — und hier citirt Tr. die oben S. 36 angeführte schöne Stelle aus Berger. Indem wir so aus dem Bruchstück der Erfahrung den bildenden Geist entwerfen, erscheint uns das Unendliche im Endlichen wie im Spiegel. Darauf beruht die Idealisirung des Wirklichen. „Wo der menschliche Geist sich

selbst oder der Wirklichkeit voraneilt, da regt sich in ihm die Idee Gottes.“ Offenbar erklärt Tr. hiermit die Lehre Plato's, dass das Wirkliche stets hinter der Idee zurückbleibt. Ueberhaupt ist die Platonische Ideenlehre (vergl. oben S. 54) in diesem Capitel nach allen ihren Seiten logisch vermittelt. Das freie künstlerische Schaffen ist ja die vom Zweckgedanken regierte apriorische Bewegung des Geistes. Daher heisst es am Schluss: „Die Wissenschaft vollendet sich allein in der Voraussetzung eines Geistes, dessen Gedanke Ursprung alles Seins ist. Was im Endlichen erstrebt wird, ist hier erfüllt. Das Princip der Erkenntniss und das Princip des Seins ist Ein Princip [nämlich die apriorische Bewegung]. Und weil diese Idee Gottes der Welt zum Grunde liegt, wird dieselbe Einheit in den Dingen gesucht und wie im Bilde wiedergefunden.“ Hiermit ist erklärt, wie das Denken des Endlichen ein Nachdenken des göttlichen Denkens sein kann. Soweit wir die Dinge erkennen, geschieht es ja eben dadurch, dass die Bewegung in ihnen mit der apriorischen Bewegung in uns übereinstimmt und wir erstreben diese Einheit in der Erkenntniss der materiellen Welt durchzuführen. Jene gebundene materielle Bewegung, welche in der Natur die Substanz des Seins schafft, ist eine apriorische Bewegung des göttlichen Geistes. So setzt jenes Princip zugleich wieder die Lehre des Aristoteles mit der Plato's in Einklang. Denn in der νόησις νοήσεως, welche bei Arist. das göttliche Denken definirt und dem sich das menschliche annähern soll, ist die Einheit des Denkens und Seins ausgesprochen, und wie Gottes Denken nach Arist. stets actuell ist, so ist es auch der schöpferische Begriff alles Seins (τὸ τί ἦν εἶναι τὸ πρῶτον, Metaph. XI., 8) „Aristoteles hat nur, wie Tr. in den Vorlesungen über Gesch. der Phil. sagte, die metaphysische Tiefe dieser Gedanken nicht erschöpft und selbst wieder genommen, was er gegeben“, wenn er das göttliche Denken rein theoretisch fasst. Der Grund ist, weil er den Begriff der apriorischen constructiven Bewegung nicht kennt, weswegen der Dualismus zwischen dem in Gott actuellen Zweck und der diesem sich in der Materie entgegenbewegenden wirkenden Ursache nicht ganz getilgt ist. Dies geschieht, wenn man Plato's Idee des Demiurg mit dem Aristotelischen Begriff des ersten Bewegers vereinigt. Die sich hieraus ergebende Consequenz der Aristotelischen Ansicht spricht Trendelenberg als Endergebniss seiner Untersuchung aus: „Der Act des göttlichen Wissens ist allen Dingen die Substanz des Seins.“

Wie diese philosophische Gottesidee zu dem christlichen Glauben steht, ist kurz, aber klar ausgedrückt. Bei Besprechung der Beweise für das Dasein Gottes sagt Tr.: „Niemand glaube, dass die Beweise allein dem Begriffe Gottes das Leben geben können, das er durch die Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht hat.“ Erinnert man sich, dass für diese Ueberlieferung der historischen Kritik ihr volles Recht gewahrt wird, so kann das Leben derselben nur darin bestehen, dass die Offenbarung Gottes in Natur

und Geschichte dadurch einen Ausdruck findet. So gehen die universelle Philosophie und die individuelle Religion parallel. „Alle Beweise Gottes sind ein schwacher Schimmer und ein kalter Schein. Sie bleiben mit der lebendigen Idee verglichen im grossen Abstande. Woher aber die Idee Gottes vor dem Beweise und ausser dem Beweise? Die skeptische Kritik hat hier ein weites Feld; aber sie erklärt nicht, was sie wegerklären möchte. Die tiefsinnige Anschauung des Glaubens und der kräftig vereinende Geist antworten entschieden.“ Offenbar muss also die Religion hiernach mit der Wissenschaft in vollem Einklange bleiben und sie hat die Fortschritte der Wissenschaft nicht zu fürchten; durch jede wahrhafte Erweiterung der letzteren wird sie selbst vertieft. „Die religiöse Vorstellung meint oft einzubüssen, wo sie Grösseres wieder empfängt, als sie verliert.“ Die Grundanschauung des Christenthums ist die organische. Die Liebe ist darin das „Band der Vollkommenheit.“ In der 2. Auflage der L. U. (S. 463) wird auf prägnante Stellen verwiesen, worin der Apostel Paulus die organische Ansicht in schöner Weise bezeichnet, und es wird hinzugefügt: „Die organische Weltanschauung würde nur eine Verallgemeinerung dessen sein, was in der christlichen Sphäre wie in der höchsten Spitze erscheint.“ Zur Erläuterung dieses Gedankens dient am besten die Darstellung, die im „Naturrecht“ (2. Auflage §. 38 und 171) von dem Wesen der Religion und ihrem Verhältniss zur Philosophie gegeben wird. „Die Religion, ganz allgemein gefasst, ist das durch die Vorstellung einer übermenschlichen Macht bedingte Fürchten und Hoffen der Menschen.“ (S. 388.) „Jede Religion ergreift als positive die göttliche Idee im Factum der Geschichte und wirkt auf die sittliche Gesinnung beschränkend odor belebend je nach ihrem eigenthümlichen Geist. Die Philosophie hat eine universellere Aufgabe als die Untersuchung der Religionsstiftungen und die Befestigung und Auslegung eines historischen Factums. Daher ist ihre ethische Idee das Menschliche und noch nicht das Christliche... Wenn man in der Philosophie bei der Untersuchung des Princips Theologisches und Philosophisches zusammengiesst, so kann nur eine verwaschene Mischgestalt entstehen.“ Aber „in dem rechten Allgemeinen wird der Keim zum artbildenden Unterschiede, im Menschlichen der Keim zum Christenthum liegen. Das Christenthum ist insoweit der Mittelpunkt und die Zukunft der Weltgeschichte, als in ihm der Menschheit die Idee des Göttlichen und Menschlichen zumal erschienen ist und immer wieder erscheint... Der Gedanke des sich in der sittlichen Aufgabe der Weltgeschichte objectivirenden Menschen als einer göttlichen Idee, welche auf den Staat [als Menschen im Grossen] beschränkt, in einem Vorblick zuerst in Platos Politie erschienen, hat im Christenthum den concreten Ausdruck des durch die Geschlechter der Menschen wachsenden Leibes Christi und seiner Glieder. Die Einfügung des Gliedes in diesen Leib geschieht im Glauben an Christum dadurch, dass der Mensch, der

Christum lieb hat und ihn anzieht, aus dem Geist „von Neuem geboren“ wird; sie geschieht durch die Erhebung aus dem „fleischlich“ in das „geistlich“ Gesinntsein. Die grosse Kraft praktischer Belebung quillt bei dieser Betrachtungsweise aus der historisch angeschauten und in der persönlichen Empfindung der Erlösung begriffenen Idee. Während jedoch die christlichen Urkunden in diese Erneuerung des Herzens das ganze Gewicht werfen und vornehmlich das Gute der Gesinnung hervorheben, welches das Ewige ist und kein Reich von dieser Welt, überlassen sie meistentheils die Durchführung in den Stoff des Besondern, die Einbildung in das Weltliche (das Wesen des Begriffs und das Schöne der Darstellung, s. oben S. 141) der weitern durch christlichen Geist erfüllten Betrachtung. Die philosophische Aufgabe ist auch in dieser Beziehung universeller und geht namentlich in die bezeichneten offen gelassenen Seiten ein.“

In der 2. Aufl. der L. U. ist ein Schlusskapitel XXIII hinzugefügt, „Idealismus und Realismus“ überschrieben, worin die dargelegte logische Theorie mit diesen seit Kant in der deutschen Philosophie als Hauptgegensätze geltenden Grundrichtungen gemessen wird. Der Idealismus, wie Kant ihn „im recipirten Sinne“ gleichbedeutend mit Subjectivismus nimmt, geht von der Bedeutung der Idee als subjectiver Vorstellung aus, wie sie im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauch die romanischen Völker und die Engländer ausgeprägt haben. Was hier Idealismus genannt wird, könnte man Eidolismus oder Subjectivismus nennen, um ihn von der nach Kant gleichfalls eingebürgerten Bedeutung des Idealismus zu sondern, wonach derselbe auf die Idee in Platos Sinne, die Gedanken in den Dingen bezogen wird. In dem sog. absoluten Idealismus Hegels fällt beides: der Begriff im Menschen und der Begriff in den Dingen in eins zusammen (1.). Der Realismus, der in Herbart dem von Kant ausgegangenen Subjectivismus Fichte's gegenübertrat, weist überall auf das Gegebene, Objective in der Empfindung hin. Aber er ist, weil die Bewegung darin zum „objectiven Schein“ herabgesetzt und der Zweck von der Metaphysik ausgeschlossen ist, in seinen Ergebnissen subjectivistisch (2.). Die realistische Grundlage der Sinne begann Locke aufzulösen, indem er die secundären Eigenschaften der Dinge als subjectiv in Anspruch nahm (3.). Die von ihm als objectiv belassenen primären: Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Ruhe und Zahl, werden aber ebenfalls (s. oben S. 117 ff.) durch die intellectuale constructive Bewegung auf Anleitung der Sinne geschaffen, und die neuere Physiologie lehrt, dass alle Sinnesempfindung nur aus der specifischen Sinnesenergie hervorgeht, so dass wir uns nur selbst im Umgang mit der Aussenwelt empfinden. Nimmt man dies mit Kants Lehre zusammen, wonach die Causalität nur subjectiv ist, so würde daraus eine völlige Abschliessung unseres Bewusstseins folgen (4.). Aber es ergiebt sich ein grosser Unterschied, ob unsere Sinne von adäquaten oder unadäquaten Ein-

drücken berührt werden. Wo wir in den Sinnesthätigkeiten Zwang zur Unterscheidung und die Unmöglichkeit anders zu unterscheiden empfinden, da erkennen wir das Gegebene. Der Geist fasst dasselbe durch seine constructive Bewegung in Raum und Zeit und projicirt es als ein Object. Es fragt sich, ob dies berechtigt ist. Das Gegebene sind Wirkungen, und das empfindende Wesen, durch vielfache Voraussetzungen in seinem Dasein bedingt, ist Wirkung. In den Berührungspunkten beider gehen Subject und Object ein Verhältniss ein; aber auf beiden Seiten steht Unbekanntes. Aus dem blossen Verhältniss der beiden Unbekannten scheinen also diese nicht bestimmbar. Allein die Causalität ist keine abstracte Beziehung, sondern nur durch die Bewegung möglich. Im Mathematischen werden die Gesetze der Bewegung zugleich die des Geistes und die mathematische Construction des Gegebenen bestätigt sich als real durch die an das Constante in dem Gegebenen anknüpfende angewandte Mathematik. Die primären und secundären Eigenschaften Locke's werden nun zu Modi der Bewegung (5.). Dass unsere Sinne nicht rein objectiv sind, sondern die Modi der Bewegung, z. B. die Schallschwingungen, in abgekürzten Ausdrücken, z. B. den Tönen zusammenfassen, ist für unser individuelles Leben nothwendig und fördert das zusammenfassende Denken. Dagegen finden unsere Bewegungsorgane mit ihrer Forderung nach aussen unmittelbar Bestätigung. In dem Bedürfniss der empfindenden sich bewegenden Wesen und in der Erfüllung, die sie finden, liegt also eine Gewähr des Realismus (6.). Dasselbe Gegebene, das so zum Realen führt, bleibt für das Denken die Anweisung für die Anwendung seiner idealen Kategorie, des Zweckes. Dieser weist ins Unbedingte und giebt dem Gedanken im Ursprung der Dinge die Macht über die wirkende Ursache. Hier ist also zwischen Transcendentalem und Empirischem das umgekehrte Verhältniss wie bei Kant: ein transcendentaler Realismus und ein empirischer Idealismus. Dies ist der Sinn des aristotelischen Satzes: „Gedanke und Wirklichkeit suchen und bezeugen einander." Und so erfüllt der Platonismus die Forderung der deutschen Philosophie, wie sie Trendelenburg in der edlen Gestalt Reinholds zuerst entgegengetreten war, das Ideale im Realen zu gründen.

Wenn das Schlusscapitel hiernach die Stellung Tr.'s zur Philosophie der Gegenwart scharf bezeichnet, so fasst es nur principiell zusammen, was in dem ganzen Buche schon in der 1. Auflage im Einzelnen durchgeführt war. „Das Leben der Wissenschaft, sagt er in dem Vorwort zu derselben, besteht, wie alles Leben, in Kampf und zwar sowohl in Kampf gegen Meinungen, die sich entgegenstellen, als in Kampf mit Thatsachen, die sich dem Gedanken nicht ergeben wollen. Möge nur aus der folgenden Arbeit erhellen, dass ich im Dienste der Sache diesen doppelten Kampf ohne Scheu und ohne Schein übernommen habe." Dass Trendelenburg in dem Kampf gegen widerspenstige Thatsachen ohne Schein verfahren ist, zeigt sich insbesondere bei der Besprechung

der Materie und der Genesis des Zweckes, wo er die Schranke seiner Theorie offen eingesteht. Es wäre leicht gewesen, das, was er im Mathematischen Materie (oben S. 131) nennt, auf das Physikalische zu übertragen; aber er gestand ein, dass er diesen Gedanken nicht vollziehen könne, obgleich er ihm offenbar als Ziel vorschwebt. Er construirt nur, soweit es die Thatsachen nach gewissenhaftester Prüfung zulassen. Der Kampf gegen entgegengesetzte Meinungen ist in den L. U. rein sachlich geführt, allerdings ohne Scheu, d. h. ohne die Sache zu schonen. Seinem Grundsatze getreu, dass das Negative die nothwendige und unmittelbare Abgrenzung des Positiven ist, wird die Polemik überall in den Gang der Ausführung eingeflochten. Soweit sie sich gegen den Materialismus und Spinozismus richtet, haben wir sie bereits erörtert. Der Kampf gegen Kant hat als Angriffsbasis das erste Kapitel, worin durch eine immanente Kritik bewiesen wird, dass die formale Logik überall in die Metaphysik, ins Reale übergreifen muss. Daran schliesst sich zunächst die Widerlegung seiner Theorie vom Raum und von der Zeit (V, 2); dann die Kritik seiner Kategorienlehre (VII, 1, [13, 16, 19], XI, 12 [17]), seiner subjectivistischen Ansicht vom Zweck (VIII, 5), seiner Fassung des *principium contradictionis* (X, 3 [5]), der formalen Auffassung von der Unterordnung der Begriffe (XIII, 6 [7]) und seiner Lehre von den Urtheilsformen (XIV, 2, 4). Tr. verwirft insbesondere die Unterscheidung in analytische und synthetische Urtheile und sucht nachzuweisen, dass jedes Urtheil zugleich analytisch und synthetisch ist — jenes von Seiten der objectiven Begründung, dies, weil jede Verdeutlichung eine Erweiterung der Erkenntniss, jede Auflösung eine Construction ist. Er hatte die Unhaltbarkeit des Unterschiedes schon in Berger's Schule erkannt (Berger I, 187). Die Grundfrage Kant's, wie synthetische Urtheile *a priori* möglich sind, fällt daher in dieser Fassung fort und verwandelt sich in die allgemeine, wie Erkenntniss *a priori* möglich ist. Zum Schluss tritt Tr. Kant's subjectivistischer Auffassung des Unbedingten entgegen (XX, 2, 5). Der Kampf gegen die beim Erscheinen der 1. Auflage der L. U. herrschende Hegel'sche Schule ist eine Hauptaufgabe des Buches. Die im 2. Kapitel enthaltene immanente Kritik der dialektischen Methode prüft (1) das Princip, das voraussetzungslos sein soll und doch stillschweigend die Anschauung der räumlichen Bewegung voraussetzt, (2) die Mittel, nämlich a. die Negation, in welcher die reale und logische Seite vieldeutig vermischt und welche nicht aus dem reinen Denken, sondern aus der Anschauung realisirt wird, b. (3) die Identität, welche nichts als eine Identität der Abstraction ist und daher nicht, wie behauptet wird, das Moment des Concreten sein kann, c. den Begriff der Unmittelbarkeit, welcher unvermerkt in den des sinnlich Unmittelbaren umschlägt. Der immanente Zusammenhang des reinen Denkens wird hiernach fortwährend durch erborgte Momente der Erfahrung unterbrochen (6). Die dialektische Methode tritt mit der genetischen

überall in Widerspruch, stellt also nicht die Entwickelung der Sache dar; indem sie die Erfahrung aus sich construiren will, verhält sie sich gegen dieselbe unkritisch. (8.) Die Möglichkeit dieser Methode besteht darin, dass sie mit einer künstlichen Abstraction anfängt, welche eine Ergänzung verlangt, und letztere muss dann aus der jener Abstraction zu Grunde liegenden Anschauung genommen werden; sie thut den Schritt der Abstraction zurück und ist also rein subjectiv, die Ergänzung oft durch Ideenassociation geleitet; daher kann sie zu verschiedenen Resultaten führen. (9.) Das reine Denken ist das schaffende Denken Gottes, also für die Menschen unmöglich; das menschliche Denken als nachschaffend, setzt die Anschauung voraus und die Durchdringung des Seins mit dem Gedanken, welche aus diesem Dualismus zum Monismus führt, ist das Ziel, zu welchem die gemeinsame That des Geschlechts, der in den Wissenschaften arbeitende Gedanke der Jahrhunderte hinstrebt. Die Dialektik dagegen scheitert durchweg an den Anforderungen der empirischen Wissenschaften (11.); die Leistung entspricht der Intention nicht. Dabei bleibt die Anerkennung bestehen, „die Hegel's eindringender Schärfe, die seinem vielseitigen Geiste, die dem scharfsinnigen Blicke, mit dem er mitten aus den verworrenen Einzelheiten das Reale, das Wesen als die Seele der Sache an's Licht zu heben weiss, die seiner zergliedernden Kritik, die überhaupt der von ihm erregten Bewegung der Geister gebührt." Fast auf jedem Schritt der Untersuchungen muss Tr. Hegel entgegentreten; aber überall beruht die Widerlegung auf den allgemeinen Resultaten der im 2. Kapitel gegebenen Kritik. So wird seine Lehre von Raum und Zeit bekämpft (V, 3, 13 [14]), dabei auch die Ableitung der Dimensionen aus den Momenten des Begriffs (V, 11 [12]), die Lehre von der Materie (VI, 7), von dem Zusammenhang der extensiven und intensiven Grösse (VI, 15 [18]), die Einwendungen gegen das Kantische *a priori* (VI, 23 [26]), die Ableitung der Kategorien (VII, 1, XI, 12 [17]), die Lehre vom Umschlagen der Quantität (vergl. IX, 8 [9]) in die Qualität, wobei (VII, 8 [9]) ein gedrängter Auszug der oben erwähnten ungedruckten Kritik gegen Michelet — ohne diesen zu nennen — gegeben ist, die formale Auffassung des Zweckes (VIII, 6), die Behauptung, dass der Mensch das Allgemeine sei (XI, 8 [9]. Besonders ausführlich wird Hegels Entwickelung der Urtheilsformen (XIV, 6, 9) und der Schlussformen (XVI, 4 [5]) analysirt und widerlegt. Bei der Behandlung der Negation (X) musste besonders Rücksicht auf Hegel genommen werden und bei der Darstellung der genetischen Methode wird (XVII, 7) endlich genau gezeigt, wie sie das gerade Gegentheil der Dialektik ist. An die Kritik von Hegel schliesst sich die von Weisse und J. H. Fichte (II, 11) an, deren Ansichten über Raum und Zeit ausserdem (V, 4, 5) besonders geprüft werden. Die Ansicht Fichte's, dass die Wechselwirkung die dialektische Bezüglichkeit der Ursache und Wirkung sei, wird (VII, 11 [13]) widerlegt. Gegen Herbart's Rea-

lismus nimmt Tr. bei der Lehre von Raum und Zeit Stellung. Er war zum Studium Herbart's schon früh durch Brandis angeregt, welcher mit jenem zu der Zeit, da dessen Metaphysik erschien, verkehrte, und mit ihm im Jahre 1829 die Grundzüge seines Systems mündlich discutirte. Der Kritik, die Brandis 1829 und 1831 in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung über Herbart veröffentlichte, schloss sich Tr. im Princip an. Er vermisste bei Herbart mit Brandis den Uebergang vom starren Sein zum Werden. (Vergl. Tr.: Zur Erinnerung an Chr. Aug. Brandis, S. 17.) Als Tr. Herbart's Metaphysik kennen lernte, war er gerade mit der philosophischen Begründung der Mathematik beschäftigt, und er empfand es als Nothwendigkeit, sich mit der dem Platonismus durchaus widerstrebenden Synechologie auseinanderzusetzen. Dieser Anknüpfungspunkt wird in den L. U. (V, 6) angedeutet. Es wird dort, um Herbart's Lehre von Raum und Zeit zu widerlegen, seine ganze Metaphysik geprüft und überall jener Grundmangel nachgewiesen. Der Begriff der absoluten Position ist nicht haltbar (a). Die in den Erfahrungsbegriffen gefundenen Widersprüche gehen nur daraus hervor, weil alles nach dem abstracten Gesetz der Identität gemessen wird (b). Die Methode der Beziehungen hebt die Widersprüche nicht, da der Begriff des „Zusammen" die Bewegung voraussetzt — das lebendige Widerspiel der todten Identität (c). Dadurch fällt denn auch die Ansicht, dass Bewegung, Raum und Zeit objectiver Schein seien, indem sich bei der abstracten Construction immer schon die Anschauungen derselben unterschieben. Ebenso zeigt Tr. (VI, 6 [7]), dass auch in Herbart's Construction der Materie die Bewegung stillschweigend die eigentliche Macht ist. Wie Herbart's Lehre von der zufälligen Ansicht behandelt wird, ist oben gezeigt.

Die erste Auflage der L. U. ist Karl Ferd. Becker gewidmet. Sein Verdienst um die organische Auffassung der Syntax wird bei der Besprechung der Kategorien (VII, 15 [20]) hervorgehoben. Dort wird überhaupt der Zusammenhang zwischen Logik und Grammatik erörtert, also bei derselben Gelegenheit, wo er Tr. in seinem Entwickelungsgange zuerst entgegengetreten war. In der 2. Aufl. ist am Schluss dieses Abschnitts die Sprache als psychologische Grundlage der Logik hingestellt, zugleich aber auch darauf aufmerksam gemacht, dass dies Verhältniss in der Logik nicht zu erörtern ist. Die Grenzen zwischen Grammatik und Logik wahrt Tr. in derselben Auflage [XVI, 4] gegen Ueberweg's Versuch, die grammatischen Satzverhältnisse in die Logik aufzunehmen. Das adverbiale und attributive Verhältniss, welche so neben das prädicative treten würden, finden nach Tr. ihre Erklärung in den realen Kategorien; das Urtheil umfasst immer nur Subject und Prädicat, welche durch jene Verhältnisse modificirt erscheinen.*)

*) Es ist consequent, den Satz auch in der Sprache so aufzufassen, so dass dadurch dieser von Tr. aufgestellte Unterschied zwischen Grammatik und Logik wegfällt.

Die Neigung der Philosophen zum Etymologisiren (V, 10 [11]) leitet er aus dem Drange ab, „die eigene Vorstellung an dem in der Sprache niedergelegten Bewusstsein eines Volkes, also das Einzelne an einem umfassenderen Allgemeinen zu bewähren.“ (Siehe oben S. 57.) Die philosophischen Etymologien könnten zwar fast zum Sprichwort für einen Irrthum werden, aber er knüpft nur an allgemeine Ergebnisse der Sprachforschung an, welche rein aus der Sprache, unabhängig von vorgefassten philosophischen Ansichten abgeleitet sind. So ist das Verhältniss von Raum, Zeit, Bewegung und Producten der Bewegung in der Etymologie der Sprache abgebildet. Was Tr. (V, 10 [11]) hierüber sagt, schliesst sich an die oben aus der Recension eines Becker'schen Buches angeführten Gedanken an. Bei der Bearbeitung der Kategorienlehre hat die grammatische Theorie Becker's in der That auch, nachdem die sachliche Ableitung gefunden war, immer als Correctiv gedient (s. oben S. 71). Tr. deutet (VII, 15 [20]) zunächst im Allgemeinen an, dass sich seine Lehre „in einer genauen Verwandtschaft“ mit der Theorie Becker's entwickelt hat. Allein es stellt sich eine wichtige Differenz heraus. Indem Becker die Beziehungen in objective und subjective unterschied, d. h. in Beziehungen der Begriffe auf einander und in Beziehungen der Begriffe auf den Sprechenden, hatte sich gezeigt, dass die Verhältnisse des Raumes und der Zeit von der Sprache ebenso sehr objectiv als subjectiv ausgedrückt werden; dies stimmte mit Tr.'s Untersuchungen überein. Dagegen bezeichnete Becker die Grössenverhältnisse der Dinge: Zahl und Menge, und die der Thätigkeit: Intensität und Frequenz, ausschliessend als subjective Beziehungen. Er stimmt also mit Aristoteles in einem Punkte überein, wo Tr. diesen bekämpft. (Oben S. 113). Tr. giebt zwar zu, dass eine solche Auffassung in der ursprünglich subjectivirenden Sprache möglich wäre; er zeigt aber, dass in Wirklichkeit dies nicht der Fall ist. Er fordert daher die Grammatik auf, diesen scheinbaren Zwiespalt mit der Logik zu tilgen. In Bezug auf die Qualität hebt er (VII, 8) hervor, wie die moderne Grammatik im Einklang mit Aristoteles den grammatischen Ausdruck derselben, das Adjectiv, nach Form und Bedeutung dem Verbum näher gerückt. Becker nennt ebenfalls die Eigenschaften „an den Dingen haftende Thätigkeiten“. Tr. führt die Kategorien ähnlich wie Aristoteles bei einer gelegentlichen Aufzählung nicht immer in derselben Reihenfolge, auch nicht immer vollständig auf. „Den Einblick in die verständlich gewordene Entstehung zieht er dabei dem Reize der Symmetrie und dem gefälligen Ueberblick vor.“ *)

*) Er meint hiermit, wie er hinzusetzt, ein „vorgefasstes symmetrisches Gesetz“, wie bei Kant und Hegel. Der aus der Entstehung folgende Ueberblick, den wir oben gegeben, hat damit nichts zu thun. Er realisirt nur einen Gesch. der Kat. S. 376 ausgesprochenen Gedanken Tr.'s, dass der Mangel an Abgeschlossenheit der Deduction und Symmetrie der Eintheilung nur scheinbar ist und sich leicht ersetzen lässt.

In einem Zusatz der 2. Aufl. [XI, 19], wo er dies bemerklich macht, beruft er sich darauf, dass es „in den verwandten grammatischen acht Redetheilen auch keine solche Façade der Begriffe giebt". Man sieht, dass er die von Aristoteles geahnte Verwandtschaft der Kategorien mit den Redetheilen offenbar im Anschluss an Becker's Entwickelung festhält. Schwieriger ist es, im Einzelnen zu entscheiden, wie diese Verwandtschaft zu denken. Nach Becker werden die Beziehungen der Begriffe durch Flexion und Formwörter ausgedrückt. Die Formen der acht Redetheile bezeichnen an diesen den Ausdruck von Beziehungen. Der Inhalt ist immer eine Thätigkeit oder ein davon abgeleitetes Sein. Dies ist offenbar auch die Grundanschauung bei Tr. „Unter den Formwörtern nimmt nun das Pronomen die erste Stelle ein; kein anderes Formwort drückt so vollkommen die Beziehung als blosse Beziehung aus ..." (Organism § 51). In allen anderen Wörtern sowie auch in den Flexionssilben tritt der Begriff der Beziehung zu dem eines realen Inhalts, wobei nur in Bezug auf die Quantitätsverhältnisse eben die erwähnte Differenz zwischen Becker und Tr. Statt findet. Sonach scheinen — wenn man von den Flexionssilben absieht — die acht Redetheile in folgender Weise den Kategorien Tr.'s zu entsprechen:

Causalität — Verb
Relation — Pronomen
Substanz — Substantiv
Qualität — Adjectiv Quantität — Zahlwort
Wechselwirkung — Präposition — Maass
Adverb
Conjunction.

Bei den modalen Kategorien wird (XIII, 11 [18] im Anschluss an Becker gezeigt, wie die Sprache feinsinnig die reale und logische Seite derselben unterscheidet. In der Theorie des Urtheils und Begriffs nimmt Tr. überall auf Becker Rücksicht; besonders wird der Zusammenhang des hypothetischen und Zweckurtheils wie bei Becker bestimmt (XIV, 4). Becker arbeitete gerade an einer 2. Auflage des Organism, als die 1. Auflage der L. U. erschien. Die logische Durcharbeitung, wodurch sich jene neue Auflage auszeichnet, geht überall von Tr.'s Ansichten aus, wie sich besonders § 25 und § 26 klar zeigt. Nur seine Auffassung der Quantität konnte er nicht aufgeben; er vertheidigt sie, ohne Tr. zu nennen, gegen dessen Einwürfe (S. 172). Allerdings schliesst er sich in der Ableitung aus der Bewegung an Tr. an; allein er nimmt Zeit und Raum selbst und daher auch die Quantität in der Weise wie Tr. die modalen Kategorien, als Beziehungen realer Verhältnisse zum Sprechenden. Tr. wurde durch seine Deduction nicht überzeugt, die besonders darin ihre Schwäche hat, dass Becker die Qualität nur empirisch fasst. Daher ist der gegen Becker gerichtete Abschnitt in der 2. und 3. Aufl. der L. U. unverändert stehen geblieben. Wir können hier auf die wichtige Umgestaltung des

Organism nicht näher eingehen. Es genüge, den Einfluss der L. U. mit Becker's eigenen Worten zu charakterisiren. Becker schreibt in einem Briefe vom 19. Nov. 1840: „Ich habe Deine log. Unters. durchgelesen und werde sie noch einmal durchlesen. Durch sie sind mir manche Verhältnisse in der logischen Entwickelung der Sprache klarer geworden, und ich bin durch sie zugleich angeregt worden, in manche Verhältnisse tiefer einzudringen. Ich sehe es als ein glückliches Ereigniss an, dass Deine L. U. mir gerade in diesem Augenblick entgegenkommen, da ich mit der Bearbeitung des Organism beschäftigt bin. Wenn mich nicht alles täuscht, so wird sich in dem Organism das ganze System in bedeutendem Fortschritte der Entwickelung und Reife darstellen."

Es war natürlich, dass nur Wenige in gleicher Weise auf die L. U. eingehen konnten, wie Becker. Es erschienen zuerst kürzere wenig bedeutende Anzeigen des Buches in verschiedenen Zeitschriften, worin nur die äusserliche Seite, der classische Stil, die anschauliche Darstellung, die Gründlichkeit in den kritischen und naturwissenschaftlichen Partien hervorgehoben wurde. In einer solchen Anzeige (Berliner Literarische Zeitung 1841, 7. April) wurde das Ganze als eine Vermittelung Schelling's und Hegel's mit Kant angesehen. Von Seite der Hegel'schen Schule sprach Ruge in den Hallischen Jahrbüchern 1841 II. S. 33 ff. ein wegwerfendes vornehmes Verdammungsurtheil über das Buch aus. Tr. wies diese Art der Kritik in einem kurzen Artikel im Hamburger Correspondenten 10. Aug. 1841 zurück. Die erste ausführliche Besprechung erschien in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1841 No. 116 ff. unterzeichnet P. K. Sie ist von Dr. Kopp aus Hanau, der sich im Sommer desselben Jahres noch in Berlin aufhielt, um Tr. zu hören. Man sieht, dass er sich in die Ansicht des Meisters mit Liebe und doch mit selbständiger Kritik vertieft hat. Er nennt das Buch ein Werk der kritischen Philosophie, wenn auch abweichend von dem Kriticismus Kant's. Leider behandelt der Artikel, aus dem Tr. manche Bemerkungen bei der 2. Aufl. der L. U. berücksichtigt hat, nur den ersten Band. Kopp starb, ehe er die Fortsetzung geben konnte, die das Urtheil über das Ganze sicher von vornherein sehr geklärt hätte. Denn die nun folgenden ausführlichen Recensionen gingen fast alle davon aus, dass das Buch nur einzelne Untersuchungen, kein abgeschlossenes Ganzes enthalte. Nur Heinr. Ritter (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1842, 16. Nov.) sah in den Untersuchungen ein System angelegt, was Tr. in der Vorrede zur 2. Aufl. dankbar anerkennt. Aber auch er erkennt den Zusammenhang nur unvollkommen. So tadelt er, dass der Parallelismus zwischen den Formen des Seins und des Denkens nicht durchgeführt ist, und schliesst daraus, Tr. habe die Kategorien nicht mit derselben Sorgfalt bearbeitet, wie die übrigen Theile der Untersuchungen, die er als besonnen, scharfsinnig und in die Tiefe dringend bezeichnet. Wie wenig ihm die Methode Tr.'s klar geworden, sieht man daraus, dass er verlangt, derselbe

hätte erst den Idealismus (in Kant's Sinne) zurückweisen und die Natur des Beweises darlegen müssen. Tr. hat wahrscheinlich auf Grund der Bemerkungen Ritter's das Kapitel über Realismus und Idealismus in der 2. Aufl. hinzugefügt, aber — wie es nicht anders sein konnte — am Schluss, nicht zu Anfang.

Wenn Tr. als Aufgabe der Logik bezeichnet, den Gegensatz zwischen Denken und Sein zu vermitteln, so findet Ritter dies zu eng, weil hier das Sein nur als das äussere Object aufgefasst sei. Tr. hat in der 2. Aufl. (Bd. I. S. 132) dies Missverständniss durch eine Bemerkung für die Zukunft unmöglich gemacht. Mit dem Princip der Bewegung konnte sich Ritter seiner eigenen philosophischen Stellung gemäss nicht befreunden. Wenn Tr. sie eine einfache Thätigkeit nennt, so meint er, dies könne nur bedeuten, dass der Begriff der Bewegung weder Inhalt, noch Umfang habe, was doch nicht der Fall sei. Als höheren Begriff der Bewegung setzt er nach Tr.'s eigenen Worten den der Thätigkeit. Auch hiergegen ist in der 2. Aufl. der L. U. eine vorläufige Bemerkung eingeschaltet (1. Bd. S. 150). Den Sinn der constructiven Bewegung hat Ritter durchaus nicht verstanden, da er die geistige Bewegung nur metaphorisch räumlich genannt glaubt. Die Hauptdifferenz, woraus sich auch dies erklärt, betrifft aber den Begriff der Substanz. Ritter setzt diese der Bewegung gegenüber als selbständig, als das Bewegende oder das Bewegte, und spricht daher seine Verwunderung darüber aus, dass Tr. jedes ruhende Erzeugniss, wie die mathematische Figur, als Substanz ansehe. Um seine Ansicht deutlicher zu machen, zeigt Tr. in der 2. Aufl. (1. Bd. S. 341), dass es einzelne absolut selbständige Substanzen nicht giebt. Viel einseitiger als Ritter beurtheilte Ernst Reinhold die L. U. in zwei langen Artikeln der Neuen Jenaischen Allgemeinen Litt. Z. (27. Aug. 1842 und 18. Jan. 1843.) Er schulmeistert Tr. mit weitläufigen Anführungen aus seiner eigenen Logik, die in den L. U. wegen ihres Bestrebens, die Grammatik zu erklären, anerkennend erwähnt war. Von vorn herein steht es ihm fest, dass Raum und Zeit nicht durch die Bewegung sein können; daher fällt mit der „seltsamen Grundhypothese" die ganze Ausführung Tr.'s. Die constructive Bewegung, die Bewegung der Vorstellung, ist vielmehr nur Vorstellung der Bewegung; es ist ein Truggebilde der Phantasie, wenn man die Kategorien aus einer schöpferischen That erzeugen will. Indem er die Synonymik seines Vaters gegen dessen Schüler anwendet, verkennt er sogar die gemeinsame Grundansicht ganz. Bald schilt er ihn apriorisch, bald empirisch, findet aber schliesslich sein Streben schätzbar — *in magnis et voluisse sat est* — und erkennt an, „dass das Werk durch die Veranschaulichung eines eigenthümlichen Abweges, vor dem die transcendentale Forschung sich zu hüten hat, eine nicht abzustreitende Bedeutung besitzt." Welche Stellung Tr. im Verhältniss zur Entwickelung der deutschen Philosophie einnehme, suchte Weisse in einer Recension in der Fichte'schen Zeitschrift 1842, S. 264 ff.

nachzuweisen. Als Aufgabe der Philosophie seit Kant gilt ihm die transcendentale Untersuchung, d. h. die Untersuchung des vor aller Erfahrung dem erkennenden Geiste innewohnenden, sein Wesen, seine Natur ausmachenden Inhalts. Dieser Aufgabe widersetzt sich der Dogmatismus, der beim Forschen von Hypothesen ausgeht, statt sie — wie schon Plato fordert — auf etwas nicht mehr Hypothetisches, schlechthin Gewisses zurückzuführen. Der Gipfel dieses Dogmatismus ist die monadologische Hypothese Herbart's, die gegen die einseitige Dialektik ein heilsames Gegengewicht bildet. Da nun das Princip der Bewegung eine Hypothese ist, so ist Tr.'s Ansicht Dogmatismus. Hier wird also jenes ἀνυπόθετον des Plato, wovon Tr. bei der Auffindung seines Princips ausgegangen war, gegen ihn gekehrt, freilich in einem andern Sinne, als es bei Plato hat, der darunter das der Sache nach Voraussetzungslose versteht. Weisse greift aber den Platonischen Grundsatz an, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde, freilich in der rohen Form des Empedokles, indem er behauptet, dem Denken sei hiernach das äusserlich Reale bekannter, als es sich selbst, so dass es sich nur durch Vergleichung mit diesem äusserlich Realen kennen zu lernen vermöge — offenbar genau das Gegentheil von dem, was Tr. aus der apriorischen Bewegung ableitet. Die Gleichartigkeit der innern und äussern Bewegung sieht er als Identität beider an, wogegen sich Tr. genügend verwahrt hatte. Allerdings erklärt Weisse die reine Bewegung Tr.'s als eine blosse Abstraction von der körperlichen; die Construction mathematischer Gebilde ist nur eine Fiction. Es fehlt dem Begriff der Bewegung bei Tr. eben nach Weisse's Meinung die dialektische Entwickelung, wonach sie die Wahrheit von Raum und Zeit und in dieser Trias das Urphänomen ist. Dies sein eigenes Princip hindert ihn vollständig, Tr.'s Gedankengang, insbesondere über das Verhältniss der Bewegung zum Zweck und über die logische Rolle der Kategorien zu verstehen. Merkwürdig ist, dass er in der Ausführung und sogar in dem Styl der L. U. eine „auffallend französische Haltung und Teintüre" findet. Er will damit dem Verf. nicht ächte deutsche Gründlichkeit absprechen, „wenigstens sofern bei Gegenständen solcher Art die Gründlichkeit der Behandlung von dem eigentlich speculativen Tiefsinn noch unterschieden werden kann." Mit Weisse's Recension verwandt ist die von Fichte selbst in seiner Zeitschrift 1843, XI, S. 44 ff., wieder aufgenommen in seiner speculativen Theologie 1846. Insbesondere aber vertritt Fichte Tr. gegenüber die Erkennbarkeit des Absoluten. Er behauptet, da Tr. die Kategorie der Causalität auf letzteres anwende, so müsse er auch die übrigen anwenden. Alle genannten Recensenten stimmten übrigens in einem Punkte überein; sie erkannten an, dass Tr. Hegel's Dialektik vollständig widerlegt habe. Ritter, der einst in Berlin unter der Uebermacht der Hegel'schen Schule gelitten hatte, meinte nur, die Polemik gegen Hegel sei zu weit ausgesponnen, da sie mehr

von localem Interesse sei. Weisse sagt: „Referent kennt unter den bisher erschienenen Kritiken der Hegel'schen Philosophie keine, die so hellen Blicks und so festen Schritts auf das Ziel losgegangen wäre, welches doch jede Kritik, die das System nicht im Einzelnen an der Beschaffenheit seiner Resultate, sondern im Ganzen und Grossen an der Folgerichtigkeit und Gründlichkeit seines wissenschaftlichen Thuns richten will, sich vor Augen halten muss; keine, die, obgleich die Voraussetzungen des Systems ihrerseits nicht theilend, vielmehr ihrerseits von einem durchaus exoterischen Standpunkt aus entworfen, doch so entschieden das System in seinem Mittelpunkte ergriffen und seine Widerlegung aus ihm selbst heraus vollzogen hätte." Doch behauptet er, Tr. habe nur Hegel's „Begriff" der Methode, nicht die dialektische Methode selbst widerlegt, insbesondere nicht in der Form, wie Weisse selbst sie durch die „speculative Anschauung" ergänzt. Tr. hatte gegen diese vermeintliche Vervollkommnung der Methode in den L. U. (II, 7) sich einfach der Kritik Schaller's angeschlossen. Er hat es in der 2. Aufl. ebenfalls dabei bewenden lassen. Wie Weisse und Fichte war auch Wirth von der Hegel'schen Dialektik ausgegangen; er befand sich damals gerade in einer inneren Krisis, welche durch die L. U. entschieden gefördert wurde. Nachdem in der Hegel'schen Schule selbst besonders durch Strauss die Positivität der Hegel'schen Religionsphilosophie aufgehoben war, erkannte Wirth, von Schleiermacher's Ideen angeregt, die Nothwendigkeit, auch gegen Hegel's praktische Philosophie in negativer Weise vorzugehen. Es fragte sich nun, ob ein Stamm gesund sein könne, der krankhafte Aeste getrieben? Und so hielt er es für eine nothwendige Consequenz, dass auch Hegel's Logik selbst umgestaltet werde. Daher war ihm Tr.'s Polemik gegen Hegel sehr erwünscht und bestärkte ihn in der eigenen Richtung. Er sprach sich in einer Recension der L. U. in den deutschen Jahrbüchern 1842 S. 82 ff. nur über das aus, was ihn an dem Buche interessirte, nämlich über die darin enthaltene Lehre von den Denkformen, das eigentlich Logische. Da er den Zusammenhang dieser Lehre mit dem Ganzen nicht berücksichtigte, erscheint ihm die Form der Untersuchungen „atomistisch". Aber treffend findet er das Meiste, was gegen Hegel's Construction der Urtheils- und Schlussformen vorgebracht ist. Nur ist Tr. nach seiner Meinung zu weit gegangen. Er hat das eigentlich Speculative in Hegel's Darstellung misskannt und angegriffen. Wenn sich Gedankenform und Objectivität nur entsprechen sollen, so ist diese Vorstellung kein Fortschritt über Hegel, sondern ein Rückschritt in einen längst antiquirten Standpunkt. Die Logik, das ist nach Wirth die Aufgabe, „muss als Wissenschaftslehre im eigentlichen Sinne begriffen und ihre Aufgabe darein gesetzt werden, das Denken darzustellen, wie es sich durch die verschiedenen Stufen hindurch, in welchen die logische Form und der gegenständliche Inhalt auseinanderfallen und selbst in Gegensatz treten, zur Identität beider be-

wegt und so wahres Wissen wird. Von dieser allein wahren Auffassung der Logik aus werden eben so die längst bekannten Denkformen ihre einfache Deutung erhalten, als neue, nämlich die wahrhaften wissenschaftlichen Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Beweise erst entdeckt oder zum Bewusstsein gebracht werden." Von dem noch embryonischen Standpunkt dieser Logik der Zukunft aus weist Wirth dann Tr.'s eigene Constructionen theils zurück, theils findet er darin tiefe Ahnungen. „Ist er auch nicht in das Centrum des Wissens eingedrungen, so streift er doch vielfach an dasselbe und bewegt sich jedenfalls mit Glück in der Peripherie." Die Wirkung der L. U. war im Allgemeinen so, wie sie sich in den angeführten Recensionen abspiegelt. Die gründliche und gediegene Einzelforschung wirkte nach den verschiedensten Seiten anregend; aber epochemachend erschien das Buch sofort durch die Polemik gegen Hegel. Die Hegel'sche Schule konnte einen solchen Gegner nicht lange ignoriren. Erdmann, der Tr. am nächsten stand, berücksichtigte in seinem „Grundriss der Logik und Metaphysik" (1841) stillschweigend die gemachten Einwendungen, indem er dieselben besonders durch eine geschickte Umformung des Ausdrucks abzustumpfen suchte. Noch grössere Neuerungen nahm Werder in seinem ebenfalls 1841 erschienenen Werke „Logik als Commentar und Ergänzung zu Hegel's Wissenschaft der Logik" vor. Auch er nannte Tr. nicht; aber er bezeichnete die Gegner des Systems als des „Herrn härtestes Kreuz" und die, welche sich in den vom reinen Denken erzeugten Begriff Gottes nicht finden könnten, als „Gottes grössestes Leiden, eine Passion, deren Reflex die Passionsgeschichte ist". Im Oct. 1841 trat endlich Hegel's Nachfolger Gabler für die Dialektik in die Schranken. Es erschien von ihm ein „erster Artikel" gegen die L. U. in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik No. 65 ff. Gabler erkennt zunächst an, dass den L. U. ihr Ruf bereits unter den bedeutendsten und wichtigsten Erscheinungen unserer gegenwärtigen philosophischen Literatur ihren Platz angewiesen habe. Er freut sich, in dem Werke viel mit Hegel Uebereinstimmendes gefunden zu haben, was er z. Th. von der gemeinsamen aristotelischen Wurzel ableitet. Die Differenz dagegen beruht nach seiner Ansicht auf Verkennung. Die Philosophie Hegel's soll gegen den neuen Angriff eine „ihm gewachsene, bisher vielleicht noch mehr oder minder verborgen gebliebene Seite" hervorkehren. Sehr sachgemäss verspricht er daher zuerst den Gang der L. U. darzulegen, dabei die Kritik des Hegel'schen Systems zu prüfen und endlich die Philosophie Tr.'s selbst zu widerlegen. Nur führt er leider diesen Plan nicht aus, sondern bleibt bei einigen vorläufigen Bemerkungen stehen. Er erklärt nämlich, auch das reine Denken sei nach Hegel's Meinung ein Nachdenken der göttlichen Gedanken und habe das ganze Aposteriorische schon im Leibe. Von den drei Stufen des Denkens: Erfahrung, Reflexion mit dem gegebenen Inhalt der Erfahrung, und absoluter Reflexion,

wo der Geist sich besinnt, dass er alles, was die Erfahrung gibt, schon in sich hat und der Erfahrung nicht mehr bedarf, ist Tr. auf der zweiten stehen geblieben. Darum reichen seine Kategorien auch nicht an das Unbedingte. Und nun verliert sich die Besprechung in eine Kritik des letzten Kapitels der L. U., die wir übergehen, da sie den Sinn desselben fast in allen Punkten verfehlt. Tr. antwortete in der Neuen Jenaischen Literaturzeitung April 1842 No. 97 ff. in einem Artikel mit der Ueberschrift: „Die logische Frage in Hegel's System. Eine Aufforderung zu ihrer wissenschaftlichen Erledigung." Er weist zuerst auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Kampfes hin und zeigt, dass die Frage nach der Gültigkeit der Methode die Grundfrage für das ganze System ist; denn die Dialektik schafft darin Form und Inhalt. Er schildert darauf die begonnene Auflösung der Hegel'schen Schule — dieselbe geht daraus hervor, dass die Methode bei der Durchführung in den einzelnen Disciplinen scheitert, dass sie sich z. Th. wie bei Weisse und Fichte gegen die Resultate Hegel's wendet, dass sie von anderen, wie Erdmann, Werder, Strauss modificirt wird und dass sie endlich, besonders in der Religionsphilosophie, entgegengesetzten Ansichten zugleich zur Begründung dient. Er recapitulirt dann die in den L. U. gemachten Einwendungen, behauptet, dass sie durch Erdmann's und Werder's neue Fassung der Logik in Nichts entkräftet sind, und fordert auf, sie zu widerlegen, indem er darauf hinweist, dass Gabler's Berufung auf die Verdauung des Aposteriorischen in der Phänomenologie keineswegs erklärt, wie die Erfahrung mit dem reinen Denken vermittelt ist. Er präcisirt also schliesslich die Frage: „Ist Hegel's dialektische Methode des Denkens ein wissenschaftliches Verfahren, d. h. in sich nothwendig und allgemein?" Nach den geführten Untersuchungen muss er sie verneinen: sie ist keine „absolute Reflexion", wie Gabler geltend gemacht hatte, sondern eine relative, die nur ihre Ansprüche überspannt, indem sie sich mit dem absoluten Denken identificirt. Im November 1842 brachten darauf die Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik einen zweiten Artikel von Gabler — ein merkwürdiges Document von der Auflösung der Hegel'schen Schule. Er beginnt mit der Erzählung von einem Taschenspieler, der sich anheischig macht, den Rheinfall auf das Signal eines Pistolenschusses in eine Dose zu versetzen. Der Pistolenschuss fällt und das Publicum ist überzeugt, dass nun der Rheinfall verschwunden ist. Der Rheinfall ist die Hegel'sche Philosophie, der Pistolenschuss sind die L. U. Der Artikel in der Jen. Litt. Zeit. hat der „schon vorher verurtheilten, gebrandmarkten und gerichteten Philosophie nun auch auf philosophischem Wege den Gnadenstoss gegeben". Dann wird die Bedeutung des Kampfes für die Welt und insbesondere für Berlin weitläufig ausgemalt, wobei die merkwürdige Erklärung unterläuft, dass es sich jetzt nur noch um die Wahl zwischen Hegel's und Trendelenburg's System handle. Gabler sieht für sich eine ehrenvolle Niederlage voraus, weil sein

Gegner an der Spitze eines neuen philosophischen Zeitalters steht und „mit einer grossen und gewaltigen, von den verschiedensten Seiten her zusammengesetzten Gegnerschaft im festgeschlossenen und mächtigen Bunde“ ist. Sogar im geselligen Verkehr gerathen schon die Leute in „einige Verlegenheit ihres Benehmens“ gegen einen Hegelianer, da sie sich innerlich sagen: „Seht da, das ist auch einer von den jetzt Verworfenen, von den nichts mehr Geltenden!“ Und an dieser Ungunst sind die Junghegelianer mit ihren destructiven Tendenzen schuld, gegen die G. seinen ganzen Ingrimm ausschüttet. Er fragt sie, ob sie nicht sehen, dass auch ihre Existenz auf dem Spiele steht, wenn sie die logische Frage für gering ansehen. Indem er nun auf die letztere eingehen will, behauptet er, wenn man ein System stürzen wolle, müsse man 1) wissen, was die Grundaufgabe der Philosophie selbst, ihr zu lösendes Problem sei, 2) untersuchen, wie sich diese in dem System gelöst finde, 3) beweisen, dass die Lösung keine wirkliche, der Aufgabe entsprechende ist. Er untersucht also zuerst, ob Tr. der ersten Aufgabe genüge, und vermisst die Klarheit in dem Begriffe der Erkenntniss aus dem Ganzen, worin nach Tr. das Wesen der Philosophie bestehen soll. In Bezug auf den zweiten Punkt erklärt er, dass nicht die Methode das Wesen der Hegel'schen Philosophie ausmache. Insbesondere betont er noch einmal, dass das reine Denken nicht, wie Tr. gesagt, die „Selbsterzeugung des Seins“, sondern die „Selbstwiedererzeugung des Gedankens des Seins“ sei. Und nun kommt er ganz von der Sache ab, erörtert die Frage nach der Erkenntniss des Absoluten, spricht sich weitläufig darüber aus, dass das Denken früher als das Sein ist, worin Tr. Hegel ja natürlich nicht angreift. Alles ist in trübem persönlichen Tone gehalten. Hatte Tr. in Bezug auf das Hegel'sche System gesagt, „wer die Grösse und Mühe dieses aus einem Gedanken entworfenen Baues geschaut habe, werde sich nur dann zu tadeln entschliessen, wenn ihn die gewonnene Einsicht treibe, die hereinströmende Menge auf den schwankenden Grund aufmerksam zu machen“, so ruft Gabler aus: „Verschliesst doch die Thüren unserer Hörsäle.“ Verlangt Tr. freie Untersuchung der „Sache“, so erwidert Gabler: „Top! Eingeschlagen! Wir athmen frei auf, wenn nichts anders dahinter steckt.“ Auf diesen ehrenrührigen Artikel, den Gabler mit dem ersten zusammen als besonderes Buch herausgab, erklärte Tr. zunächst seinen Austritt aus der Societät für wissenschaftliche Kritik, indem er das Anerbieten v. Henning's, in den Jahrbüchern zu antworten, ausschlug. Er schrieb einen zweiten Gegenartikel in der Neuen Jen. Litt. Zeitung. Zunächst referirt er über neue Symptome der Auflösung der Hegel'schen Dialektik; dann beweist er gegen Gabler, dass die Methode in der That nach Hegel's Ansichten das Wesen seiner Philosophie ausmacht, und dass Gabler selbst früher das „reine Denken“ proclamirt hatte. Die neue Fassung des letztern ändert nichts an seinen Einwürfen. Am Schluss zeigt er, dass Gabler

die L. U. gar nicht ganz gelesen oder doch gar nicht verstanden haben kann, und erklärt seine angegriffene Vorstellung von dem Wesen der Philosophie und der Logik genauer. Aus dieser Erklärung geht hervor, dass das 1. Kapitel in der 2. Aufl. der L. U. auf Veranlassung der Bemängelungen Gabler's hinzugefügt ist. Gleich zu Anfang des Artikels weist übrigens Tr. die Angriffe auf seinen Charakter zurück. Er erinnert daran, wie er von Anfang an der Hegel'schen Schule und einst Hegel selbst gegenüber getreten, erklärt sich offen für die unbedingte Freiheit der Wissenschaft, und verwahrt sich dagegen, dass die lange protegirte philosophische Partei jetzt als Märtyrer der Freiheit auftrete. „Und jene Sprache, sagt er, ziemt am wenigsten der Hegel'schen Philosophie. Sie hatte lange Jahre günstiges Fahrwasser, während wir andern vom Winde der öffentlichen Meinung verschlagen wurden. Jeder Schiffer, der einmal einen stürmischen Tag hat, ist kühner als sie. Aber er weiss, wohin er steuert.“ Auch Tr. liess die beiden Artikel zusammendrucken unter dem Titel: „Die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. 1843.“ Die Einwendungen gegen die dialektische Methode waren unwiderlegt und sind es geblieben.

Die preussische Akademie der Wissenschaften hatte besonders unter Schleiermacher's Einfluss die sich einander drängenden Systeme der Nachkantischen Philosophie von sich fern gehalten, weil dieselben der exacten Grundlage der Forschung entbehrten. Es war folgerecht, dass sie Tr. als erfolgreichen Bekämpfer jener Richtung, der Schleiermacher's historische Bestrebungen fortsetzte, in ihre Mitte aufnahm. Dies geschah 1846. Tr. hielt bei seiner Einführung am 1. Juli folgende — in dem Monatsberichte der Akademie nur in ganz kurzem Auszuge wiedergegebene — Ansprache:*)

„Voll Dank für die ehrende Wahl, die mich berief und die huldvolle Bestätigung, die ihr geltende Kraft gab, freue ich mich der glücklichen Vorbedeutung, dass ich in diese Versammlung an dem Stiftungsfeste der Akademie, an Leibnitzens Ehrentage öffentlich eintrete. Leibnitzens Geist, der die entgegengesetztesten Enden der Wissenschaften zusammenfasste und in die Tiefe ihres Ursprungs verfolgte, Leibnitzens Name bürgt dafür, dass trotz jener alten eifersüchtigen Fehden zwischen den einzelnen Disciplinen und der Philosophie, zwischen dem Allgemeinen und dem Detail in der Erkenntniss, in der Akademie, welche sein Gedächtniss dankbar feiert, das philosophische Element, für das ich thätig sein soll, seine bescheidene Stelle finde. Nach der Stiftungsurkunde vom Jahre 1700 soll die Akademie eine „teutsch gesinnte Societät der Scienzien“ sein; aber die deutsche Philosophie bezeichnet den deutschen Geist nicht minder eigenthümlich, als die deutsche Literatur und Poesie und wird ihm einst in der Geschichte zum Zeugen werden, dass er, mehr als andere Völker, mitten in der regen Arbeit für die Mannigfaltigkeit der Erfahrung und der Erkenntnisse die Einheit ihres Wesens

*) Die Erwiderungsrede, von Boeckh gehalten, ist in dessen Kl. Schr. Bd. II. S. 351 ff. abgedruckt.

suchte. Wo die Poesie national bleibt und das Volksthümliche ausprägt, soll die Wissenschaft und also auch die Philosophie durch die gemeinsame Welt der Sache die getrennten Völker verknüpfen; und die deutsche Philosophie, in Leibnitz einst mit den Cartesianern Frankreichs, mit Spinoza dem Holländer, mit Locke, dem Britten, in lebhafter Berührung, wird erst dann ihre Probe bestehen, wenn sie aus eigener Kraft offenbart, dass sie nicht eine nationale Phantasie ist, wie ihre Gegner wol meinen, sondern, durch die Wahrheit der Sache anerkannt, zu einem Gemeingut der Völker wird, wenn sie auch ihrestheils den Friedensberuf der Wissenschaften erfüllt und mehr als in Handel und Wandel durch geistigen Verkehr die Völker mit einander verständigt. Schon ist diese Zeit gekommen und die fremden Völker sind bis über das Weltmeer hinaus auf das aufmerksam, was Deutschland auf dem Boden der philosophischen Wissenschaft hervorgebracht hat. Der Akademie ist es mit der deutschen Philosophie eigen gegangen. Während ihr einst *La Metrie* mit seiner französischen Weisheit „der Mensch eine Maschine, der Mensch eine Pflanze" ohne ihren Willen gegeben ward, wurde weder Fichte, der deutsche Charakter, noch der kunstverständige Solger der ihrige, noch Hegel, der, wie man auch sonst zu urtheilen genöthigt sei, noch heute in der deutschen Philosophie gährt und geistet. Gegenüber einer solchen Einbusse an Männern, welche den philosophischen Gedanken des deutschen Volkes in Bewegung setzten, wird ein Nachkommender die Leistungen, die er der Akademie anbieten darf, leicht gering fühlen. In der Akademie hat sich von früh her ein thätiges Interesse für die Geschichte der Philosophie fortgepflanzt. Vielleicht ist das ein Erbtheil, das ihr Leibnitz hinterliess. Denn nicht ohne seinen Einfluss wurde die Geschichte der Philosophie, welche einst die Griechen begannen, in neuerer Zeit ein Erzeugniss des deutschen Geistes. Sein von ihm hochgehaltener Lehrer Jacob Thomasius wirkte in Deutschland zuerst für Kenntniss und Kritik der philosophischen Lehren aller Zeiten. Leibnitz empfing von ihm diese umsichtige Betrachtungsweise und nannte noch in den letzten Jahren seines Lebens die Geschichte der Systeme eine sich fortsetzende und fortdauernde Philosophie *(perennis quaedam philosophia)*. Während man in England, wie Thomas Stanlei noch in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts that, die Geschichte der Philosophie auf die alte Welt beschränkte und zwar in der stillschweigenden Voraussetzung, dass die Philosophie, mit dem erschienenen Christenthum erfüllt, als Philosophie mit dem Christenthum aufhöre: fasste man die Aufgabe in Deutschland allgemeiner. So lange die einzelnen Wissenschaften wachsen, das erkannte man, so lange muss auch die Philosophie, die mitten unter ihnen wie im bindenden, beherrschenden Mittelpunkte stehen soll, eine Entwickelung und eine Geschichte haben. Der fasst die Philosophie einseitig und nicht in dem universellen deutschen Sinne, der sie im Alterthum zu einem Surrogat der Religion und in neuerer Zeit zu einer Hülfswissenschaft der Theologie macht. Leibnitz regte das vielseitige Studium der Systeme an. Jacob Brucker, der sich in der Richtung der Leibnitzischen Philosophie bewegte, ein Prediger in Kaufbeuern bei Augsburg, auswärtiges Mitglied der Berliner Societät, schrieb

in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sein weitläufiges und gelehrtes Werk „Geschichte der Philosophie“ und schloss kein Volk und keine Zeit aus. Neuerdings hat die Akademie durch die kritische Ausgabe des Aristoteles in die Geschichte der Philosophie eingegriffen. Sie zählte H. Ritter zu den ihrigen. Vor allem aber gab einst Schleiermacher aus ihrer Mitte heraus einen Anstoss für das Studium der griechischen Philosophie, wenn er, der feinsinnige Erklärer und Uebersetzer Plato's, namentlich auch in grossen Mustern zeigte, aus den erhaltenen Bruchstücken neue Lehrmeinungen des verlorenen Ganzen, gleichsam aus dem Torso das Götterbild zu erkennen. Drei Wissenschaften, die Theologie, die Philosophie und die Philologie ehren dankbar seine Verdienste um sie, und die Allgemeinheit seines Geistes erinnert an Leibnitz. Obwohl ich mich an seine philosophische Ansicht nicht anschliessen kann, so wünsche ich doch, dass es mir gestattet sei und gelinge, an seine Arbeiten für die Geschichte der Philosophie in der Akademie die meinigen anzureihen. So wage ich, indem ich Leibnitzens und Schleiermachers Namen nenne und billig Namen aus der Gegenwart übergehe, meine kleine Thätigkeit unter den Schutz stolzer Erinnerungen zu stellen. Noch einmal danke ich. Es ist eine Ehre, einer wissenschaftlichen Körperschaft anzugehören, die es noch ganz ist. Ich werde ihr mit vollem Herzen und mit voller Kraft ergeben sein.“

Ueber Tr.'s Thätigkeit in der Akademie sagt Bonitz in seiner vortrefflichen am diesjährigen Leibnitztage gehaltenen Gedächtnissrede: „Nachdem im Jahre 1846 Tr. zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt war, übertrug ihm schon im folgenden Jahre das Vertrauen dieser Körperschaft das Secretariat der philosophisch-historischen Klasse. Fast ein Vierteljahrhundert hindurch verwaltete Tr. dieses Amt; die Mehrzahl der jetzigen Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse ist bei ihrem Eintritt von ihm begrüsst worden.*) Die Akademie ist dem Verstorbenen zu bleibendem Danke verpflichtet für das grosse Opfer an Zeit, das er ihren Interessen gebracht hat, aber noch mehr für die Trefflichkeit seiner Amtsführung. Nicht allein die unbedingte Gewissenhaftigkeit, bei welcher das Uebernehmen irgend einer Arbeit ihrer wirklichen Ausführung gleichgesetzt werden konnte, sondern vornehmlich die Fähigkeit der Verständigung in unbefangener Erwägung der Gründe, die taktvolle Mässigung in der Form bei voller Entschiedenheit in der Sache, sicherten seiner Amtsführung die allgemeine Anerkennung und den berechtigten Einfluss. Tr. erinnerte gern an den von Aristoteles ausgesprochenen Satz, dass das Ganze früher sei als die Theile und das Wesen des Ganzen die Theile bestimme; der Satz ist bezeichnend für Tr.'s eigene Handlungsweise, wie in andern Thätigkeitskreisen, so in dem akademischen. Der Begriff der Akademie, klar gedacht und energisch wirkend, schuf bei ihm die Sicherheit in der Leitung der Geschäfte

*) Siehe in den Monatsberichten die Begrüssung der Herren Petermann, Lepsius, Homeyer (1850), Pinder, Buschmann, Riedel (1851), Müllenhoff, Rödiger (1864), Droysen (1867).

und bestimmte den Charakter seiner akademischen Abhandlungen.“ Letztere hatten sämmtlich eine historische Seite, aber „immer war die historische Darstellung nur Stoff und Anlass, die philosophische Verwerthung dagegen der eigentliche Zweck. So bilden sie eine erklärende und beweisende Ergänzung zu seinen Hauptwerken, und Tr. selbst charakterisirt sie treffend, indem er die Sammlung, welche einen grossen Theil derselben umfasst, als Historische Beiträge zur Philosophie bezeichnet.“ Von letzterer Sammlung war schon der erste Band: „die Geschichte der Kategorienlehre“ vollendet, als Tr. in die Akademie aufgenommen wurde. Er erschien kurze Zeit nach seiner Aufnahme, im October 1846. Die Motive für die Herausgabe dieses Werkes sind oben (S. 79.) z. Th. angegeben. Es war zugleich eine thatsächliche Antwort auf den Vorwurf Ritters, dass in den L. U. die Kategorienlehre weniger sorgfältig durchgearbeitet sei. Dann hoffte Tr. auch, der Schluss, worin seine eigene Kategorienlehre motivirt ist, werde dazu beitragen, „von der Seite der Kategorien den Gedanken des Ganzen, den die L. U. verfolgen, zu deutlicherer Anschauung zu bringen.“ (Vorrede VIII.) Der Gang der geschichtlichen Darstellung musste auf den Streitpunkt über den wissenschaftlichen Werth der Hegelschen Dialektik zurückführen. Tr. erklärt in der Vorrede, warum er diesen Punkt nur in aller Kürze behandelt. Die früheren Erörterungen genügten. Die logische Frage in Hegels System stand noch, wie er sie 1843 hingestellt. Rosenkranz hatte in der Vorrede zu seiner klassischen Biographie Hegels (1844) Trendelenburg (S. XVII. f.) für einen abstracten Empiriker erklärt und ein Zeichen der Zeit darin gefunden, „dass ein in Aristoteles so gründlich heimischer Mann doch so weit habe herunter kommen können, dem νοῦς die νόησις τῆς νοήσεως abzuleugnen.“ Doch hatte er in seinem 2 Jahre später (1846) erschienenen Buche „die Modificationen der Logik abgeleitet aus dem Begriff des Denkens“ zugestanden, die L. U. hätten eine Stagnation der ganzen Frage hervorgerufen. Die Production der Hegelschen Dialektik stockte in der That und man hörte nur hin und wieder noch den Dreiklang in der philos. Litteratur widerklingen, während die voraussetzungslose Dialektik des reinen Denkens, die Selbstverwandlung des Begriffs aufgegeben war. Die Gesch. d. Kat. widmete Tr. „zweien um das heilsame Studium des Aristoteles verdienten Männern, Immanuel Bekker und Christian August Brandis.“ Letzterer hatte sich, wie er in seinem Dankschreiben sagt, ebenfalls mit einem ähnlichen Plane seit lange herumgetragen; der Abschnitt über die Arist. Kategorien war fertig und er freute sich, mit Tr. in den Hauptsachen zusammengetroffen zu sein. Aber den letzten abschliessenden Abschnitt des Buches fand er zu karg. Er schreibt: „Ihre eigene Kategorientafel, übersichtlich im Grundriss dargestellt, würde, meine ich, auch der richtigen Würdigung Ihrer L. U. förderlich gewesen sein.“ Tr. überlässt aber dem Leser aus den überall eingestreuten kritischen Bemerkungen die Consequenzen

für die eigene Ansicht des Verf. zu ziehen. Wir haben dies bei der genetischen Darstellung der L. U. gethan und dadurch der Aufgabe einer Biographie gemäss die von Brandis bezeichnete Lücke ausgefüllt.

Ein Jahr nach Erscheinen des 1. Bandes der H. B. wurden die Angriffe Fichte's, Weisse's und Rosenkranz' gegen die L. U. von einem Schüler Tr.'s Dr. Andreas Ludwig Kym*) eingehend beurtheilt und widerlegt in der gründlichen Schrift „Bewegung, Zweck und die Erkennbarkeit des Absoluten. (Berlin G. Bethge)." Diese Schrift führte zu mehrfachen nicht unfruchtbaren Besprechungen der darin behandelten Fragen. Fichte sah sich veranlasst in der Neuen Jen. Litt. Z. 1848 N. 9—11 einen Gegenartikel zu schreiben, worin er nicht undeutlich zu erkennen gab, vermittelst jener Schrift Kym's werde von Tr.'s Seite ein Prioritätsstreit gegen ihn angeregt, da Kym behauptet hatte, Fichte und Weisse hätten früher das reine Denken nicht von sich gewiesen. Da Fichte die Frage in das Gebiet des Persönlichen hinüberspielte, antwortete Tr. in derselben Zeitschrift 1848 N. 78. Das Resultat seiner Erwiderung findet sich in der 2. Aufl. der L. U. S. 102 Anm. ausgesprochen. Tr. vertheidigte in jenem Artikel der J. Z. zugleich die Gesch. d. Kat. gegen eine Recension Fichte's.

In der Vorrede zur Gesch. d. Kat. wird gesagt, ein anderer Stoff liege für den zweiten Band der H. B. bereit; doch werde der Verf. ihn erst dann bearbeiten, wenn er zunächst die Grundlage des Systems, welches die L. U. bieten, ins Reale fortgeführt habe. Es können mit diesem Stoffe nur ähnliche Ergänzungen zu seinem Hauptwerke gemeint sein. Wir rechnen dahin folgende Abhandlungen, die er nun vor der Veröffentlichung in der Akademie der Wissenschaften vortrug; bei denjenigen, welche wirklich im 2. Bd. der H. B. (1855) abgedruckt sind, fügen wir die Nummer in Klammern bei: 1) Ist Leibnitz in seiner Entwickelung einmal Spinozist oder Cartesianer gewesen? und was beweist dafür seine Schrift de vita beata? (1847, erweitert H. B. V.) 2) Ueber den letzten Unterschied der philos. Systeme (1847, I.) 3) Ueber Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg (1849, II.) 4) Ueber den Ort der Ethik im Inbegriff der Wissenschaften (1851.) 5) Ueber den Streit der Nothwendigkeit und der Freiheit in der griechischen Philosophie (1852. 1855, III.) 6) Ueber die Motive der einzelnen Disciplinen zu einer grundlegenden Wissenschaft, welche Logik und Metaphysik vereinigt (1861), 7) Idealismus und Realismus (1862). Von diesen Abhandlungen sind die beiden letzten in der That erst bearbeitet, als er die Grundlagen des Systems ins Reale fortgeführt; sie sind in die gleich nach Herausgabe des Naturrechts erschienene 2. Auflage der L. U. (1862) aufgenommen. Für das Naturrecht selbst (§ 16—44) ist die 4) benutzt, welche zugleich die Grundlage zu dem in der 2. Aufl. der L. U. (X.) beigefügten Kapitel

*) Kym, jetzt ord. Professor der Philos. in Zürich, studirte in den Jahren 1846—48 in Berlin.

„der Zweck und der Wille“ und zu dem Abschnitt über die Gliederung des Systems (s. oben S. 152.) gegeben hat. Alle genannten Abhandlungen ergänzen die L. U. nach den in den Recensionen angegriffenen Seiten hin. Zunächst war es Tr.'s Aufgabe die Stellung seiner Weltansicht zu andern klar zu stellen, da ja in allen Recensionen hierüber die grösste Unklarheit und Meinungsverschiedenheit herrschte. Hierzu war als historische Vorarbeit nöthig, den allgemeinen Unterschied der philosophischen Systeme principiell zu entwickeln. Dies geschieht in der Abhandlung, welche im 2. Bd. der H. B. an die Spitze gestellt ist. Die Grundzüge dazu weisen wieder auf Berger zurück (oben S. 24). Aber die Deduction gehört ganz Tr. an. Dem Denken steht das Sein, da, wo der Gegensatz beider am schärfsten ist, als blinde Kraft gegenüber. Zwischen beiden sucht die auf die Einheit des Ganzen gerichtete Philosophie ein Verhältniss herzustellen. Ein dreifaches Verhältniss ist nur denkbar — entweder das Denken steht vor der Kraft, so dass diese sein Ausfluss ist, oder die Kraft vor dem Gedanken, so dass letzterer ihr Product und Accidenz, oder Gedanke und Kraft sind identisch und unterscheiden sich nur in unserer Ansicht. Da nur eine der 3 Ansichten die wahre sein kann, liegen sie in Streit. Die erste ist die der materialistischen, die zweite die der idealen, die dritte die der spinozistischen Systeme. Man kann sie als Demokritismus, Platonismus und Spinozismus bezeichnen. Dass nun Tr. diese Erörterung schon im Jahre 47 veröffentlichte, hatte seinen Grund in einer äussern Veranlassung. Als Mitglied der preuss. Akademie auf das Studium Leibnitzens hingewiesen, wählte er zum Thema seiner ersten akademischen Abhandlung die damals gerade durch Erdmanns Ausgabe der Schrift de vita beata auf der Tagesordnung stehende Frage, ob Leibnitz einmal Cartesianer oder Spinozist gewesen. Erdmann wie Weisse hatten dies aus jener Schrift geschlossen, weil sich darin cartesianische Schlagwörter und solche Punkte finden, in welchen Leibnitz sonst dem Cartesius widersprach (H. B. II., 192). Tr. zeigte nun durch eine genaue Vergleichung, dass die ganze erwähnte Schrift eine rein historische Studie oder eine für einen äussern Zweck abgefasste Darstellung eines Cartesianischen Grundgedankens ist. Er entkräftet hiermit zugleich einen Beleg zu der Hegelschen Ansicht, welche man auch gegen ihn geltend gemacht hatte, dass die Geschichte nur insofern von einem System zum andern übergehe, als das eine aus dem andern hervorgehe. Man hatte hieraus gefolgert, wer ein System widerlegen wolle, müsse ihm selbst angehört haben. (H. B. II., 193.) Indem also Tr. die Vermischung der Philosophie Leibnitzen's mit Cartesius und Spinoza abwehrte, wurde er veranlasst, auf die principielle Stellung des Spinozismus einzugehen und gab daher zunächst jene grundlegende Abhandlung. Hieran schloss er dann in Verfolgung desselben Gedankenganges eine genauere Erörterung der spinozistischen Weltansicht. Diese als Ausführung der ersten

ist als 2. Abh. in die H. B. aufgenommen. Sie entkräftet zugleich gründlich die Beschuldigung Gablers, Tr.'s Weltansicht sei wie die Schleiermachers spinozistisch und sucht ausserdem nachzuweisen, dass Spinoza sich in innere Widersprüche verwickele und doch schliesslich in die physische Ansicht zurücksinke, die in den L. U. der organischen entgegengestellt war. In der 2. Aufl. der L. U. ist auf die Resultate dieser beiden Abhandlungen bei der Besprechung des Zweckes (Bd. II, S. 41) verwiesen und das Hauptresultat in einem besondern Abschnitt (11) dem Kapitel über das Unbedingte und die Idee eingefügt (Bd. II, S. 444 ff.), wobei zugleich Schellings und Schleiermachers Ansichten im Verhältniss zu Spinoza beleuchtet und kritisirt werden. Die vollständige präcise Fassung des eigenen Standpunkts versparte Tr. auf die 2. Aufl. der L. U. Die 7. der oben angeführten Abhandlungen, welche hier als Schlusskapitel aufgenommen wurde, begegnete — wie (oben S. 170) erwähnt — zugleich einem Haupteinwande Ritters. Eine zweite Aufgabe den Recensionen gegenüber war es nun, die L. U. als ein systematisches Ganzes nachzuweisen, und — was damit zusammenhängt — sie gegen den Vorwurf des Empirismus zu schützen. Hierzu wird der Grund in der 6. der obigen Abhandlungen gelegt, welche in der 2. Aufl. der L. U. als Anfangskapitel abgedruckt ist (oben S. 152). Denn in dieser Abhandlung wird das Verhältniss der Philosophie zur Empirie dargelegt und daraus die Aufgabe der Logik gefolgert, deren Lösung den L. U. als einheitlicher Zweck vorschwebt. Was in der 2. Auflage über *die* Gliederung des genetischen Systems eingeschaltet ist (oben S. 153) zeigt dann im Rückblick, wie die L. U. die vorgesteckte Aufgabe gelöst haben. Diese Gliederung des Systems ist aber nur dadurch vollkommen durchsichtig, dass die metaphysische Grundlage der Ethik genauer ausgeführt wurde. Das in der 2. Auflage eingeschaltete X. Kapitel, worin letzteres geschehen (oben S. 140), hat die oben angeführte 5. Abhandlung über den Streit der Nothwendigkeit und Freiheit ebenso zur historischen Grundlage, wie die Kategorienlehre der L. U. auf die Gesch. d. Kat. basirt ist. Die Abhandlung führt den Schlusssatz der Doktordissertation über das Verhältniss des Naturprincips und Sittenprincips aus (oben S. 139) und ist also ebenfalls organisch aus dem ursprünglichen Entwickelungsgange Tr.'s hervorgegangen. Sie hängt dem Inhalte nach zusammen mit Leibnitzens Brief de fato, den Tr. vor dem Lektionskatalog der Berliner Universität 45/46 hatte abdrucken lassen, und der in dem 2. Bd. der H. B. wiederholt ist.

Die übrigen wissenschaftlichen Abhandlungen für diesen und den 3. (67) erschienenen Band sind zunächst Vorarbeiten zum Naturrecht, nämlich 8) Das Verhältniss des Allgem. zum Besonderen in Leibnitzens philosophischer Betrachtung und dessen Naturrecht (1848, 2. Bd. VI.) 9) Ueber einige Stellen im 5. und 6. Buche der Nikomachischen Ethik (1850. 51, 2. Bd. X., 3. Bd. IX., 1.) 10) Nachricht über einige der Königlichen Bibliothek zu Hannover

angehörige Mss. Leibnitzens, das Naturrecht betreffend (1855, 2. Bd. VII.) 11) Herbarts praktische Philosophie und die Ethik der Alten (1856, 3. Bd. V.) 12) Ueber die Darstellung der peripatetischen Ethik bei Stobaeus (1858.) 13) Die Lust und das ethische Princip (1858, 3. Bd. VI.) 14) Ueber eine Differenz im ethischen Princip zwischen Kant und Aristoteles (1860, 3. Bd. VI.*) 15) Die aristotelische Begriffsbestimmung und Eintheilung der Gerechtigkeit (1860, 3. Bd. IX., 1.). Hierher gehört auch eine nicht für die H. B. bestimmte Abh. 16) Die sittliche Idee des Rechts (1849).

Unterdessen hatte auch die Herbartsche Schule den Kampf gegen die L. U. aufgenommen. 1849 erschien ein Programm von Prof. Dr. Hermann Kern in Coburg „ein Beitrag zur Rechtfertigung der herbartischen Metaphysik", 1852 in der Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik ein Aufsatz von Drobisch „über einige Einwürfe Trendelenburgs gegen die herbartische Metaphysik." Es wurden darin nicht blos die Grundlagen der herbartischen Metaphysik vertheidigt, sondern auch eine Weiterbildung derselben versucht. Hierauf antwortete Tr. in einer (17.) Abhandlung „über Herbarts Metaphysik und eine neue Auffassung derselben (1853, 2. Bd. IX.), worin er nachzuweisen sucht: 1) die von Herbart in den allgemeinen Erfahrungsbegriffen bezeichneten Widersprüche seien keine Widersprüche, 2) wären sie wirklich solche, so wären sie in seiner Metaphysik nicht gelöst, 3) wären sie gelöst, so blieben dadurch andere und grössere ungelöst. Gegen diesen Nachweis erschienen 2 Gegenschriften. Drobisch schrieb dagegen in der erwähnten Zeitschrift 1854 und 55 „synechologische Untersuchungen", indem er darin theils die Betrachtungen Herbarts vertheidigte oder berichtigte und ergänzte, theils die Gegengründe Tr.'s bestritt. In derselben Zeitschrift gab Strümpell 2 Artikel (1855) überschrieben: „einige Worte über Herbarts Metaphysik in Rücksicht auf die Beurtheilung derselben durch Hrn. Prof. Trendelenburg." In einer neuen Abh. (18) suchte Tr. auch diese Vertheidigung, die besonders von Strümpells Seite viele Concessionen enthielt, zurückzuweisen (1856, 3. Bd. III.) Er hat in der 2. Aufl. der L. U. die ursprüngliche Kritik beibehalten und dort nur in einer Anm. (Bd. I. S. 212 f.) den Gang des Streites angegeben.

Im April 1860 erschien nun das 2. grosse Werk Tr.'s „das Naturrecht." Die Grundanschauung ist in diesem Werke dieselbe, wie sie Tr. in Bergers Schule aufgenommen (oben S. 23). Auch hier ist diese Anschauung auf den Platonismus zurückgeführt, sowie er in den L. U. fortgebildet war. „Es musste, heisst es in der Vorrede, im Sinne der L. U. die Aufgabe sein, das Recht ethisch, und das Ethische organisch und das Organische ideal im Realen aufzufassen. Wäre dies gelungen, so dürfte der Entwurf die

*) Die Abhandlungen 13) und 14) sind im 3. Bd. der H. B. zusammengefasst unter dem Titel: „Der Widerstreit zwischen Kant und Aristoteles in der Ethik." 1. Ueber eine Differenz im ethischen Princip. 2. Die Lust und das ethische Princip.

Hoffnung haben, sich als ein Glied in ein grösseres Gedankensystem der Menschheit einzufügen, in welchem die Philosophie eine Zukunft haben wird, weil sie darin — mit Ausnahme der vergänglichen Ansätze zum sprunghaften Philosophiren auf eigene Hand — seit Plato und Aristoteles ihre grosse fortgesetzte Vergangenheit hat.“ Das Werk tritt auch äusserlich als ein systematisches Ganzes auf. Es gliedert sich in zwei Haupttheile, deren erster analytisch das Princip des Rechtes untersucht, während der zweite aus dem gefundenen Princip genetisch die Rechtsverhältnisse entwirft. Da das Princip die Idee des Rechtes ist, die das letzte Band aller Nothwendigkeit enthält, so muss die analytische Betrachtung alle Seiten der Nothwendigkeit des Rechtes aufsuchen, zuerst die ethische, was das Gesetz will und soll, darauf die physische, welche der ethischen als Mittel dient, die Kraft des Gesetzes als eines zwingenden und endlich die logische (modale), welche das Gesetz in der Erkenntniss darstellt und daher die Methode in der Bildung und Anwendung, sammt dem adäquaten Ausdruck des Gesetzes befasst. Die ethische Betrachtung ergiebt die Definition des Rechtes (§ 46). Es ist „im sittlichen Ganzen der Inbegriff derjenigen allgemeinen Bestimmungen des Handelns, durch welche es geschieht, dass das sittliche Ganze und seine Gliederung sich erhalten und weiter bilden kann.“

Hierin liegt das Platonische Princip, wonach der Einzelne ein Glied des sittlichen Ganzen ist; nur ist letzteres so allgemein gefasst, dass es Haus, Gesellschaft, Staat und Staatenfamilie sein kann. Der Einzelne ist in diesem Ganzen ein selbständiges Glied, und dieselben sittlichen Ideen vollenden die sittliche Gemeinschaft und den einzelnen Menschen. Der Einklang besteht darin, dass der Einzelne in der Gliederung des Ganzen die Verstärkung in Allem findet, was für sein Leben Werth und Interesse hat. Danach folgt denn aus dem Princip die Gliederung, wonach das Ganze und im vorzüglichen Sinne der Staat der Mensch im Grossen ist (oben S. 84). Was in diesem Begriffe liegt, lässt sich nur psychologisch aus dem Wesen des Menschen entwickeln. Soll das Recht eine solche Gliederung schützen und die Weiterbildung sichern, so folgt daraus seine physische Gewalt und deren Anwendung, also die wirkende Ursache als nothwendige Bedingung des Zwecks. Die logische Seite des Rechts muss dann der ethischen und physischen entsprechen, wie das Denken dem Sein. Die im zweiten Theil des Werkes dargestellten Rechtsverhältnisse haben hiernach ihren organischen Zusammenhang in der Gliederung des sittlichen Ganzen. Das ursprüngliche Ganze ist die Familie. Da indess der letzte Träger des Rechts der Einzelne ist, so beginnt die genetische Darstellung mit dem Rechtsverhältnisse Einzelner, indem dabei immer ein unterordnendes Ganzes vorausgesetzt wird, schreitet dann zum Recht der Familie fort und gelangt so zu der von vornherein als Zweck vorschwebenden Idee des Staates. In der Bildung des Staates ist, wie dies in Platos Re-

publik ausgeführt ist, eine doppelte Richtung: eine physische, insofern die Familien die Wurzeln der Nation sind und zur Nation anwachsen und eine geistige, der Trieb zur Autarkie, welcher jene individuelle Richtung auf Ergänzung dazu verwendet, um den universalen Menschen in der individuellen Form des Volkes darzustellen. Im Staate ist die Regierung, wie im Menschen die leitende Vernunft, im Staate die verzweigten Wissenschaften, wie im Menschen die einzelnen Kenntnisse, im Staate die ausgebildeten Künste, wie im Menschen einzelne Fertigkeiten, im Staate die kriegerischen Einrichtungen, wie im Menschen wehrhafte Kraft für seine Sicherheit, im Staate die mannigfaltigen Handwerke, wie im Menschen die nöthige Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. An dem reichen Inhalt der Idee gemessen, ist der Einzelne nur der potentielle Mensch; erst der Staat in der Geschichte des Volkes ein aktueller. Dieser allgemeine Begriff des Staates ist die Seele des einzelnen Volkes. Jedes Volk arbeitet an ihm auf seine Weise als an seiner sittlichen Aufgabe. Jedes Volk bereitet ihm in seinen geistigen und materiellen Kräften die Organe. So hat der Wille des Staates in Volk und Land seinen Leib und die äussere Grösse des Staates hat ihr eigentliches Mass in der Macht seines Geistes als Einheit die Vielheit zu durchdringen und sich in den historischen Bewegungen zu behaupten. Indem das Volk, im Staate eins, durch ihn Vernunft und Willen hat, wird es zur sittlichen Person; je vollkommener es diese Aufgabe erfüllt, desto vollkommener werden auch die in ihm begriffenen Einzelnen zu Personen, d. h. genügen der Bestimmung ihrer individuellen Sittlichkeit, die an sich Selbstzweck ist. Indem nun aus dieser Idee alle Rechtsverhältnisse im Staate entwickelt werden, bringt Tr. wie in den L. U. überall die aristotelische Ethik mit dieser Platonischen Grundidee in Einklang, und unterwirft den sich daraus ergebenden Begriffen den ganzen Reichthum von Thatsachen, welchen die Rechtsgeschichte darbietet. In einem letzten Abschnitte werden die Rechtsverhältnisse zwischen Völkern und Staaten dargestellt. Hier kann historisch die Ethik erst allmählich eine Grundlage gewinnen. Die Staaten begegnen einander mit der unvermeidlichen und unverhohlenen Moral des natürlichen Menschen, dessen erstes und letztes Gesetz die Selbsterhaltung und dessen Affecte Neid und Eifersucht, Argwohn und List, Zorn und Rache, höchstens erst nach dem Siege Mitleid mit dem Schwachen und Grossmuth gegen den Elenden sind. Erst spät begreifen sich die Staaten im Fortschritte friedlicher Beziehungen als Glieder einer Staatenfamilie, in welcher jedes, Zweck in sich und Mittel für die übrigen, die Selbsterhaltung mit der Erhaltung der übrigen verflicht, und selbst wo ein solches Staatensystem entsteht, hat es immer noch Staaten im feindlichen Gegensatz ausser sich oder strebt in der Lust der eignen Machterweiterung gegen sie. Aber nach und nach vollzieht sich auch hier das Gesetz aller ethisch politischen Entwickelung. Indem die Völker von sich selbst ausgehend einander verstärken, gliedert

sich das Ganze aller und es wird dadurch die wahre Ergänzung gefunden und dargestellt. Der ewige Friede, der als Sehnsucht geängsteter Gemüther eine eitele Hoffnung ist, wird dann der andre Ausdruck einer solchen Gliederung der Menschheit in Völker und ein Ziel der Weltgeschichte. Es ist die Idee des Völkerrechts, in dieser Entwickelung die Bedingungen zu wahren, welche die Annäherung zu einer solchen bleibenden Gliederung möglich machen, zu einer Gerechtigkeit der Völker gegen einander und zwar nach dem Masse dessen, was sie zu dieser Gliederung leisten. So wird denn gezeigt, wie die völkerverbindenden Richtungen: Handel, Erfindungen, Kunst und Wissenschaft und die Kirche jenem Ziele zustreben und wie im Einzelnen das Völkerrecht mehr und mehr davon beeinflusst wird. Dieser sittliche Sinn des Völkerrechts sichert auf die Dauer allein die einzelnen Staaten und der Staat ist am besten in sich gegründet, der der grossen Aufgabe der Menschheit nach Möglichkeit dient. „Die Menschheit strebt zu einander und wird vielleicht einst Ein rechtliches Individuum sein, dessen Glieder für das Eine Leben Aller ihre eigenthümlichen Geschäfte verrichten. Dann erst würde der Begriff des Staatensystems einen organischen Sinn haben, während er jetzt nur den mechanischen hat, den Sinn eines äusserlichen Gleichgewichts ... Erst in der Menschheit als einem solchen Individuum könnte der ewige Friede sein, so dass nun innerhalb des Ganzen und durch das Ganze das Unrecht der Organe ausgeglichen würde. Erst dann bräche das goldne Zeitalter des Rechtes an, das Gegentheil des Krieges Aller gegen Alle im Anfang des Menschengeschlechts. Wir wollen nicht fragen, ob die Menschen je des Krieges entbehren können, in welchem sie Tapferkeit lernen, die Nothwendigkeit des Gehorsams empfinden und die strenge Zucht der Unterordnung an sich erfahren. Die Kraft müsste sich nach innen wenden und sich im Kampf mit den Elementen und in der gemeinsamen Unterwerfung der Natur kund geben. Wir fragen es nicht; denn die Zeit liegt fern."

Zwei Jahre nach dem Naturrecht erschien die längst nothwendig gewordene zweite Aufl. der L. U. Mit Recht konnte Tr. in der Vorrede zu derselben sagen, Berichtigungen abgerechnet, habe er allenthalben nur auszubauen, nicht umzubauen oder neu zu bauen gehabt. Wir haben die Zusätze grösstentheils schon angegeben und erklärt. Sorgfältig sind ausserdem alle seit der ersten Aufl. erschienenen neuen Schriften über die Gegenstände der L. U. berücksichtigt. So bei der wichtigen Frage über die Materie Fechners Darstellung der Atomenlehre und George's Theorie (Bd. I., S. 262 ff.) Was die polemische Seite betrifft, so sind zunächst über die dialektische Methode ausser kleinen gelegentlichen Ergänzungen zwei sehr einschneidende Paragraphen hinzugefügt. In dem einen (III., 12) wird die Dialektik vor das Forum der gemeinen Logik gezogen und ihr positive Schlüsse in der 2. arist. Figur, unbegründete Umkehrungen allgemein bejahender

Jrtheile und die *quaternio terminorum* nachgewiesen, wozu an geeigneten Stellen auch sonst noch im Einzelnen Belege gegeben ind. In dem andern Zusatz (III., 14) werden Werders, Erdmanns Rosenkranz' und Kuno Fischers Bearbeitungen der Hegelschen Logik in Bezug auf die erste Trias der reinen Begriffe (reines Sein, Nichts und Werden) geprüft und ihre Unhaltbarkeit bestätigt las Ergebniss der frühern Kritik. Zugleich berührt Tr. in einer Anmerkung (S. 127) einen Angriff Michelet's. Nachdem seit Gabler's Verstummen die Schule Hegels 20 Jahre lang auf Tr.'s Einwürfe gegen die Dialektik geschwiegen, hatte Michelet in der 1861 von ihm begründeten Zeitschrift „der Gedanke" den Kampf aufgenommen in 2 offenen Sendschreiben: „In Sachen Trendelenburgs gegen Hegel" (S. 111 ff. 185 ff.). Er erklärte darin, dass man sich bisher wegen der innern Ohnmacht des Angriffs zu keiner Antwort berufen gefühlt habe, jetzt aber das langjährige Schweigen aus äusseren Veranlassungen breche, umsomehr als man jetzt ein Organ gewonnen habe. Das Räthsel, wie das reine Denken mit der Erfahrung in Verbindung steht, wird in diesen Sendschreiben in eigenthümlicher Weise gelöst. Mich. sagt darüber: „Weil die Dialektik den Stoff der Erfahrung in sich tilgte, (und wir wollen einräumen, es ist nicht leicht) so schreitet sie von Gedankenstufe zu Gedankenstufe weiter, erkennt aber in ihren Allgemeinheiten ebenso die Einzelheiten als Bestimmungen des Seins, wie die Erfahrung in diesen die Gedanken aufdeckt." Es wird dabei zugestanden, dass eine solche Methode nicht auf allgemeine Aufnahme Anspruch machen könne, „sondern ein spezifisches Talent der Lieblinge der Götter bleiben werde." Mit Bezug hierauf beantwortete Tr. die reichhaltigen persönlichen, oft nicht sehr saubern Angriffe jener Sendschreiben in der erwähnten Anmerkung mit einem Lucianischen Scherze; ihrem geringen sachlichen Gehalt nach sind Michelets Ausführungen im Text der L. U. genau berücksichtigt.

Unterdessen mussten die L. U. nach einer andern Richtung kritisch vorgehen, nämlich gegen die plötzlich emporgekommene Schopenhauersche Philosophie. Tr. sagt darüber im Vorwort: „Da man sich an Hegel übersättigt hat und Herbart zu nüchtern oder in der Metaphysik zu künstlich und zu arm findet, ergreift man Schopenhauer, den allerdings lange verborgenen und übersehenen, der, ein strengerer Kantianer als Kant selbst, stolzen und derben Geistes alle Schulphilosophen tief unter sich lässt. Die L. U. rücken daher nach und versuchen auf dem Wege, den sie nehmen, an dem Punkte, wo sie am härtesten mit Schopenhauer zusammenstossen, in dem Abschnitt „der Zweck und der Wille," die Grundlage seiner Lehre zu prüfen." Dies geschieht in dem 9. §. des erwähnten neuen Kapitels S. 101—121. Tr. stellt dort das Verhältniss Schopenhauer's zu Kant dahin fest, dass er den transcendentalen Idealismus in die Lehre von der Maja umgebogen und dadurch Kants Erscheinung zum Schein herabgesetzt und dass er ferner die intelligible Freiheit des Willens, durch welche Kant

den Willen vom Determinismus der empirischen Begierden und Umstände befreien will, in ein Scheinbild verwandelt hat, indem er dadurch des Menschen Wesen und Handlungen *(esse* und *operari)* in die Hand des blinden Willens zum Leben giebt, der vor und ohne den Intellect ist. Tr. zeigt nun, dass man Kraft und Bewegung nicht mit Schopenhauer unter den Begriff des Willens subsumiren könne, da sich, wenn dieser Begriff als der allgemeinere angenommen werde, kein artbildender Unterschied für den der Bewegung auffinden lasse. Es liegt bei dieser Subsumtion das πρῶτον ψεῦδος der Schopenhauerschen Ansicht zu Grunde, nämlich die Amphibolie in dem Begriff des Willens. Wir hantiren mit dem Willen, wie wir ihn an uns kennen; aber wir sollten ihn nur nehmen, wie wir ihn nicht kennen. Wenn nun Schopenhauer als Stufen des sich objectivirenden Willens die Platonischen Ideen aufstellt, so macht Tr. zunächst darauf aufmerksam, dass dies in Wahrheit nicht die Plat. Ideen sind. Stufen sind Darstellungen steigender Vollendung; diese Vollendung setzt als Mass die Idee des Vollkommenen oder Guten voraus, die Schopenhauer im Gegensatz mit Plato für eine triviale Vorstellung erklärt. Jene Stufen können nun entweder in empedokleischer Weise aus dem Zufall erklärt werden, und dann sind sie nicht Stufen des Willens, — oder der Wille nimmt den Zweck in sich auf und ist dann nicht vor dem Intellect, sondern wie bei Plato selbst Vernunft. Schopenhauer bezeichnet die Welt der Vorstellung als Objectität des Willens, so dass Raum, Zeit und Causalität nur zu einem Schein der Vorstellung werden. Tr. macht dagegen geltend, dass die Vielheit der Individuen in Raum und Zeit mit Schopenhauer zu reden, zum Theil vom Willen abhängen muss; denn ehe er Objectität werden kann, muss er sich soweit fügen, dass er sich in Raum und Zeit fassen und wiederum so und nicht anders, als uns die Objecte entgegen treten, darstellen lässt; ja die sogenannten platonischen Ideen, also seine Stufen selbst, sind schon eine Vielheit im Willen. Also ist der Wille, der sich objectivirt, Causalität. Wenn Schopenhauer den Zweck als die erscheinende Uebereinstimmung des Willens mit sich selbst bestimmt, so kann in dem einen Willen an sich von keiner Uebereinstimmung die Rede sein. Es wird also schon eine Vielheit gesetzt und das auf die Zukunft gehende Wesen des Zwecks ist, wenn man jene Vielheit in den Ideen auch ausserzeitlich setzt, ohne einen bewussten Willen nicht möglich. So sichert Tr. seine Auffassung der Bewegung, des Zwecks und der Idee. Mit der metaphysischen Grundlage fällt aber auch Schopenhauer's Ethik. Tr. übt an derselben ausserdem eine immanente Kritik. Der Begriff des Gewissens als Erkenntniss des ein für alle Mal bestimmten intelligiblen Charakters erklärt nicht die Thatsachen, welche wir in dem Gewissen anschauen. Die Vorstellung, welche nach Schopenhauer den Grundcharakter nicht verändern kann, erlangt ferner in der Verneinung des Willens zum Leben die Oberhand über den Willen und kann doch immer nur wieder in

das Eine, was vor dem Intellect liegt, d. h. in den Willen zum Dasein zurückführen. Tr. fragt zuletzt, wie es kommt, dass Schopenhauer von seinem Princip her nicht selten ein überraschendes Licht auf psychologische Erscheinungeu wirft. Er findet die Antwort darin, dass der Wille zum Leben, von der Amphibolie befreit und zeitlich genommen, dem Triebe der Selbsterhaltung gleichkommt, welchen die Stoiker und Spinoza für den Grundtrieb der Seele ansahen und welcher als Mittelpunkt eines das Uebrige nach sich ziehenden Zweckes von grosser Bedeutung ist.

Das ganze, nicht nur durch die erwähnten Abhandlungen, sondern auch durch das Naturrecht (§ 16—44 vergl. L. U. 2. Bd. S. 92) sorgfältig vorbereitete Kapitel über „den Zweck und den Willen" ist abgesehen von den bereits angegebenen mannigfaltigen Motiven für Tr.'s System von grosser Wichtigkeit. Denn hier wo aus dem Begriff des Organischen als höhere Stufe das Ethische entwickelt werden soll, muss der Zusammenhang der materiellen Bewegung und der Bewegung des Denkens psychologisch vermittelt werden. Die Untersuchung schreitet in folgender Weise fort. In dem vorausgehenden Kapitel über den Zweck überhaupt war dieser besonders in der Natur verfolgt, als innerer Zweck, d. h. als ein solcher, welcher die Theile und Kräfte eines Organismus so in Uebereinstimmung ordnet, dass er dessen Wesen ausmacht und ihn und die Gattung erhält. In dieser Betrachtung erscheinen die Organismen im Gegensatz zur Maschine belebt und so wird denn (X, 1) zuerst als Princip des Lebens die Seele nachgewiesen. Der Zweck ist das eigentlich Individuirende, nicht — wie Schopenhauer aufstellt — Raum und Zeit an sich. Der Begriff des Selbst, das Individuum in höherem Sinne, liegt aber erst in der Coincidenz von Kraft und Zweck in demselben Subjecte, wie sie in den Pflanzen und Thieren hervortritt; denn hier richten sich Bewegungen nach einem Ziel und das Richtende wohnt dem inne, was gerichtet wird, und bewegt sich in ihm mit. Was hierbei objectiv Zweck ist, das ist subjectiv Seele. Insofern ist die Seele ein sich verwirklichender Zweckgedanke. Hieraus fliesst als Grundtrieb alles Lebens die Selbsterhaltung, und die Seele ist eine Einheit, aber durch die Verwirklichung auf Raum und Zeit bezogen.*) Es werden nun (X, 2) die psychischen Thätigkeiten überhaupt von den physikalischen unterschieden. Sie sind reflexive, indem sie von dem Lebendigen ausgehen und für das Lebendige geschehen, also den Zweck der wirkenden Ursache in ihm selbst setzen (die aristot. ἐπίδοσις εἰς αὐτό oben S. 137). Das Wesen ist in ihnen sich Zweck. Die organischen Reize, als äussere materielle Bewegungen, sind hiermit unvergleichbar: denn das Reflexive ist unmöglich räumlich zu verstehen. Dies wird an der Selbstempfindung und dem Selbstbewusstsein erläutert. Das Wesen der Seele ist hiernach Princip, ihre Erscheinung — durch den Leib bedingt —

*) Hier wird kurz die Ansicht Herbart's von der punctuellen Einheit der Seele zurückgewiesen.

Resultat. Hierauf wird (X, 3) der Begriff des Ethischen aus dem der Seele abgeleitet. In den Thieren ist der treibende Gedanke sich noch selbst verborgen. Der zum Grunde liegende Zweck wird blind begehrt und indem er erreicht oder verfehlt wird, blind in Lust oder Unlust empfunden. Beim Menschen tritt das Denken hinzu, wodurch er des Allgemeinen fähig ist, und dies bewusste Allgemeine hebt den Menschen über das Thier, indem es in die blinden Regungen des Eigenlebens bestimmend eintritt und umgekehrt das Eigene in sich aufnimmt. Was aus dieser eigenthümlich menschlichen Quelle fliesst, ist das Ethische. Hierin liegt zuerst (X, 4), dass das Ethische alle Merkmale des Organischen hat: den innern Zweck, das Ganze vor den Theilen. „Im Organischen liegt der Uebergang von der Natur zum Geiste; denn der Geist ist eigentlich im Organischen schon mitten darin und durch den Zweck ist die Natur mit der ethischen Welt verbunden.“ Um also nun das Wesen des Ethischen zu erkennen, muss man den artbildenden Unterschied, wodurch es aus dem Organischen abgeleitet ist, d. h. das Wesen des Menschlichen untersuchen (X, 5). Der Mensch denkt, was er begehrt. Als Ganzes und doch bestimmt, das Glied eines höheren Ganzen (einer Gemeinschaft) zu werden, steht er im Widerstreit des Eigenlebens mit dem Ganzen oder anderen Gliedern desselben — von der andern Seite gerathen in ihm selbst die Zwecke einzelner Richtungen seines Wesens mit den Zwecken des ganzen Wesens in Widerstreit. Es entsteht nun die Aufgabe, den so widerstrebenden natürlichen Menschen in den geistigen zu erheben und nicht bloss die Zwecke in ihrer Unterordnung unter den letzten Zweck zu denken, sondern zu wollen. Der Wille ist das Begehren, das der Gedanke durchdrungen hat. Es ist die innere Freiheit des Menschen, die Macht über sich selbst, wenn er es dahin bringt, dass sein Begehren mit seiner Erkenntniss übereinstimmt. So ist das Ethische das durch Denken und Wollen erhöhte und frei gewordene Organische. Diese Freiheit des Willens wird als das Wesen des Ethischen näher erwogen (X, 6). Das Begehren handelt auf Vorstellungen, die dann Motive heissen. Nun fasst sich der innere Zweck, der die Bestimmung des Menschen ausmacht, als der letzte Zweck in ein Gebot unbedingter Art. Es giebt für den Menschen keinen Nachlass von dem Gebote, in jedem Augenblick Mensch zu sein und das eigenthümliche Menschenwesen zu erfüllen. Dies Gebot ist der Erkenntnissgrund für die Freiheit des Willens; denn nur diese, d. h. die Fähigkeit, im Widerspruch mit den Begierden und unabhängig von sinnlichen Motiven das nur im Gedanken erfasste Gute zum Beweggrund zu haben, kann jenes Gebot bewirken. Im Bewusstsein seiner Wahrheit muss der innere Zweck, um zu siegen, die Freiheit fordern. Dies bestätigt sich in der Thatsache des Gewissens, welches die Rückwirkung des ganzen Menschen gegen den selbstsüchtigen Theil ist. Die Ethik erfordert also keine unbedingte Freiheit, sondern sie fordert vom Menschen, Mensch

sein zu **können**, weil er Mensch sein **soll**. Wie das Denken erst nach und nach reift, wird also auch der freie Wille nicht fertig geboren, sondern in der Entwickelung erworben. Die Forderung des freien Willens, welche allgemein der Eine an den Andern und das Gesetz der Gemeinschaft an Alle stellt, hilft selbst dazu, den Willen frei zu machen; denn er streckt sich nach seinem Ziele. Diesem Glauben der Menschen an den geforderten freien Willen steht der **Determinismus** entgegen, wonach jeder in der **Nothwendigkeit** der wirkenden Ursachen nur ein Gethanes, kein Thuender ist. Es werden die früheren Versuche geprüft, dieser Ansicht gegenüber das ethische Princip zu retten. Zuerst wird Kant's Theorie von der intelligiblen Freiheit (7) als unzureichend befunden, weil darin das Ding an sich inconsequenter Weise als causal gesetzt ist und weil es undenkbar ist, dieselbe Handlung als frei und empirisch nothwendig zugleich zu setzen. Entweder kann das Intelligible den Causalzusammenhang durchbrechen und dann ist dem Causalgesetz in der Erscheinung nicht genug gethan, oder der empirische Charakter ist nothwendig, und dann unterliegt das Soll der Vernunft. Die intelligible Freiheit hat ihr Urbild in Plato, und diesem hat sich Schelling am meisten genähert. Mit Verweisung auf die betreffende akademische Abhandlung (No. 5) wird auch dieser Versuch zurückgewiesen (8), wonach wir durch eine vorzeitliche Grundthat in unserm zeitlichen Handeln bestimmt sein sollen. Da diese Grundthat entweder begründet oder zufällig ist und in dem zeitlichen Leben, dem Schauplatz des Ethischen, mit unbedingter Nothwendigkeit fortwirkt, so gelangt man hierdurch consequent zu einem Determinismus ähnlich dem Schopenhauer'schen. Nachdem auch letzterer (9), wie oben erwähnt, widerlegt ist, zieht Tr. (10) den Schluss, dass die Unhaltbarkeit der angegebenen Ansichten ein indirecter Beweis für die seine ist. „Nur der Determinismus des Willens durch die Gründe der Vernunft macht es möglich, dass der Wille seine Freiheit in der Einheit mit dem Ursprung seiner Bestimmung wiederfinde. Es ist ein Zeichen des Verrückten, sich überall nicht mehr durch vernünftige Gründe bestimmen zu lassen; aber das Zeichen des Freien, dass er auf nichts mehr hört, als auf die Stimme der Vernunft." Dabei bleibt eine Frage unerörtert: die nach dem Ursprung des **Charakters**, der die selbstgewisse Persönlichkeit bildet, „jene entschiedene und entscheidende Gestalt des allgemeinen Wollens, welche sich dem besondern aufzuprägen pflegt." Dieses Problem wird der **Psychologie** zugewiesen. (Vergl. Naturrecht §. 43 Anm.)

Offenbar ist hier der Streit der Freiheit und Nothwendigkeit durch die Verschmelzung des Zweckes mit der wirkenden Ursache in der apriorischen constructiven Bewegung gelöst. Hierdurch nämlich erhält das Nothwendige der wirkenden Ursache die Bedeutung, in welcher es Aristoteles τὸ ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον nennt. Tr. hatte seine schon in der ersten Auflage entwickelte Ansicht

hierüber (oben S. 137) in der Abhandlung über den Streit der Freiheit und Nothwendigkeit näher in ihren Ursprüngen nachgewiesen. In der 2. Aufl. der L. U. sind auf Grund dieser neuen Durcharbeitung zunächst mehre erläuternde Ergänzungen hinzugefügt. So II. Band S. 37, wo die Consequenz in der Unterordnung der Zwecke erläutert wird, ferner S. 178, wo die Nothwendigkeit als modale Kategorie, also als Eigenthum des Geistes gerade als die Stärke desselben gegenüber den Dingen erklärt wird, S. 188, wo der Zusammenhang des Nothwendigen als des Ewigen mit dem Identischen weiter ausgeführt wird (vergl. S. 85), S. 194 u. 195, wo im Anschluss an die erwähnte Abhandlung die Freiheit dem Zufall gegenüber gerade in die Einheit mit dem Nothwendigen gesetzt ist, S. 443 f., wo die *veritates aeternae* (H. B. II., S. 133) nur als Consequenzen des göttlichen Willens erklärt werden. Dies ist die letzte Vermittelung. „Wer nun einmal mit der Leuchte menschlicher Analogie in Gottes Verstand und Willen wie in die tiefsten Tiefen hinabsteigen will, muss das Ursprüngliche denken und was im Ursprünglichen in alle Ewigkeit vorgesehen ist. Wenige ertragen diesen Gedanken. Aber wie vor Gott tausend Jahre sind wie Ein Tag, so sind vor ihm tausend und aber tausend Schlüsse wie Ein Begriff und die entwickelte Welt wie Eine einfache Thatsache.“ Hiernach ist also in der apriorischen constructiven Bewegung, welche das Wesen des schöpferischen göttlichen Denkens bildet, der Begriff der Welt — hervorgehend aus der unendlichen Liebe — das Bestimmende, worin ein System von Einzelzwecken und ein Causalnexus von verwirklichenden Bewegungen gegeben ist. Die von Gottes Denken geschaffenen Einzelwesen sind Organismen, wenn darin ein Zweckgedanke, also ein Gebilde der apriorischen Construction, das doch nur ein Gedanke Gottes sein kann, unmittelbar verwirklicht ist, so dass darin also Zweck und bewegende Ursache eins sind. Die Bewegung ist dabei zwar in Gottes schöpferischem Denken apriorisch, in den einzelnen Organismen für sich betrachtet aber bedingt durch den ganzen Causalzusammenhang. Beim Menschen tritt nun in dies System bedingter Bewegungen die Bewegung als ganz allgemeine Thätigkeit, also die apriorische Construction hinzu, wodurch er zum Ebenbilde Gottes geschaffen ist. Aber er ist Gott deshalb nicht gleich; denn bei ihm ist diese Bewegung nicht von der Idee des Weltganzen *a priori* bestimmt, sondern nur insoweit als er dieselbe aus den ihm gegebenen endlichen Bedingungen theilweise nachzuconstruiren vermag. Seine Stellung in dieser Welt, d. h. den Zweckgedanken Gottes, der sich in dem Menschen verwirklicht, erkennt er dabei als seine Bestimmung, als Gottes Willen, und indem diese Erkenntniss den eigenen Willen bestimmt, ist er frei. In der Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit in der griech. Ph. wird (H. B. 2. Bd. S. 178) diese ethische Ansicht in folgender Weise an das gesammte Resultat der griechischen Phil. angereiht: „Die realistischen Stoiker setzen die Freiheit des Men-

schen von der formalen Seite in die Beistimmung, was auf die Macht des Denkens führt, und von der Seite des Inhalts in die Uebereinstimmung mit den Zwecken des Ganzen, dem Willen Gottes, was auf die Einheit der menschlichen mit der in der Welt verwirklichten göttlichen Vernunft führt. Beide Punkte sind von Aristoteles vorbereitet, aber sie sind von ihm nicht für die Frage des zwischen der Nothwendigkeit und Freiheit sich erhebenden Widerstreits ausgeführt worden. In beiden Beziehungen ist hier ein richtiger Weg geöffnet, um das Ethische zu sichern und den Menschen zu beruhigen. Selbst die Schwankungen sind belehrend, welche auf dem stoischen Standpunkte kaum zu vermeiden waren. Sie weisen besonders auf die Lücken in der psychologischen Auffassung hin. Nur durch eine psychologische Untersuchung, welche namentlich den Zusammenhang des Denkens und des Willens, sowie der Affecte und des Willens tiefer zu begreifen hat, kann theoretisch und praktisch die ganze Frage gefördert werden."

Es war natürlich, dass Tr. eine solche psychologische Untersuchung als nächste Aufgabe erschien. Seine Vorlesungen über Psychologie sind in der That am reifsten ausgearbeitet und in mehreren Partien fast druckfertig. Es sollte daraus das nächste grössere Werk hervorgehen. Mehrere akademische Abhandlungen liegen als Vorarbeiten zu diesem Werke vor, nämlich Nr. 19 „Ueber die metaphysischen Hauptpunkte in Herbart's Psychologie" (1863, H. B. 3 Bd. IV.), Nr. 20 „Ueber die Vereinfachung der sogenannten Gesetze der Ideenassociation" (1867, nicht gedruckt), Nr. 21 „Ueber die Grundthätigkeit im Seelenleben" (1868, ungedruckt). Die Psychologie sollte indess nur die nothwendige Grundlage für ein anderes grösseres Werk, eine systematische Ethik bilden. In der Vorrede zur 1. Aufl. des Naturrechts heisst es darüber am Schluss: „Es bleibt dann noch übrig, in ethischen Untersuchungen, von welchen diese Rechtsphilosophie ein Ausläufer ist, die psychologischen und ethischen Grundgedanken auszuführen, welche hier angedeutet oder vorausgesetzt sind, damit sie in der Helle und Kraft erscheinen, deren sie fähig sind. Es ist eine alte und immer junge Aufgabe, welche zu keiner Zeit in der Wissenschaft ruhen darf, die Grundlagen, auf welchen Sitte und Recht stehen, von welchen Werth und Unwerth des Lebens abhängen, aus dem Schwanken der Meinungen und Strebungen in eine festere Lage zu bringen." Ich habe oben gezeigt, wie energisch er Aristoteles' „unübertroffene" Ethik in seinem Seminar durcharbeitete und noch im letzten Jahre seines Lebens eine Vorlesung ausarbeitete, welche ganz einer Abhandlung der H. B. gleicht. In der Akademie las er (1864) eine Abhandlung (Nr. 22 H. B. 3. Bd. IX.) unter dem Titel „Einige Belege für die nacharistotelische Abfassungszeit der Magna Moralia", worin er eine Nachlese zu den Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre erschienenen gleichartigen Untersuchungen von Spengel, Pansch, Brandis, Zeller und Ramsauer lieferte. Im Jahre

1868 war bereits eine zweite Auflage des Naturrechts nöthig. Bei der Bearbeitung derselben sind die Recensionen der 1. Aufl. sehr gewissenhaft berücksichtigt. Unter Anderem hatte Warnkönig Tr.'s Definition des Rechts in Pözl's kritischer Vierteljahrsschrift für Gesetzg. und Rechtswissensch. 1861 III., 2. Heft angefochten, worauf Tr. durch einen Artikel in derselben Zeitschrift 1862, IV, 1. Heft antwortete unter dem Titel: „Die Definition des Rechts. Zur Kritik und Erwiderung." Diese Kritik hat besonders zu einer ausführlicheren Erläuterung der Definition in d. 2. Aufl. veranlasst. Ausserdem zeichnet sich diese durch eine noch eingehendere Berücksichtigung des positiven Rechts aus. Tr. verfuhr hierin besonders sorgsam und holte überall das Gutachten Sachverständiger ein. Er sagt in der Vorrede: „Der Verfasser ist juristischen Freunden und Amtsgenossen, sowie einem einsichtigen Zuhörer, der ihm Bemerkungen über sein Buch mittheilte, für Rath und Nachweisungen dankbar, und nennt hier vor Anderen seinen alten Freund Georg Beseler, der ihm, sowohl vor der ersten Auflage als auch bei dieser zweiten, in dunkeln Stellen den Weg gezeigt hat." Durch die neue Bearbeitung wurde zugleich eine akademische Abhandlung veranlasst „Ueber die *praesumtiones juris et de jure.* Ein Beitrag zur Logik des Rechts." (Nr. 23, 1868.)

Bei allen historischen Forschungen hatte Tr. das etymologische Element, das ihn seit seiner Schulzeit so lebhaft beschäftigte, stets mit berücksichtigt. Dabei kam er auch auf die ersten Anfänge seiner Studien wieder zurück, auf Trede's nothwendige Sprachlehre (oben S. 69). Er sagt in der Gedächtnissrede auf Brandis (S. 2): „Es ist dem beharrlichen umfassenden Geiste Leibnitzens eigen, dass er die früheren Gedanken seiner Jugend nie vergisst, sondern wie z. B. die allgemeine Charakteristik, sein Lebelang im Auge behält und zu gelegener Zeit erneuert und weitergestaltet." Tr. spricht hier einen Charakterzug aus, den er mit Leibnitz in hohem Maasse theilte und der auch bei ihm, durch die Leibnitzreden veranlasst, bei demselben Gegenstande hervortrat, den er für Leibnitz als Beleg anführt. So entstand jene Abhandlung (Nr. 24): „Ueber Leibnitzens Entwurf einer allgemeinen Charakteristik (1856, H. B. 3. Bd. I.). Er sagt darin (H. B. S. 29) in Bezug auf Trede's Werk: „So mag denn die Wissenschaft, wenn sie — vielleicht in fernen Geschlechtern — durch eine umfassendere Analysis für die Ausführung des Leibnitz'schen Gedankens reifer und empfänglicher geworden, an die Vorschläge der nothwendigen Sprachlehre wieder anknüpfen." Er hatte sich überzeugt, dass die Zeit noch nicht gekommen sei, wo aus der Etymologie eine Genealogie der Begriffe herausgearbeitet werden könnte (oben S. 77). Seine etymologischen Forschungen beschränkten sich demgemäss auf die philosophischen Termini, und hierfür findet sich ein reiches Material in seinem literarischen Nachlass gesammelt. Seine letzten noch ungedruckten akad. Abhandlungen bezogen sich auch hierauf: Nr. 25 „Zur Gesehichte des Wortes Person" (1870),

Nr. 26 „Moralische Gewissheit“ (1870), Nr. 27 „Zur Geschichte des Wortes und Begriffs *a priori*“ (1871). Leibnitzens Plan zu einer allgemeinen Charakteristik steht im innigsten Zusammenhange mit seiner Ansicht über die Definition. So war denn Tr. veranlasst, in einer besonderen Abhandlung Nr. 28 (1860/61 H. B. 3. Bd. II.) „das Element der Definition in Leibnitzens Philosophie“ zu untersuchen. (Vergl. L. U. 2. Aufl. Bd. II., S. 352 Anm.) Daneben beschäftigten ihn seit 1856 angelegentlich die neu aufgefundenen Schriften Spinoza's. Als dieselben 1862 von Vloten herausgegeben wurden, trug er wiederholt über den wichtigen Fund in der Akademie vor (1862, 65, 66). Diese Untersuchungen veröffentlichte er im 3. Bd. der H. B. Abh. VIII. „Ueber die aufgefundenen Ergänzungen zu Spinoza's Werken und deren Ertrag für Spinoza's Leben und Lehre“ (Nr. 29).

Mitten unter diesen Arbeiten musste er noch einmal den Kampf für die L. U. aufnehmen. Kuno Fischer hatte in der 2. Aufl. seines Systems der Logik und Metaphysik (1865) zwar seine von Tr. angefochtene Auffassung der ersten logischen Trias im Wesentlichen aufgegeben, aber zugleich die L. U. in Bezug auf das Princip der Bewegung kritisirt und dabei Tr's. Behauptung bestritten, dass Kant in seinem Beweise von der ausschliessenden Subjectivität des Raumes und der Zeit eine Lücke gelassen habe. Tr. vertheidigte sich nach beiden Richtungen hin in der Abhandlung (No. 30) „Ueber eine Lücke in Kants Beweis von der ausschliessenden Subjectivität des Raumes und der Zeit. Ein kritisches und antikritisches Blatt.“ (1866 H. B. 3. Bd. VII.) Die 10 Einwürfe, die Kuno Fischer gegen die Bewegung als metaphysisches Princip macht, fassen in der That alles zusammen, was gegen dies Princip gesagt ist. Tr's. Vertheidigungsgründe wurden durch eine Abhandlung von Kym in der Fichteschen Zeitschrift (Bd. 54 Heft 2) „Tr's. L. U. und ihre Gegner“ ergänzt. Durch unsere obige genetische Darstellung der L. U. wird die Unhaltbarkeit der Einwürfe in manchen Punkten noch klarer hervortreten. Kuno Fischer antwortete auf Tr's. Aufsatz in Bezug auf die Theorie Kants in der 2. Aufl. seiner Geschichte d. Philos. und spielte hier den Streit auf das Gebiet des Persönlichen hinüber. Es widerstrebte Tr. sich hierauf einzulassen, und nur weil seine Freunde es für nothwendig hielten, schrieb er 1869 eine Broschure zur Abwehr unter dem Titel „Kuno Fischer und sein Kant.“ Hierauf antwortete der Gegner durch eine andere Broschüre „Anti-Trendelenburg“ (1870), worin er eine grosse Reihe völlig ungerechtfertigter und auf starken Missdeutungen beruhender ehrenrühriger Beschuldigungen auf Tr. häufte. Ich habe dies in einem ausführlichen Artikel „Kuno Fischer und Trendelenburg“ (Philos. Monatsh. 1870, Bd. V, 4. Heft) nachgewiesen und darin zugleich gezeigt, dass Fischers Broschüre auch sachlich auf einer ununterbrochenen Reihe von Missdeutungen beruht und dass er Tr's. Behauptung gegen Kant durchaus nicht verstanden hat. Ich ver-

weise auf diese Ausführungen, welche bis jetzt nicht angefochten, wohl aber von mehren Seiten, wie in der Ztschr. für Völkerpsychologie (Bd. VII., Heft 3) und von E. v. Hartmann als stichhaltig anerkannt sind. In der nicht unbeträchtlichen Anzahl kritischer Artikel und Schriften, welche sich auf den erwähnten Streit beziehen, finden sich mehre, die für Kant, sehr wenige, die für Kuno Fischer Partei nehmen. Unter den letzteren erwähne ich einen Aufsatz von Michelet in der Jubelschrift: Hegel als unwiderlegter Weltphilosoph, der für Kuno Fischers Sache kein gutes Vorurtheil erweckt, da man denselben nur als Pasquill bezeichnen kann. Im Jahre 1870 erschien die 3. Auflage der L. U. Es ist darin das letzte Stadium des Streites nicht erwähnt. Diese 3. Auflage ist im Wesentlichen unverändert, berücksichtigt indess in feiner Weise neue Erscheinungen. Der Hauptzusatz findet sich am Ende des Kapitels über den Zweck, wo der Darwinismus einer gründlichen Kritik unterworfen wird, um zu zeigen, dass wenn sich Darwins Hypothese auch naturwissenschaftlich bewähren sollte, daraus nichts gegen die organische Weltanschauung folge.

Bald nach der 3. Aufl. der L. U. erschien das letzte Werk, das Tr. veröffentlicht hat: seine „Kleinen Schriften." (2 Bände 1871) „seinem Schwager und Freunde Herrn Karl Becker in Amsterdam" gewidmet. Es sind darin solche akademische Abhandlungen, Vorträge und Gelegenheitsschriften gesammelt, welche für ein grösseres Publicum von Interesse sind. Die Sammlung ist nicht chronologisch, sondern nach dem Inhalt geordnet. Der erste Band enthält 10 in der Akademie und Universität gehaltene Festreden unter dem gemeinsamen Titel „Zur vaterländischen Geschichte." Für die Bearbeitung derselben benutzte Tr. mehrfach die Acten der Königlichen Archive, wobei er von dem Geh. Archivrath Dr. Friedländer und dem Archivrath Dr. Martins die dankenswertheste Unterstützung fand. Durch diese Quellenbenutzung haben einige Vorträge einen besondern historischen Werth; die hohe Bedeutung aller aber besteht darin, dass sie in echt philosophischem Geiste die Idee des preussischen Staates in ihren wichtigsten Manifestationen darstellen. Die meisten der hier abgedruckten akademischen Vorträge sind zur Verherrlichung des Geburtstages Friedrich des Grossen gehalten. Mit dem allgemeinsten derselben beginnt die Sammlung: „Zum Gedächtniss Friedrich des Grossen. Ueber Namen und Begriff des Grossen." (No. 31, 1851.) „Nicht das glückliche Eisen macht den Herrscher gross. Vielmehr muss durch die Gewalt des Grossen ein Gedanke in die Welt eintreten. Wenn in der Geschichte der siegende Gedanke und die umfassende Gestaltung, das neue Leben und die erregten Kräfte auf Einen Mann zurückweisen, ohne den die Masse träge und die Kraft wie im Todesschlaf geblieben wäre, auf Einen Geist, der ringsumher in vielen Strahlen erscheint und in vielen Funken sprüht, auf Einen Willen, der die Willigen führt und die Widerstrebenden

mit sich fortzieht, kurz auf Einen Mann, der weiss, was er kann und will was er weiss; so stellt ein solcher Mann das Wesen und die Kraft des Menschen grösser dar. Während seine Thaten in die unendliche Welt hinausweisen und Niemand ihre Wirkungen zu begrenzen vermag, steht er selbst da in sich ganz ... Die Eigenthümlichkeit seines Wesens, die innerste Quelle jener Wirkungen, fesselt wie mit einem Zauber die Betrachtenden und um so mehr, je näher sie ihm stehen, je mehr sie an ihm Theil haben. Die Menschen, sich zu ihm hinaufziehend, nennen ihn den Grossen, und die Geschichte pflanzt den Namen fort.“ Diese Züge sucht Tr. in Friedrichs Wirken und Charakter nachzuweisen. Es war ein Gedanke, der durch Friedrichs Leben und Thaten ging. Es war der Gedanke, was in dem ihm überkommenen Preussen an Grösse angelegt und vorgebildet lag, zur Wirklichkeit zu bringen. Sein Gedanke war: die Kraft und die Wohlfahrt seines Landes, heller Geist und Gerechtigkeit in seinem Volke. Es wird gezeigt, wie glorreich er diesen Gedanken in den gegebenen Verhältnissen durchgeführt und wie dies nur möglich war, weil sich in ihm die Grösse des Feldherrn und des Staatsmannes, die theoretische Betrachtung und die welthistorische That vereinte. Dem zerfallenden Deutschen Reiche gegenüber, legte er den Grund zur Wiedergeburt. „Wenn Deutschland seit der Reformation in zwei Richtungen des christlichen Bekenntnisses gespalten war und wenn die religiöse Spaltung vielfach zu einer politischen geworden war, so lag in der neuen Macht des allgemeinen und allen gleichen Staates die Zukunft einer deutschen Wiedervereinigung.“ Und Friedrichs Grösse zeigt sich in seiner allgemeinen Wirkung; er wirkte auch da im deutschen Sinne, wo er selbst, wie in der Literatur, von der deutschen Richtung am weitesten entfernt war. Der zweite Vortrag: „Machiavell und Antimachiavell“ (No. 32, 1855) stellt nun dar, wie Friedrich d. Gr. in seiner Schrift gegen Machiavell als Kronprinz die Idee seiner Regierung sich klar vorzeichnet, im Gegensatz zu der machiavellistischen Politik. Wenn man Machiavells grosser nationaler Absicht auch Gerechtigkeit widerfahren lässt, was Friedr. noch nicht konnte, so bleibt doch Friedrichs Einspruch gegen den Machiavellismus in seiner ganzen Kraft wahr. Denn selbst für das kranke Italien war das Gift nicht heilsam, das Mach. ihm in seinem „Fürsten“ verordnete. „Wo ein Krieg Aller gegen Alle herrscht, da gilt die Selbsterhaltung allerdings als letztes Gesetz, da gilt unvermeidlich Gewalt und List. Soll aber der Krieg Aller gegen Alle enden, so bedarf es für den, der ihn beizulegen berufen sein soll, ausser der Kraft und Consequenz einer innern Erhebung über Gewalt und List; es bedarf, um einen Ausdruck Platos anzuwenden, einer königlichen Natur, die den Keim der Tugend, welchen sie um sich herum schaffen will, schon in sich selbst trägt.“ So ist Friedrichs Charakter. „Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, um der Theorie willen der Betrogene und

Ueberlistete zu sein. Aber er ist in seinem Wesen jene hochherzige königliche Natur, welcher nicht Gewalt und List, wenn er sie üben muss, das Höchste sind, sondern Gerechtigkeit nach innen und Stärke nach aussen.“ Der 3. Vortrag: „Aus Friedrichs des Grossen politischen Vermächtnissen vom Jahre 1752 und 1768“ (N. 33, 1870) knüpft an den vorigen an. „Von Machiavell hatte Friedr. die nüchterne Klugheit gelernt, die dem Mann der Geschäfte nöthig ist; aber von dem Unedlen in den Maximen zurückgestossen, hatte er seinen Antimachiavell geschrieben. Gedanken, die er in dieser Schrift ausspricht, leiten ihn sein Leben hindurch.“ Und was ihn nun als Steuermann des Staats die Erfahrung gelehrt, will er in jenen politischen Testamenten mittheilen. Ohne in das Kleine, das Besondere einzugehn, fasst der König darin die Dinge mit philosophischem und doch streng positivem Geist im Grossen. Danach betrachtet er die vier Hauptpunkte mit denen die Regierung zu thun hat: die Rechtspflege, den klugen Haushalt der Finanzen, die kräftige Erhaltung der militärischen Zucht und die Kunst, die richtigsten Massregeln zur Förderung der politischen Interessen zu nehmen. Tr. entnimmt aus den Testamenten die bleibenden Gedanken, die nach Friedrichs Anschauung seinem Staate zu Grunde liegen und darum seine Zukunft bedingen. In den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg“ hatte der König den grossen Kurfürsten in grossen Zügen gezeichnet und man sah darin ein Vorbild, dem er nacheiferte. Daher setzt Friedrich in der That nur die Idee des Staates fort, wie sie seit dem grossen Kurfürsten der Entwicklung Preussens zu Grunde liegt. Diesen Zusammenhang, fortgeführt bis in unsere Zeit, betrachtet der 4. Vortrag, die Rectoratsrede vom 3. Aug. 1864 „Preussens Wesen in seiner Entwickelung unter dem grossen Kurfürsten, Friedrich dem Grossen und Friedrich Wilhelm dem Dritten.“ Die drei genannten Fürsten sind die drei repräsentativen Männer des historischen Preussens. Es wird dies zuerst an der Machtentwickelung Preussens gezeigt. Der grosse Kurfürst legt das Fundament des selbstherrlichen Staates; Friedrich d. Gr. giebt dem Staate die zum Bestehen nöthige Festigkeit und Friedr. Wilhelm der Dritte vollendet die Staatseinheit durch das in den Freiheitskriegen bewährte Nationalgefühl. Die Staatsmacht ist aber in Preussen von Anfang an nur der Schutz des Rechtes, und der Staat, der Millionen Menschen zu einem Menschen begreift, hat hier die Gesinnung des Herrschers zur bewegenden Seele. Die Gesinnung der Regenten Preussens spricht sich in dem Wahlspruch des grossen Kurfürsten aus: *Pro deo et populo* — für Gott, nach dem Grundsatz: „das Gewissen ist Gottes,“ dem Grundsatz der Gewissensfreiheit, die von Brandenburg ausgegangen ist; für das Volk, nach dem Grundsatz, dass der Staat die Sache des Volkes ist. Diese Gesinnung hat sich durch Friedr. d. Gr. und Friedrich Wilhelm III. in dem inneren Anbau des Staates verwirklicht. Dies weist der

Vortrag nach, indem er zuerst die fortschreitende Arbeit des Volkes unter dem Schutz und der Anregung des Staates betrachtet — also das Verhältniss des Staates zur Kirche, zu den materiellen Interessen, zur Kunst und Wissenschaft und dann die jene Mannigfaltigkeit in eine Einheit zusammenfassende Staatsarbeit in Bezug auf die Finanzen, das Heer und die Verfassung. Der Vortrag wurde kurz nach Beendigung des Dänischen Krieges gehalten. Mit Bezug darauf heisst es darin: „Das Schwert einer Nation, das in langem Frieden nicht rostet, sondern jeder Zeit scharf und blank aus der Scheide fährt, ist nicht genug zu bewundern — und Europa bewunderte es jüngst. In der Siegesfreude und dem Dank gegen die Tapfern und Kühnen gedachten wir auch dankbar der Heeresordnungen des Königs Friedr. Wilh. III.“ Die Entwickelung der Verfassung seit dem grossen Kurfürsten zeigt, wie zuerst die Souveränität des Staates den Freiheiten der Stände gegenüber begründet wird, in denen die Reste ächten germanischen Wesens mit Entartetem so verwachsen waren, dass ihre Berechtigung aufhörte; wie dann unter Friedr. d. Gr. die Spannkraft der vollen Souveränität in den Kriegen verwendet wird und wie unter Friedr. Wilh. III. sich das Werk des Staates zu vollenden strebt, indem die Kräfte des Einzelnen entwickelt und durch Pflege des Gemeinsinnes für das Ganze herangezogen werden. Dadurch dass alle Preussen Staatsbürger wurden, dass die Erbunterthänigkeit aufhörte, dass den Gemeinden die Selbstverwaltung übergeben wurde, war eine Herstellung städtischer Ordnungen in den Provinzen und Kreisen und eine in demselben Sinn angelegte Landesverfassung die Consequenz. Der König ging bis zur Einrichtung der Provinzialstände. Die Gliederung konnte dabei nicht stehen bleiben; ihre eigene Anlage wies sie weiter. „Aber hier brach Preussens stetige Geschichte ab. Nach der Anlage sollte die Repräsentation nicht unmittelbar aus der ganzen Volksmasse, sondern über den unteren und mittleren Stufen ähnlicher Institute zur Berathung über das Ganze aufsteigen. In der Schule dieser Institute sollte Gemeingeist und Einsicht reifen. So fasste namentlich Wilhelm v. Humboldt den Trieb auf, der in den Einrichtungen des Königs lag. Ein Menschenalter hindurch blieb die Erwartung, die sich an die Königl. Verordnung vom Jahre 1815 knüpfte, unerfüllt. In der gesteigerten Ungeduld, dass aus diesen Anlagen nichts werde, sprang Preussen von den tiefer wurzelnden Ansätzen ab und an diesem Sprung leiden wir noch heute.“ Der Vortrag fällt in die Zeit des Conflicts. Er fügt darüber Folgendes hinzu: „Die Entwickelung der Dinge würde über den Entwurf von 1815 hinausgeführt haben; aber, irren wir nicht, die Grundlage böte eine grössere Gewähr der Verständigung und des Ansehens. Die Rechte würden sich Schritt vor Schritt bestimmt haben, und schwerlich könnte es in der aus der angelegten Entwickelung entsprungenen Verfassung

eine solche Lücke geben, wie die ist, in die sich heute der Streit hineingeworfen hat."

Die Ergebnisse der geschichtlichen Entwickelung Preussens fasst der fünfte Vortrag in ein Gesammtbild: „Ueber Preussens Eigenart. Zum 21. März 1867, der Vorfeier des Geburtsfestes des Königs" (Nr. 34, 1867). Tr. schildert zuerst die Empfindungen des Volkes vor dem Kriege mit Oesterreich — „unsere Gefühle sträubten sich gegen den Gedanken eines deutschen Krieges" — und beschreibt dann den Umschwung der Stimmung, sowie die Folgen des Sieges: die Wiederherstellung der innern Eintracht und die Gründung des norddeutschen Bundes. Der König hatte nach der siegreichen Heimkehr die Glückwünsche der Akademie entgegengenommen und seine erhebende Erwiderung, worin er neben der Tapferkeit des Heeres die allgemeine Bildung erwähnte, mit den Worten geschlossen; „So hat sich in diesem Kriege der alte Weg bewährt." Der Vortrag ist ein Commentar dieses Wortes. Der alte Weg! also Preussens überkommene Eigenthümlichkeit siegte. Es war eine der Philosophie würdige Aufgabe, diese Eigenart des preussischen Staates in dem Augenblicke klar hinzustellen, wo Preussen seinen grossen Beruf für Deutschland antrat. Die Grundlage bildet die allgemeine Schulpflicht und Wehrpflicht. Dies sind die Stützen des Staates. Die Verfassung desselben ist der Entwicklung fähig, ohne dass dadurch der Schwerpunkt, das monarchische Princip, verschoben wird. Die Kraft dieses Princips gründet sich zuerst auf den ritterlichen Geist der Fürsten, der den Staat nach Aussen stark macht, der durch stete Vervollkommnung der Kriegsmacht dahin arbeitet, dass der Krieg, die traurige Ausnahme von dem die Völker verbindenden Rechte, kurz sei. Nach Innen aber hat die Monarchie ihren festen Halt in dem Vertrauen zwischen Volk und Fürsten, denn Preussens Regenten waren im Volk immer Person und im Staate nie Figur. Die äussere Politik der Hohenzollern ist von Anfang an deutsch: „Was für Preussen erworben wird, ist für Deutschland gewonnen"; aber sie ist zugleich vorsichtig; sie baut Deutschland Schritt vor Schritt auf dem Grunde der Thatsachen. In Bezug auf die Förderung der materiellen Wohlfahrt ging Preussen mit der Wissenschaft verbunden in Einigem voran und blieb in Keinem zurück. Durch die weise Sparsamkeit der Finanzen ist der Staat vor dem Börsenpatriotismus gesichert. Sein Wesen besteht darin, dass er die Pflege attischer Bildung mit der kriegerischen Kraft Spartas verbindet. Der steten Verbesserung und der Strenge des Rechtes entspricht in Preussen das Gefühl der Pflicht, worin die Fürsten vorangingen und das Volk erzogen, und — was nach Aristoteles tiefer als das Recht geht — der Staat ist auf die vielseitigste Befreundung aller Glieder angelegt: das Heer, die Schule, die Selbstverwaltung, die Verfassung, die Vereinigung verschiedener Volksstämme, die Parität des religiösen Bekenntnisses — alles dient dieser Befreundung. Und so ist es berufen, Deutschland wieder-

herzustellen; denn seine Eigenart ist nichts, was nicht dem Wesen und Vermögen nach auch im übrigen Deutschland läge; der deutsche Grund ist in Preussen nur zu mächtigerer Gestaltung gediehen. Zum Schluss weist der Vortrag darauf hin, dass Deutschlands eine Zeit der Anstrengung und Anspannung harrt und sich vor der Siegesfreude schon neue Kämpfe aufthun. Doch die Zuversicht der Nation zu sich selbst ist gewachsen und sie freut sich des königlichen Wortes: „Dem Fremden keinen Fussbreit deutschen Landes."

Es folgen nun mehrere Vorträge, welche specielle historische Ausführungen der in den vorigen gegebenen allgemeinen Idee Preussens enthalten. Sie weisen zunächst wieder auf Friedr. d. Gr., den „Polarstern der Preussischen Geschichte" hin. Der 6. (35, 1859) „Friedr. d. Gr. und sein Staatsminister Freiherr v. Zedlitz", zeigt, wie der grosse König jenen „hellen Geist" in seinem Volke erzieht, wie er darauf ausgeht, dass es „raisonniren" lerne, wie er es der Mündigkeit entgegenführt. Der 7.: „Friedrich d. Gr. und sein Grosskanzler Samuel v. Cocceji" (Nr. 36, 1853. 1863) führt die erste Justizreform vor und zeigt dabei, wie das Naturrecht in der preussischen Gesetzgebung praktisch geworden. Den ersten Ursprung der Justizreform verfolgt der 8. Vortrag: „Leibnitzens Anregung zu einer Justizreform" (Nr. 37, 1864). Es wird ein Blatt aus dem Königl. Archiv veröffentlicht, das Tr. dort aufgefunden, ohne Datum und Unterschrift, aber offenbar von Leibnitzens Hand und darauf berechnet, den König Friedr. I. anzuregen, worin in wenigen klaren Sätzen die Reform vorgezeichnet ist. „So denkt Leibnitz im Anfang des Jahrhunderts, was nach langer Anstrengung am Ende desselben durch das Landrecht zu Stande kommt; und in dem grossen Vorgang ist Leibnitz ein kleines, aber erstes Glied." In dem 9. Vortrag: „Friedr. d. Gr. Verdienst um das Völkerrecht im Seekrieg" (Nr. 38, 1866) wird der merkwürdige Rechtsstreit Friedrichs mit der Krone England, über die dem neutralen preussischen Handel im Seekrieg 1745 zugefügte Beschädigung, sowie die durch des Königs Energie erreichte Vergütung aus den Akten dargestellt. Der König führte hier den ersten Schlag gegen das Unwesen des Seerechts, das noch den letzten Krieg schändete, und Tr. zeigt, wie sein Verfahren zu weiteren Schritten treiben müsse, was er in der Broschüre „Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870" weiter ausgeführt hat. *)

Den Schluss des Bandes bildet eine zur Vorfeier des Geburtstages des Königs und im Beisein des Monarchen am 21. März 1861 in der Akademie gehaltene Rede (Nr. 39): „Die Akademie der Wissenschaften unter der Regierung des Königs Friedr. Wilh. des Vierten." Es werden darin zuerst die Arbeiten der Akademie auf dem weiten Felde der Wissenschaft in dem angegebenen Zeitraum kurz dargestellt. Der Ueberblick der Wissenszweige geschieht

*) Für diese Broschüre und für die 2. Aufl. des Naturrechts ist eine Rede am Geburtstage des Königs aus dem Jahre 1865 mit benutzt, wovon sich in den Monatsb. d. Ak. nur eine kurze Inhaltsangabe findet.

dabei nach dem System Tr.'s. Er hebt von der reinen Mathematik an und schreitet dann durch die angewandte Math. zur Naturwissenschaft fort, die in eine Physik und Biologie der Erde zerlegt wird, beide vereinigt durch die Geologie. Den Knotenpunkt der Naturwissenschaft und Geschichte bildet die Geographie. An die Naturwissenschaft grenzt zugleich die vergleichende Sprachforschung. Hieran schliesst sich dann die Philologie im weitesten Sinne, welche in der Geschichte gipfelt. Durch die Statistik schliesst sich die historische Wissenschaft wieder mit der Mathematik zusammen. Aus diesem Ueberblick folgert er die Nothwendigkeit der Philosophie als der „architektonischen" Wissenschaft, welche in der durchgeführten Theilung der Arbeit den Blick des Werkmeisters, den Blick für das Ganze in den Theilen wahrt. Aber zugleich ergiebt sich aus dem ungeheuren Umfange des Wissensgebietes die Schwierigkeit dieser Aufgabe, zumal in einer Zeit, „die in der Philosophie zunächst auf Kritik hingewiesen ist", so dass sich die erzeugende Kraft nothwendig gehemmt fühlt. Demgemäss beschreibt er die philosophischen Bestrebungen der Akademie, ohne seine eigenen zu erwähnen. Er schildert nun, wie in die Arbeiten der Akademie auf allen Gebieten Friedr. Wilh. IV. fördernd eingegriffen, und giebt ein schönes Bild von dem historischen Geist des Königs.*)

Der 2. Band der Kl. Schriften enthält 13 Aufsätze. Unter dem Titel „Zu Staat und Recht" sind hier die oben (S. 183, 194) angeführten akademischen Abhandlungen Nr. 16 und 23, und der Aufsatz „Die Definition des Rechtes" (oben S. 194) zusammengestellt. Hierzu ist eine akademische Abhandlung aus dem Jahre 1850: „Ueber die Methode bei Abstimmungen" (Nr. 41) und eine andere von 1857: „Die königliche Betrachtung der Dinge und das Wesen der Wissenschaften" gefügt (Nr. 42). Es sind in letzterer, zum Geburtstag Friedr. Wilh. des IV. gehaltenen Rede an Plato's Idee von der „königlichen Wissenschaft" Betrachtungen über das Verhältniss von Königthum und Wissenschaft geknüpft, die in Plato's Geist gedacht sind. Unter einer 2. Rubrik, „zur Pädagogik" steht der Aufsatz „Das Turnen und die deutsche Volkserziehung" (oben S. 93). Dann folgen die oben (S. 105) erwähnten 4 Universitätsreden. Den Schluss bilden 4 Aufsätze „Zur Kunstbetrachtung". Der erste ist ein im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin 1843 gehaltener Vortrag über „Raphaels Schule von Athen", ein Gemälde, das Trendelenburg vor allen liebte, weil er darin seine Anschauung von der Philosophie von genialer Künstlerhand dargestellt fand. Die sinnige Beschreibung des Bildes ist geeignet, auch weiteren Kreisen diese Weltanschauung verständlich zu machen. Bezeichnend ist für die Art seiner eigenen philosophischen Arbeit das, was er über das Verhältniss von Plato und Aristoteles sagt: „Wenn Plato und Arist. gegen einander stehen, so ist es doch kein Streit

*) Ein Vortrag über „Leibnitz und die Thätigkeit der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften im vorigen Jahrhundert" (Nr. 40, 1852) war bereits in den H. B. 2. Bd. VIII. abgedruckt.

auf Leben und Tod. Schon im Alterthum und namentlich auch zu Raphaels Zeit, arbeitete man an der Ausgleichung der platonischen und aristotelischen Philosophie. Ist denn der Himmel, auf den Plato in die Höhe, und die Erde, auf die hier zunächst die sichere Hand des Arist. weist, dergestalt auseinander gerissen, dass sie nicht Ein Gedanke, Ein Ganzes umschlösse? Wir schauen auf die Ruhe beider Gestalten und glauben an eine Wahrheit, die beiden innewohnt, an einen Gedanken, in dem beide sich einigen werden. Aristoteles, Plato's Schüler, hat mitten in dem Gegensatz das Wesentlichste des platonischen Geistes in sich aufgenommen." In einem andern Vortrag (Wissenschaftl. Verein 1846) „Niobe. Betrachtungen über das Schöne und Erhabene" hat Tr. die ästhetischen Grundbegriffe an der Niobidengruppe (oben S. 41) erörtert; der Aufsatz ergänzt die grundlegenden Betrachtungen der L. U. über das Schöne und ist in diesem Sinne auch dort Bd. II. S. 140 citirt. In ebendemselben Sinne ist an derselben Stelle der L. U. zugleich auf den nächstfolgenden Aufsatz „Der Kölner Dom" verwiesen. Dies ist ein akademischer Vortrag (Nr. 43), gehalten in der Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtstages des Königs Friedr. Wilh. IV., 1853. Er wollte die durch die politischen und religiösen Wirren zurückgedrängte Theilnahme für den Dombau, für jene einst mit solcher Begeisterung aufgenommene Idee Friedr. Wilh. IV. (vergl. oben S. 94) neu beleben helfen. Die Betrachtung zeigt, wie das Schöne und Erhabene in dem *Stil* des Domes, „dem klassischen Bau im Romantischen" seinen eigenthümlichen Ausdruck findet. Der Band schliesst mit einer Schrift, welche Tr. 1865 zum Doctorjubiläum Eduard Gerhard's als Festgruss hatte erscheinen lassen: „Das Ebenmaass, ein Band der Verwandtschaft zwischen der griechischen Archäologie und griechischen Philosophie." Die Abhandlung schildert in anmuthiger Weise die innere Uebereinstimmung des Platonismus mit der griechischen Plastik, indem sie nicht nur die im Philebus entwickelte Ansicht vom Ebenmaass erläutert, sondern zugleich nachweist, wie das Ebenmaass, das dem griechischen Geist zuerst in der Kunst aufging, bestimmend alle Theile der platonischen Philosophie durchdringt, bald logisch als Analogie, bald mathematisch als Proportion. So ist der 2. Band der Kl. Schr. geeignet, auch dem grösseren Publikum einen Einblick in alle wesentlichen Seiten der wissenschaftlichen Arbeit Tr.'s zu gewähren und die Auswahl der Gegenstände, wie die klassische Darstellung dürfen auf das allgemeinste Interesse Anspruch machen. Von der Sammlung sind solche kleine Schriften ausgeschlossen, welche mehr dem Zwecke des Augenblicks angehörten, wie die zerstreuten Journalartikel.*)

*) Ausser den angeführten wissenschaftlichen hat Tr. noch eine Anzahl kleiner Artikel aus persönlichen oder politischen Anlässen in verschiedenen Zeitschriften geschrieben, die wir übergehen müssen. Wir erwähnen nur, dass er an dem Tagesblatt „Das neue Preussen" mitarbeitete, welches vom 22. Mai bis 29. Juni 1848 erschien und das constitutionelle Königthum gegen die extremen Parteien nach beiden Seiten hin vertrat.

Dahin gehört auch eine politische Flugschrift aus dem Jahre 1848, betitelt: „Eine Kammer oder zwei? und von welcher Art. Nachträgliches Wort eines Wahlmannes", worin das Zweikammersystem mit einer, nicht auf Geburt und Besitz basirten, sondern aus den Vertretern der verschiedenen Berufsarten corporativ gewählten Ständekammer vorgeschlagen wird, so dass die letztere ohne Privilegium nur eine Aristokratie der besondern Einsicht wäre, während in der Volkskammer die Demokratie der allgemeinen Gesinnung zum Rechte käme. Die Frage ist im Naturrecht §§ 206 u. 207 von einem umfassenderen Standpunkt aus erörtert. Wir erwähnen ein 2. Flugblatt vom 29. Dec. 1848: „Welcherlei Wahlmänner wir wollen?", unterzeichnet: „von einer Anzahl gleichgesinnter Urwähler aus dem 76. Bezirk", worin ein constitutionell vermittelndes Wahlprogramm aufgestellt ist.

Aus einem anderen Grunde, als diese Aufsätze, sind in die Kl. Schr. mehrere akademische Abhandlungen nicht aufgenommen worden, die Tr. offenbar für einen 4. Band seiner H. B. bestimmt hatte. Es sind dies die oben erwähnten überhaupt noch ungedruckten Nr. 25, 26, 27. An diese letzten, etymologischen Abhandlungen liesse sich ein Artikel aus den *Acta societatis graecae* Vol. I., 1836 *De accusativi nomine* anschliessen. Gewiss wird sich ausserdem für den 4. Band ganz vorzüglich der Vortrag „Zum Andenken an C. A. Brandis" (1868 N. 44) eignen, an den als Anhang eine anonyme Recension von Brandis „Aristoteles, seine akademischen Zeitgenossen und seine nächsten Nachfolger" aus dem Litterarischen Centralblatt von Zarncke (1853 N. 25) gereiht werden könnte. Neben diesem dürfte ein Artikel aus dem *Biographical dictionary of the society for the diffusion of useful knowledge* aus den vierziger Jahren Aufnahme beanspruchen: *The life and writings of Aristotle by F. A. Trendelenburg, translated from the German by George Long.* Das deutsche Mscr. findet sich in Tr.'s Papieren und könnte aus dem Collegienheft über Geschichte der Philosophie ergänzt und berichtigt werden. Ferner gehört die Abhandlung Nr. 13 „über die Darstellung der peripatetischen Ethik beim Stobäus" in diesen Zusammenhang. Endlich ist die zuletzt ausgearbeitete Vorlesung über die Bedeutung der Aristotelischen Ethik druckreif und ganz in der Art der H. B. geschrieben. Die übrigen Vorlesungen zu drucken hat Tr. in einer letztwilligen Bestimmung untersagt. Doch steht gewiss nichts entgegen, dass die ihm eigenthümlichen Gedanken in ihrem systematischen Zusammenhange veröffentlicht werden. Es sind Vorbereitungen getroffen, dass dies zunächst in den „Philosophischen Monatsheften" geschehe. Mehre seiner Schüler und Freunde wollen sich der Arbeit gewissenhaft unterziehen, und nachdem dieselbe der allgemeinen Prüfung unterbreitet ist, könnten die nochmals revidirten Publicationen später in eine ausführliche Biographie mit aufgenommen werden. Die noch ungedruckten psychologischen Abhandlungen (20, 21) würden bei der Darstellung des Collegs über Psychologie mit abzudrucken sein.

Der ausgebreiteten und gründlichen literarischen Thätigkeit Tr.'s fehlte es auch nicht an äusserer Anerkennung. Er war seit November 1859 ordentliches Mitglied der Münchener Akademie, seit November 1861 auswärtiges Ehrenmitglied der *American Academy of Arts and Sciences* in der Section für Philosophie und Jurisprudenz (als Nachfolger Bunsens), seit December 1861 auswärtiges Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, seit Juli 1866 correspondirendes und seit April 1869 auswärtiges Mitglied (als Nachfolger von Brandis) der *Académie des Sciences morales et politiques* im *Institut de France*. Die Universität Greifswald ernannte ihn bei ihrem Jubiläum zum Doctor der Theologie, die Universität Bonn bei gleicher Gelegenheit zum Doctor der Jurisprudenz. Letzteres geschah auf Vorschlag Boecking's, dem die 2. Auflage des Naturrechts „in dankbarer und herzlicher Erwiederung" gewidmet ist. Die höchste Auszeichnung für wissenschaftliche Verdienste in Preussen, die Verleihung des Ordens *pour le mérite*, ehrte ihn im Sarge; die Verleihungsurkunde traf unmittelbar nach seinem Tode ein.

VI. Bewährung im Leben und Sterben.

Bonitz sagt in seiner bereits erwähnten Gedächtnissrede (S. 21): „Darin darf man Tr. einen Platoniker im edelsten Sinne des Wortes nennen, dass bei ihm nach Platons Forderung Wissen und Wollen, theoretische Erkenntniss und thätige Verwirklichung in vollem Einklange standen, so dass seine Philosophie die bewegende Seele seines Lebens war." Dies bewährt sich zunächst in seiner politischen Wirksamkeit. Vor dem Jahre 1848 beschränkte sich dieselbe darauf, seinen persönlichen Einfluss in leitenden Kreisen zum Besten der Wissenschaft und Volksbildung geltend zu machen. Er wollte so auf dem ihm angewiesenen Platze die Aufgabe des preussischen Staates für Deutschland verwirklichen helfen. Es leiteten ihn jene Gedanken Plato's, die er in dem Vortrag über die sittliche Idee des Rechts (Kl. Schr. II, S. 16) als Leitstern hinstellt: „Die Verfassungen entstehen aus den Sitten im Staate; die Sitte aber ist nicht durch das Gesetz zu bestimmen, sondern durch den Geist der Erziehung." Die Wissenschaft also durch organisches Zusammenwirken mit dem Staate zur Macht zu erheben, schwebte ihm, wie einst Hegel als Ziel vor, nur dass er nicht sein System mit der Wissenschaft überhaupt identificirte. Wenn er so der Pflicht der Philosophie getreu am Staate bauen half, so war sein Streben von Vertrauen zur Regierung getragen, ohne dass er darum in jedem einzelnen Falle sein freies Urtheil, die Forderung seines Gewissens irgend wie preisgegeben hätte. Vielmehr war er als Universitätslehrer mehrmals in der Lage, den

Uebergriffen der Staatsverwaltung gegenüber für die Freiheit der Wissenschaft einzutreten. Er hatte hierbei den Vortheil, dass man im Hinblick auf seine bewährte loyale Gesinnung seinen Vermittelungsversuchen wiederum Vertrauen entgegenbrachte. So wirkte er mehr für die Freiheit, als die Oppositionspartei aus der junghegelschen Schule, die seine Stellung als ministeriell und servil bezeichnete. Er hat sich in seiner Streitschrift gegen Gabler energisch gegen jenes Manöver seiner Gegner ausgesprochen. »Der grösste Philosoph, sagt er (Logische Frage II., 31), der je die menschlichen und göttlichen Dinge betrachtet, Aristoteles, erklärte die Philosophie für die freieste der Wissenschaften, für die allein freie. Man überblicke das mehr als zweitausendjährige Leben, das die Philosophie in unserem Geschlechte voll Geist geführt hat, und gestehe ein, dass allen Verwandlungen der Weltanschauungen und des Selbstbewusstseins immer Eine gemeinsame Richtung zu Grunde liegt: Vernunft und Freiheit. Was drängt sich denn Eine Gestalt der vielen hervor und läuft auf den Markt, nachdem sie ihren ganzen Leib, damit jeder es wisse, mit dem Stichworte »Freiheit« beklebt hat, und ruft aus vollem Munde: »Freiheit! Helft mir; denn man will mich unterdrücken.« Wenn Gedankenmassen sich nicht mehr selbst helfen können, so gehen sie unter, und wenn sie in sich gross sind, so kann kein Verfolger ihnen etwas anhaben, vielmehr wachsen sie durch die Verfolgung. Vernunft und Freiheit — war immer die stille Voraussetzung aller Philosophie. Wie versteht man aber jetzt die Freiheit? Man macht den geistigen Begriff handgreiflich; man lässt die ewige Idee in den Zufall des allernächsten wandelbaren Augenblicks aufgehen. »Was ist Freiheit anders als Opposition?« sucht man der Zeit durch die Zeitungen beizubringen, und man schreibt getrost auf das Banner der Philosophie: »Freiheit und Opposition!« Für Tr. stand der politische Beruf der Wissenschaft über den Parteien; die Philosophie sollte sich allerdings nicht gegen die Zeit absperren, aber sie sollte, »von den Kamäleonsfarben der Gegenwart ungeblendet die Idee in ihr suchen und ausprägen.« Bei seinem ausserordentlichen Vertrauen auf die Stätigkeit der Entwickelung Preussens und auf die Festigkeit des monarchischen Princips in diesem Staate mussten nun die Ereignisse des Jahres 1848 zuerst erschütternd auf ihn wirken. Das Leben des Staates, auf dessen organisches Wachsthum er vertraut, schien ihm geknickt. Doch blieb ihm kein Zweifel über das eigene Verhalten. Er sah in den unruhigen Zeiten die Universität als den Posten an, den er mit zu vertheidigen habe, und in vereinter Arbeit mit gleichgesinnten Collegen gewann er bald die Zuversicht, dass die preussische Staatsidee siegreich aus diesen Stürmen hervorgehen müsse. Es galt jetzt, seine Pflicht als Staatsbürger zu thun. Er reihte sich in die bewaffneten Cohorten der Universität ein, die im Verein mit der Bürgerwehr die Ordnung aufrecht hielten; er suchte in Bezirksvereinen durch Vorträge das Volk über die poli-

tischen Grundbegriffe aufzuklären*); er trat in den Wahlversammlungen vermittelnd zwischen die Parteien. Als es sich in der aufgeregtesten Zeit um die Wahl zum Frankfurter Parlamente handelte, lehnte er in einer Bürgerversammlung die Candidatur mit der characteristischen Erklärung ab, „er sei masslos gemässigt.“**) Dagegen nahm er im Jahre 1849 die Wahl zur zweiten Kammer an, weil er nach Auflösung der demokratischen Kammer durch die Wahlenthaltung einerseits und die Reaction andrerseits das constitutionelle System gefährdet sah. Er hielt es für die erste Pflicht, mit daran zu arbeiten, dass die neue Kammer dasselbe wieder zu Ehren bringe, indem sie unter Anerkennung der octroyirten Verfassung, die im Sinne des verfassungsmässigen Königthums zu ergänzen sei, die gelockerte Ordnung und das geschwächte Gesetz wieder befestige und dadurch ein freies und festes Preussen herstellen helfe. Vor Allem aber galt es die deutschen Hoffnungen, die trotz der Ablehnung der Kaiserkrone auf Preussen ruhten, nicht vereiteln zu lassen. Tr. war sich wohl bewusst, dass er wenig geeignet war, in dem Parteigetriebe einer politischen Versammlung mitzuwirken. Dass er das Mandat annahm, war ein schweres, der Pflicht gebrachtes Opfer. Er schloss sich natürlich der liberalen Mittelpartei an. Mit gewohnter Gewissenhaftigkeit nahm er an den Plenarsitzungen und besonders an den mühsamen Arbeiten der Budgetcommission Theil, in welche er gewählt wurde, und welche damals zum ersten Mal den Staatshaushalt Preussens zu berathen hatte. Sehr selten trat er als Redner auf. Eine längere Rede hielt er nur einmal am 25. Sept. 1849, als es sich um die Frage handelte, ob der Kammer das Recht zustehen solle, jährlich die Forterhebung der Steuern allgemein zu verweigern. Er führte gegen diesen Vorschlag aus, dass damit ein festes Staatswesen nicht bestehen könne und dass die Freiheit eine solche Bürgschaft nicht erfordere. Er beruft sich dabei den Politikern des Tages gegenüber auf Wilhelm von Humboldt und den Freiherrn von Stein, „die Statsmänner Preussens für immer.“ Er hielt die Rede, weil er in der wichtigen principiellen Frage nicht schweigen wollte, obgleich er überzeugt sein musste, dass er vergeblich sprach.***) Unter schweren Kämpfen fügte er sich der Nothwendigkeit, auch gegen seine Ueberzeugung zu stimmen, wenn es galt, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Bald trübte sich der politische Horizont vollständig. Der Verlauf des Schleswig-Holsteinischen Kampfes

*) Er behandelte hier z. B. die Fragen: Was ist constitutionelle Monarchie? Eine oder zwei Kammern? Wie verhält sich die preussische Verfassung zur deutschen? Directe oder indirecte Wahlen? Wie weit kann der Staat durch Gesetze in die Verhältnisse der Arbeiter eingreifen? Ueber Schwurgerichte etc.

**) In Folge dieser Wahlen und als vorbereitende Betrachtung für die damals bevorstehende Wahl zur Nationalversammlung schrieb er die oben erwähnte Broschüre: „Eine Kammer oder zwei? Und von welcher Art?“

***) Vergl. Stenogr. Berichte über die Verhandlungen der durch die a. h. Verordnung vom 30. Mai 1849 einberufenen 2. Kammer. Bd. I. S. 414 ff.

musste für Tr. besonders schmerzlich sein; er betheiligte sich lebhaft an den vergeblichen Bestrebungen der Kammer den schmachvollen Ausgang abzuwenden. Es folgte der Vertrag von Olmütz. Als nun die am 3. Jan. 1851 zusammentretende Kammer am 7. über die Interpellation Vincke's in Betreff der Deutschen Frage zur Tagesordnung überging, hielt es die Mittelpartei an der Zeit — ohne dass sie die neue Richtung der preussischen Politik billigte — zu schweigen. Tr. schien dies zweideutig gegen die Regierung, wie gegen das Volk. Er blieb sich selbst treu, als er an dem Tage, an welchem sein Programm als gescheitert anzusehen war, sein Mandat niederlegte. In einer Rede am 17. März 1851, worin er seinen Wählern Rechenschaft von seiner parlamentarischen Wirksamkeit gab, sagt er hierüber: „Ich versprach in erster Linie für ein festes Preussen, in zweiter für ein deutsches Preussen zu wirken. Das war mein kurzes Programm. Das Erste habe ich nach Kräften gethan, das Zweite habe ich nach Kräften versucht. Das Zweite war seit dem 7. Januar nicht mehr möglich; die Kammer ging über die Voraussetzungen der deutschen Politik zur Tagesordnung über. An dem Tage war mein Programm zu Ende und darum auch mein Mandat abgelaufen. Es war der letzte Tag, wo die Kammer noch etwas für die deutsche Frage thun konnte . . . Sie hatte nach meiner Anschauung die Pflicht zu reden, wenn irgend je. Falls sie nur das Rechte that, musste sie selbst die Gefahr nicht scheuen, aufgelöst zu werden — sie löste sich sonst in ihrer eignen Bedeutung selbst auf. Dass die Kammer an jenem Tage über die Fragen, die für Preussen die bedeutendsten waren, an denen sie selbst sich durch Wahlen und Creditbewilligung betheiligt hatte, zur Tagesordnung überging, erschien mir wie eine innere Vernichtung der prenssischen Kraft zu der äussern.“ Seine parlamentarischen Erfahrungen kamen jedenfalls seiner Theorie zu Gute und sind von ihm für seine Vorlesungen und sein Naturrecht verwerthet. Hierdurch und durch seiue patriotischen Reden suchte er von jetzt ab diejenige politische Wirksamkeit auszuüben, die der Philosophie angemessen ist. Hier stand er auch in trüben Zeiten für die geistige Freiheit ein. Ausserdem erfüllte er stets seine Pflicht als Wähler und Wahlmann. Als der Minister von Mühler 1862 in die Wahlfreiheit der Universitätslehrer einzugreifen versuchte, war Tr. besonders eifrig dafür thätig, dass die Berliner Universität den bekannten Protest gegen jene Massregel einlegte. Er stimmte als Wahlmann stets für Männer der liberalen Mittelpartei.

Wie im politischen Leben die Idee der Wissenschaft, die er zu verwirklichen bestrebt war, ihn über das Parteitreiben hinaushob, so war dies in noch höherem Grade in Betreff der kirchlichen Wirren unserer Zeit der Fall. Seine Philosophie war trotz der freiesten historischen Kritik in vollem Einklang mit den ewigen Grundwahrheiten des Christenthums, und er forschte viel und gern in der hei-

ligen Schrift. Schleiermachers Predigten besuchte er bis zu dessen Tode; sie waren für ihn eine Quelle der reinsten Erbauung, Später besuchte er die Kirche nicht häufig, zum Theil weil seine wissenschaftliche Thätigkeit seine Zeit zu sehr in Anspruch nahm, theils auch weil ihm die Predigt durch die steigende Orthodoxie verleidet wurde, gegen die er sich, auch als sie den Höhepunkt ihrer Macht erreicht hatte, in seinen Werken im Interesse der Wissenschaft wiederholt offen ausgesprochen hat. So lange sein Freund Nitzsch Universitätsprediger war, wohnte er häufiger dem Gottesdienst der Universität bei. In den letzten Lebensjahren hörte er nicht selten Professor Kleinert in der St. Gertraud-Kirche predigen, den er im Verkehr auf der Universität kennen und schätzen gelernt hatte. In seinem Hause waltete der Geist ächter Frömmigkeit, und die Seinen fühlten sich darin eins mit ihm und verstanden es, dass die geistige Arbeit die ihn in der Stille des Sonntags beschäftigte mit dem Gottesdienst, in welchem sie die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses suchten, homogen war. Am Abend seines Lebens ward ihm Veranlassung, sein Verhältniss zu der Kirche der höchsten Behörde gegenüber klar darzulegen. Auf Vorschlag des Oberkirchenraths wurde er vom König zu der 1867 zusammentretenden ausserordentlichen Provinzialsynode der Provinz Brandenburg berufen. Er lehnte diese Berufung in einem Schreiben an den Oberkirchenrath, von welchem sie ihm notificirt war, ab, weil ihm sein Gewissen verbiete, auf Grund des vorgelegten Entwurfes zur Synodalordnung und im Einklang mit dem herrschenden Begriffe der Kirchlichkeit an dem Verfassungswerke Theil zu nehmen. »Ich erkenne dankbar, sagt er in jenem Schreiben, die Segnungen, die ich in einem langen Leben in und von der Kirche genossen habe. Ich habe in ihr die freie Luft geathmet, der ich für mein Denken bedarf und bin überzeugt, dass ich sie auch künftig darin athmen werde. Aber der Entwurf hat mein Gewissen gemahnt, dass ich an der Kirche nicht mitbauen dürfe. Ich brauche nicht zu sagen, welche Schwierigkeiten für den, der es wissenschaftlich ernst mit diesen kirchlichen Bestimmungen nimmt, fast in jedem dieser Worte liegen. Ich wünsche weder mir noch einem andern die Freiheit zu verschränken, die sich diesen Begriffen gegenüber in der Entwicklung der evangelischen Kirche gebildet hat. Ich wünsche in meinen Kreisen und in den Wegen, die mir zugänglich sind — so viel an mir ist — das Beste der evangelischen Kirche zu fördern. Aber selber ihr Verfassungsrecht mitzubauen, bin ich von Gott nicht berufen.“

Die Idealität, mit welcher er Staat und Kirche auffasste, durchdrang auch sein ganzes Privatleben. Sein Haus war auf die innige, nie getrübte Uebereinstimmung der Gesinnung mit der von ihm gewählten Gattin gegründet, deren verständnissvolle Liebe es ihm leicht machte, alle Aeusserlichkeiten des Daseins in Einklang mit dem hohen Ziele zu setzen, welchem er nachstrebte.

Seine Ansprüche an das Leben waren bescheiden. Aus seiner Kindheit her schwebte ihm allerdings ein unerreichbares Ideal vor: er wünschte sich oft die abgeschlossene Stille eines eigenen Hauses; aber er konnte in Berlin diesen Wunsch nicht verwirklichen. Sehr ungern und nur nothgedrungen wechselte er die einmal gewählte Wohnung — was in 35 Jahren nur 3 Mal geschah. In seiner Lebensweise war Alles zweckmässig und massvoll geordnet, um dem Geist die Herrschaft über den Stoff auch in den kleinen Angelegenheiten zu sichern, deren Geringschätzung deutschen Gelehrten oft zum Fatum wird. Er bedurfte persönlich sehr wenig. Sein Geschmack in Bezug auf Speise und Trank war von kindlicher Einfachheit; er war mit allem zufrieden und verschmähte alle künstlichen Reizmittel. Auch beim Arbeiten waren ihm Reizmittel wie der Taback fremd; nur nach Tische, wo er etwa zehn Minuten zu schlummern pflegte, ermunterte er sich durch eine Tasse Kaffee, um der Trägheit des Körpers nicht zu viel Zeit zu opfern. Er stand im Winter um 7, im Sommer um 6 Uhr auf und der Morgenkaffee wurde schon am Studiertisch genossen; denn es blieb immer noch Zeit zur Vorbereitung für die um 7 oder 8 Uhr beginnenden Vorlesungen. Nach den letzteren trat zunächst eine kleine Pause in der Arbeit ein, wo bei einer Tasse Milch die Zeitungen gelesen wurden und zugleich gewöhnlich die Boten der Akademie, Facultät und Prüfungscommission abzufertigen waren. Dann gehörte die Zeit bis zum Mittagsessen, d. h. bis gegen $^1/_2$2 Uhr, den Geschäften und der wissenschaftlichen Arbeit. Das Mittagessen vereinte die Familie zu traulichem Gespräch, dem er immer einen bestimmten anregenden Inhalt zu geben suchte. Denn eine Mahlzeit ohne geistigen Inhalt liebte er nicht. Die kleinen Angelegenheiten des Hauses, die Beschäftigungen und Erlebnisse der Kinder, erhielten in diesen Gesprächen durch seine Gedanken gleichsam eine tiefere Bedeutung und ein höheres Interesse. Vor allem hielt er hierbei auf klares und bestimmtes Denken. Wie er in der Logik den particulären Schluss als das unreife, dem gottähnlichen Wesen des Menschen nicht adäquate Denken hinstellt, liess er in praktischen Fragen den Conditionalis nicht gelten. Für seine Familie war es der höchste Genuss, wenn er die Unterhaltung auf ein allgemeineres Thema lenkte oder auf die Erlebnisse des eigenen erfahrungsreichen Lebens zu sprechen kam. Er dehnte die Mittagsstunde gern aus; aber wenn nicht die Ferien mehr Musse verstatteten, drängten sich die Geschäfte sogleich wieder herein. Nach der kurzen Siesta begann von 3 Uhr ab die Sprechstunde, wo er von Studenten, Candidaten, fremden Gelehrten reichlich in Anspruch genommen wurde, so dass er, der auf Alles liebevoll und selbstlos einging, trotz seiner bestimmten und abgeschlossenen Art der Besprechung oft nicht alle annehmen konnte. Häufig wurde vor der Sprechstunde noch von 2—3 Uhr eine Probelection der Schulamtscandidaten in den Gymnasien eingeschoben, der er anwohnen

musste; zuweilen fielen diese Lectionen auch auf den Vormittag. Montags und Dienstags fanden die Prüfuugen der Schulamtscandidaten in der Prüfungscommission Statt; so lange Tr. Director derselben war, musste er regelmässig gegenwärtig sein, Montags von 4—8 Uhr, Dienstags mit der Schlussberathung von 4—9, zuweilen auch noch länger. Ausser den Protokollen und Zeugnissen für sein Fach, die er um der grösseren Sammlung willen nach Aufzeichnungen im Termin zu Hause auszuführen pflegte, hatte er jedem Schulamtscandidaten, der nicht auf einer preussischen Universität promovirt war, wess Faches er auch war, eine philosophishe Aufgabe zu stellen und er hatte daher oft Wochenlang nur Candidatenarbeiten oder Doctordissertationen zu lesen, so dass er dann zu keiner zusammenhängenden wissenschaftlichen Lectüre kommen konnte. Dazu kam 25 Jahre lang halbjährlich die Durchsicht der Abiturientenarbeiten. Mittwochs war um 6 Uhr Abends Sitzung des Universitätssenats, Donnerstags erst von 4 Uhr ab Sitzung der Akademie und nach derselben häufig Facultätssitzung, wonach oft Protocolle für die Akademie oder Facultät zu Hause auszuarbeiten waren. Die letzten Stunden des Tages bis um ½12 Uhr gehörten, wenn es irgend möglich war, wieder der wissenschaftlichen Arbeit.

In den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit gehörte er der Zeuneschen Gesellschaft für deutsche Sprache an; seit 1840 war er thätiges Mitglied der zu Anfang dieses Jahrhunderts von Schleiermacher und Buttmann gegründeten griechischen Gesellschaft, welche Freitags abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern zusammenkommt. An der archäologischen Gesellschaft, die alle Monate am ersten Dienstag Sitzung hat, betheiligte er sich ebenfalls so oft er konnte. Die geographische Gesellschaft (Sonnabend) konnte er zu seinem Bedauern selten besuchen. Seit 1863 war er auch Mitglied der von Herrn v. Bethmann-Hollweg damals gegründeten litterar. Gesellschaft.*) Ausserdem nahmen Institute verschiedener Art seine Kräfte in Anspruch; so die Boppstiftung, die Humboldtstiftung, deren Statuten von ihm entworfen sind und deren Schriftführer er längere Zeit war, der Kölner Dombauverein, die unter seinem Beirath vom Grafen Senitzki gegründete Stiftung für Studirende der Theologie. Lange Jahre hindurch war er im Directorium einer Erwerbsschule.

Rechnet man hierzu eine sehr ausgebreitete Correspondenz,**)

*) Er hielt in dieser Gesellschaft folgende Vorträge: 1. Ueber die Grundgedanken der aristotelischen Politik (April 63). 2. Ueber Tischbein (Nov. 64). 3. Ueber die Kritik des Anaxagoras in Plato's Phaedon (Jan. 65). 4. Ueber den Eindruck, den Sokrates auf die Menschheit hervorgebracht hat (Jan. 67). 5. Ueber die aus Aristoteles stammenden Termini unserer heutigen Sprache (Jan. 69).

**) Sie war hauptsächlich geschäftlicher Natur. Auch die Briefe an Freunde sind, wie die von wissenschaftlichem Inhalt, stets auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet und knapp in der Form; aber in jedem Satze spricht sich ein zarter und edler Sinn aus.

so blieb augenscheinlich nur wenig Zeit zu einer vollkommen freien Hingabe an die Familie übrig. Bei der ersten Tochter, die ihm 1837 geboren wurde, konnte er sich, da er damals noch nicht so mit Geschäften überlastet war, eingehend mit der ersten Erziehung beschäftigen. Er verwerthete dies zugleich zu interessanten Beobachtungen, die in seine Vorlesungen über Pädagogik und Psychologie aufgenommen wurden. Er versuchte auch dem Kinde Unterricht zu ertheilen und benutzte dazu die freien Augenblicke in der Sprechstunde. Doch musste er dies bald aufgeben. Die Erziehung der sechs Töchter und des Sohnes*) fiel hauptsächlich der Gattin zu. Eine wesentliche Unterstützung fand dieselbe dadurch, dass seine beiden jüngern Schwestern, die nach dem Tode der Eltern in Beckers Hause in Offenbach eine neue Heimath gefunden, seit den ersten Jahren seines Ehestandes bei ihm wohnten. Die eine, Julie, starb allerdings schon im Jahre 1830, die andere, Caroline, blieb in der Familie bis 1857, wo sie nach Oldenburg zur älteren Schwester, der Wittwe des Geh.-Rath Lentz, übersiedelte; sie ist dort ein Jahr vor ihm gestorben. Ich habe schon in der Skizze seines Jugendlebens erwähnt, dass seine Schwestern sich gleich ihm durch ein besonderes pädagogisches Talent auszeichneten. Den treuen Sinn der Frauen ergänzte er bei der Erziehung seiner Kinder durch den durchdringenden pädagogischen Blick, der ihm eigen war. Besonders wusste er aber die Kinder durch lebendige Anschauungen auf Spaziergängen und Ausflügen, so wie beim Besuch der Kunstsammlungen Berlins anzuregen und zu belehren. Er fand hierzu in den Ferien oder bei Besuchen auswärtiger Verwandten Zeit. Fand sich einmal Abends ein gemeinsames Lesestündchen, so war dies für die Familie wie ein seltener Festtag. Ueberhaupt war jeder Augenblick, den er im Laufe des Tages für die Kinder übrig hatte, für sie ein Glanzpunkt durch die Art, in welcher er mit ihnen verkehrte. Auch in der arbeit- und mühevollsten Zeit seines Lebens war er nie mürrisch oder verstimmt; sein Blick war immer gleichmässig klar und freundlich, wenn auch einmal still und in sich gekehrt. Immer hatten die Kinder den Eindruck, dass des Vaters Welt eine andere sei, als ihre kindische, aber auch zugleich, dass es eine reine, reiche, freudevolle sei und dass er sie zu sich heranziehen wolle, nicht indem er sie gewaltsam aus ihrer Sphäre hob, sondern indem er ihnen stets das Beste und Schönste bot, was ihren Kräften angemessen war. In den Ferien griff er auch zuweilen selbst in den Unterricht ein, besonders bei dem Sohne, ehe er das Gymnasium besuchte. Die Osterferien waren für ihn in mancher Beziehung eine Zeit der Erholung, da er in denselben häufig Besuche auswärtiger Verwandten und Freunde erhielt. Aber hauptsächlich wurden sie zu concentrirten wissenschaftlichen Arbeiten benutzt; die Sprechstunde und alles Geschäftliche wurde dann

*) Der Sohn Dr. Friedrich Tr. ist praktischer Arzt (Chirurg) und Privatdocent an der medicinischen Facultät der Berliner Hochschule.

suspendirt. In den grossen Sommerferien, brachte er gewöhnlich vier Wochen ausserhalb Berlins zu, meist an der See, wohin es ihn mit magischer Gewalt zog: in Holstein, auf Rügen, in Heringsdorf, Misdroy, einmal auch auf Helgoland, wo er mit Johannes Müller schöne Tage wissenschaftlichen Zusammenseins verlebte. Selbstverständlich folgte ihm auf diesen Ausflügen die Bücherkiste und die grösste Zeit des Tages wurde der Arbeit gewidmet. Grössere Reisen machte er selten; 1851 besuchte er zur Zeit der Ausstellung London*) und Oxford; 1858 war er in Auerbach; 1860 brachte er die Ferien in der Schweiz zu, wo er in Unterseen mit Brandis zusammentraf, 1869 bei Freiburg, von wo er einen Besuch bei Professor Kym in Zürich und mit diesem weitere Ausflüge durch die Schweiz machte. An gelehrten Wanderversammlungen nahm er nur drei Mal Theil, nämlich an der Philologenversammlung zu Berlin 1850 und zu Hamburg 1855 und an der Germanisten-Versammlung, welche 1847 in Lübeck Statt fand. Hier lockte ihn wohl auch die Stadt; denn gern und häufig besuchte er die Heimath. Ausser der Ferienzeit kannte er keine eigentliche Erholung. Jede Unterbrechung der Lehrthätigkeit war ihm unangenehm, weshalb er es mehrfach ablehnte, wenn er zum Abgeordneten der Universität bei Jubelfesten fremder Hochschulen gewählt wurde. Spaziergänge machte er erst in den letzten Lebensjahren regelmässiger, besonders Sonntags. Dann liebte er es, einen philosophischen Freund zum Begleiter zu haben. So lange Wilhelm Dilthey den er in seinen philosophischen Uebungen schätzen gelernt hatte, in Berlin als Privatdocent war, und so oft er sich später vorübergehend in Berlin aufhielt, machte er regelmässig mit ihm wöchentlich ein oder zwei Mal einen solchen philosophischen Spaziergang. Das Gespräch drehte sich dann um einen festen Gegenstand; mit Dilthey z. B. sprach er seine psychologischen und die darauf gegründeten ethischen Ansichten durch. In den letzten Jahren begleitete ihn gewöhnlich sein Specialcollege Harms. Als Secretär der Akademie der Wissenschaften wurde er zu den Hoffesten eingeladen. Die damit verbundenen Concerte waren die einzigen, denen er beiwohnte. Sehr selten kam er auch dazu, einmal das Theater besuchen zu können; er zehrte in dieser Beziehung an den reichen Erinnerungen seiner Wanderjahre.

Aber trotz aller Geschäfte und nothwendigen Zerstreuungen öffnete er an einem Abend in jeder Woche sein Haus seinen Schülern; er sah dies nach den Erfahrungen seiner eigenen Studienjahre als nothwendige Ergänzung der akademischen Lehrthätigkeit an. Es waren immer viele Studirende an ihn em-

*) Er fand in London gastliche Aufnahme in dem Hause des dortigen Gelehrten James Yates, dessen Bekanntschaft er in seinen Wanderjahren in dem Beckerschen Hause gemacht (oben S. 73) und verkehrte viel in Bunsens Hause besonders auch mit Pauli, der damals Sekretär Bunsens war, mit L. Lewis und Dr. Radford.

pfohlen; ausserdem liess er manchen, der sich in seinem Seminare hervorthat, zu diesen „Studentenabenden“ einladen. Die Studirenden verbrachten hier unvergessliche Stunden in einem einfachen und harmonischen Familienleben, worin man sich schnell heimisch fühlte; der verehrte Lehrer erschien ihnen um so verehrungswürdiger. Sie fanden ausserdem eine anregende Gesellschaft, welche viele Gleichstrebende zusammengeführt hat. Aber — was das wichtigste war — Nichts war hier blosse Form. Tr. ging mit jedem Einzelnen eifrig auf die innersten Interessen seiner Studien ein, und öffnete jedem den reichen Schatz seiner Kenntnisse und seiner Erfahrung. Viele schlossen sich ihm dann näher an, machten ihn zum Vertrauten ihrer Arbeiten oder durften einen Einblick in seine eigenen wissenschaftlichen Entwürfe thun. So legte er Plitt (jetzt Professor der Theologie in Erlangen) der von Ostern 1856 bis Herbst 1857 sein Schüler war, als er sich von Ostern 1859—61 in Berlin für die Habilitation vorbereitete und dabei wieder Trendelenburgs Uebungen besuchte, das Manuscript zum Naturrecht zur Prüfung vor und sprach es mit ihm abschnittweise in abendlichen Zusammenkünften durch. So gab er Baumann (jetzt Prof. in Göttingen) im Winter 1861/62 das Manuscript zur 2. Auflage der L. U. partienweise zur Durchsicht. Er wünschte von denen, die er so mit seinem Vertrauen ehrte, besonders ein Urtheil über Klarheit, Deutlichkeit und formelle Continuität seiner Entwickelungen; doch konnten auch sachliche Erörterungen nicht ausbleiben. Was ihm seine jungen Freunde hierbei bieten konnten, wurde weit aufgewogen durch die logische Schulung, die sie selbst in diesen den Uebungen des Seminars ähnlichen Besprechungen fanden. Dabei lag es ihm durchaus fern, seine Schüler an sein System ketten zu wollen. Jedes ernste philosophische Streben gewann sein volles Interesse und er schied nicht zwischen wissenschaftlichem und persönlichem Interesse. Die Philosophie war ihm Herzenssache und das festeste Band der Freundschaft. Oft knüpften sich durch jene Abende wie durch sein Seminar selbst unlösbare Verbindungen mit solchen, die später principiell bedeutend von Tr. abgewichen sind. So fühlt sich Prantl, der Tr.'s Theorie der Bewegung durchaus nicht theilt, der in einer Recension des „Naturrechts“ auch über dieses seinen abweichenden Standpunkt offen ausgesprochen, doch stets als dankbaren Schüler Tr.'s und ist in ununterbrochen freundschaftlichem Gedankenaustausch mit ihm geblieben. Dilthey habilitirte sich auf Tr.'s entschiedenes Anrathen in Berlin, obgleich seine ganze Richtung diesem fremdartig war. Es fanden sich in der strengen Forschung doch immer gemeinsame Anknüpfungspunkte. Dilthey hat später während seines Aufenthaltes in Berlin die damals entstehenden Abhandlungen Tr.'s, besonders die letzten über Spinoza im Manuscript gelesen, und Tr. gegenüber mündlich und schriftlich seine abweichenden Ansichten dargelegt, was zu gemeinsamen Erwägungen führte, die nicht ohne

Resultat waren. Ebenso prüfte Tr. genau und eingehend die Correcturbogen zu dem Leben Schleiermachers von Dilthey.

Auch ausserhalb seines Schülerkreises verstand es Tr. jede philosophische Leistung zu würdigen. So erkannte er freudig und neidlos die Verdienste von Forschern wie Brandis, Bonitz und Zeller an, auch da wo er in wichtigen Fragen nicht mit ihnen übereinstimmte. So sprach er wiederholt seine hohe Achtung vor Lotze aus, der in unseren Zeiten ein von allen Hauptproblemen gleichmässig ausgehendes Ganzes geschaffen habe. Er vertraute eben, dass durch ernste, die Thatsachen der Wissenschaften achtende Forschung die in allen Systemen treibende gemeinsame Wahrheit immer mehr als Gemeinbesitz hervortreten werde. Daher kam es, dass er überhaupt mit den verschiedenartigsten Denkern im Gedankenaustausch stand.

Die alten Verbindungen in Berlin hielt er mit Wärme fest, besonders wo er Andern dienen oder einen Blick in Verhältnisse thun konnte, die für seine verschiedenen Studien oder Aufgaben ergiebig waren. So verkehrte er mit warmem dankbarem Herzen in den Familien seiner ehemaligen Zöglinge von Nagler und von Meusebach und freute sich der vertrauenden Mittheilungen des Ministers von Altenstein und des Geh. R. J. Schulze. Der Geh. Kriegsrath Stricker war ihm lange Jahre ein lieber Nachbar und treuer hülfreicher Freund; Encke, Twesten und Pinder waren ihm als alte Freunde besonders vertraut. Unter dem beständigen Wechsel die langen Jahre hindurch gestaltete sich auch der gesellige Verkehr immer wieder anders. Jugendfreunde wie Ilgen, Wiegmann starben früh, Andere verliessen Berlin; dagegen kam lieber Zuwachs an neuen Collegen, die zum Theil alte Bekannte waren, wie Olshausen, Beseler, die Brüder Grimm, Haupt, Mommsen, Lepsius, Peters, Droysen, Curtius, Braun, Harms etc. etc. An Nitzsch, dessen Haus dem seinen verwandschaftlich nahe stand, hing er mit Verehrung und Liebe.

Zu seinen ältesten Freunden gehörte der Legationsrath Meyer. Er war mit ihm als Student auf der ersten Wanderung nach Leipzig bekannt geworden und hatte damals in wenigen Tagen des Zusammenseins eine Freundschaft für das Leben geschlossen. In der Studienzeit waren sie nicht viel zusammengewesen, aber immer im Briefwechsel geblieben. Dieser dauerte auch später, wo Meyer meist auf Reisen im Auslande weilte und sie sich nur selten sahen, fort, bis der Freund sich Anfang der fünfziger Jahre in Berlin niederliess. Da er in der Nähe der Universität wohnte, sprach Tr. gern nach dem Colleg bei ihm vor, um mit ihm die wichtigen Fragen des Tages in Wissenschaft und Leben zu besprechen. In einem besonders innigen Verhältnisse stand er mit dem Geh. Regierungsrath Helwing. Dieser hatte mit ihm studirt und war später während Tr.'s Hauslehrerzeit stets mit ihm in Verbindung geblieben, besonders seitdem er sich 1829 in Berlin habilitirt hatte. Er wurde ein Jahr nach Tr. ausserordentlicher Professor und stand nach seiner

späteren Beförderung zum ordentlichen Professor in der Facultät, wie stets im Leben mit Tr. in allen wichtigen Fragen treu zusammen. Die Aufsätze über Gegenstände aus der preussischen Geschichte und Politik besprach Tr. vor der Veröffentlichung eingehend mit ihm. Als er in den letzten Jahren durch Krankheit an's Zimmer gefesselt war, liess dieser selten eine Woche vorübergehen, ohne ihn mindestens ein Mal zu besuchen.

Tr. fühlte es in der letzten Zeit seines Lebens selbst, dass er mit Arbeit überbürdet war. In der im April 1860 geschriebenen Vorrede zur ersten Ausgabe des Naturrechts sagt er in Bezug auf die umfassende Bearbeitung der Ethik, die ihm als nächstes Ziel vorschwebte: „Wenn der Verfasser zu dieser edlen weithin reichenden Aufgabe der Philosophie seinen Beitrag zu geben wünscht, so wird die Erfüllung seines Wunsches dadurch bedingt sein, ob ihm in den Jahren des sich neigenden Lebens eine gesammeltere Musse beschieden sei, als ihm in den beiden letzten Jahrzehnten wissenschaftliche und unwissenschaftliche Geschäfte gönnten." Er bat damals den Minister von Bethmann-Hollweg angelegentlich, ihn von dem Amte als Prüfungscommissar zu entbinden; auch wurde er in Folge dessen von der Direction und der zeitraubenden Durchsicht der Abiturientenarbeiten entlastet, blieb aber auf den Wunsch des Ministers noch in der Commission. Sechs Jahre später lehnte er die Wiederberufung in dieselbe vom 1. Januar 1867 an ab; vorzüglich mit Rücksicht auf die damals intendirte und zu Anfang 1867 wirklich erlassene Prüfungsordnung, wonach jeder Candidat einen Aufsatz über ein philosophisches oder pädagogisches Thema zu liefern hat. Da die Zahl der Candidaten in Folge der Vergrösserung des Staates schon im Jahre 1866 auf 95 gestiegen war, erforderte es die Pflicht der Selbsterhaltung, diese neue Last nicht aufzunehmen. In einem Schreiben vom 25. Nov. 1866, worin er dies dem Minister v. Mühler erklärte, führt er triftige Gründe gegen die beabsichtigte Neuerung an. Wären dieselben anerkannt worden, so hätte er es für seine Pflicht gehalten, noch ferner auszuhalten. Jene Gründe dürften jetzt bei der begonnenen Reorganisation unseres Unterrichtswesens von Bedeutung sein. Das Prüfungsreglement von 1867 (Wiese, Verordnungen und Gesetze II. 74 ff.) setzt den Werth der Promotion herab, welche früher von der schriftlichen Prüfungsarbeit in dem betreffenden Fach und in der Philosophie befreit hatte. Tr. sagt darüber: „Der Staat wird in Deutschland zumal jetzt alte Schäden heilen können, wenn er die Bedeutung und Berechtigung der Promotion nicht herabdrückt, sondern, wenn möglich, hebt, und eine würdige Erneuerung der alten Ehren zur Bedingung macht; jemehr er den Zusammenhang der Staatsprüfungen mit den Promotionen aufgiebt oder umgekehrt, wie das bei den medicinischen Promotionen zu geschehen scheint, zu einer todten Bedingung der Staatsprüfungen macht, desto weniger wird er auf den sittlichen und wissenschaftlichen Geist, in

welchem die Fakultäten ihre alten Rechte üben, einwirken können. So lange die Promotionen, wie z. B. die Promotion der philosophischen Facultäten bei der Prüfung *pro facultate docendi*, noch etwas im Staate bedeuten, so lange werden sie auch durch diese Beziehung auf grösserer Höhe gehalten und der Staat wahrt sich mit Recht die Möglichkeit, wenn eine Promotion hinter der Aufgabe zurückbleibt, die ihr für jene Geltung zugetraut ist, ein Einsehen zu haben. Vielleicht wird die Noth der wachsenden Arbeit in den Prüfungscommissionen und der Blick für das Ineinandergreifen der wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen dahin führen, die philosophischen Facultäten, deren wesentliche Bestimmung es ist, den Lehrerstand heranzubilden, statt ihnen ihre Geltung für die Staatsprüfungen der Lehrer weiter zu schmälern, vielmehr für dieselben wieder mehr heranzuziehen, damit von wissenschaftlichen Männern, deren Beruf ohne Musse nicht zu denken ist, die Arbeit nicht doppelt geschehe."

Trotz der grösseren Musse, die Tr. nun zu theil wurde, ist sein zu frühzeitiger Tod doch der Ueberlastung mit Arbeit zuzuschreiben. Er ist ein Opfer jener Mängel geworden, an denen unsere Universitätseinrichtungen kranken, und denen gegenüber es in der That als eine heilige Pflicht des Staates erscheint, den akademischen Lehrern im Alter eine vollere, der reinen Wissenschaft geweihte, Musse zu gewähren. Tr. hatte schon im Sommer 1869 einen schnell vorübergehenden und wenig beachteten Anfall von Betäubung gehabt. Anfang 1870, wo ihn der Festvortrag für den Gedenktag Friedrichs des Grossen zu angestrengter Arbeit im Archiv veranlasste, traf ihn ein Gehirnschlag, der ihn nöthigte, seine Vorlesungen abzubrechen. Da der Unfall am 21. geschah, war der akademische Vortrag bereits vollendet und wurde von Curtius verlesen. Die vielfach verbreitete Meinung, als stehe Kuno Fischer's Broschüre „Anti-Trendelenburg" in einem Causalzusammenhange mit jenem Anfall, ist irrig. Jene Broschüre kam erst später nach Berlin und Tr. las sie erst nach völliger Genesung. Als Prantl dieselbe in Zarncke's Litterarischem Centralblatt mit scharfer Kritik gekennzeichnet hatte, schrieb Tr. an ihn unter dem 13. März 1870: „Vielleicht hörten Sie, dass ich mitten im Zuge meiner Vorlesungen im Januar von einer, wenn auch leichten ἀποπληξία getroffen wurde, die namentlich meine Sprache behinderte. Ich musste meine Vorlesungen abbrechen und obgleich ich in der Genesung begriffen bin, fühle ich mich doch noch nicht frei, und ich werde wahrscheinlich mit dem Anfang des April den südlichen Frühling — ich denke am Genfer See — aufsuchen, um mich ganz zu erholen. In dieser Zeit gehörte es zur Diät, dass ich Schriften, wie Kuno Fischer's Duplik, bei Seite schob. Ich hörte nur im Gespräch von ihr, und nun bringt mir die Nummer des Centralblatts mit einer beruhigenden Beurtheilung die nächste Kunde. Ich kann um so gelassener die Gegenschrift ungelesen lassen."

Im Anfang April trat er in Begleitung seiner Gattin und

einer Tochter die Reise nach dem Genfer See an. Hier erholte er sich einigermaassen in der schönen Natur, deren Reize er mit ganzer Innigkeit empfand. Beim Ausbruch des Krieges ging er nach Marienthal bei Eisenach, von wo auch die Vorrede der dritten Auflage der „logischen Untersuchungen“ datirt ist. Die Zusätze zu dieser Auflage, sowie die durch die kriegerischen Ereignisse veranlasste Schrift über „Lücken im Völkerrecht“ zeigen die volle Kraft und Schärfe seines Geistes. So nahm er denn vom Wintersemester 1870/71 seine Vorlesungen wieder auf, wenn auch nicht in gleichem Umfange wie früher. Weder diese Vorlesungen, noch die beiden wissenschaftlichen Vorträge, die er in jenem Winter in der Akademie hielt, liessen irgend eine Abnahme seiner Kräfte wahrnehmen. Die Krankheit war aber doch nicht ohne Spuren vorübergegangen. Der lange Aufenthalt in der Gebirgsluft hatte ihm nicht dieselbe Erfrischung gewährt, die er sonst in seinen kurzen Ausflügen von wenigen Wochen gefunden hatte. Die jugendliche Rüstigkeit, welche ihn bis zu dem Schlaganfall vor Allem auszeichnete,*) begann plötzlich zu schwinden. Er hat diese Umwandlung selbst sehr treffend in einem Briefe an seinen vertrauten Freund Georg Beseler bezeichnet. „Das Alter, schreibt er, dessen Nähe ich nicht gefühlt hatte, hat durch den plötzlichen Einbruch der Krankheit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.“ Er, der sonst seine ganze Kraft an die Erfüllung seiner Pflichten zu setzen gewohnt war, beobachtete jetzt seinen Gesundheitszustand und prüfte sorgfältig, was er seinem Körper zutrauen dürfe. Im August 1871 legte er das Sekretariat der Akademie nieder; er wollte neben seiner Lehrthätigkeit, die in diesem Sommer eine letzte Frucht in den Vorlesungen über den Werth der Aristotelischen Ethik gezeitigt hatte, seine wissenschaftlichen Arbeiten zu einem, wenn auch unvollkommenen, Abschluss bringen, wie er ihm allein noch erreichbar schien. (Oben S. 204.) Die Sammlung der kleinen Schriften, sein litterarisches Vermächtniss an die Gebildeten der deutschen Nation, unternahm er auf Anregung seiner Gattin. Er schloss die Vorlesungen früher als gewöhnlich, um eine längere Zeit der Erholung widmen zu können, die er in einem Aufenthalte zu Blankenburg in Thüringen und in einer Besuchsreise nach Oldenburg suchte. Die besonnene Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand, welche durchaus frei von Weichlichkeit war, ermöglichte es allein, dass er noch zwei Jahre nach dem Schlaganfall die Kraft seines Geistes und die Ruhe des Gemüthes bewahrte, obgleich er

*) „Durch körperliche Leiden seit seinen Studienjahren nicht betroffen und in seiner Thätigkeit auch nur um einen Tag unterbrochen, bewahrte Tr. die geistige Regsamkeit und die Ausdauer der Arbeitskraft in solchem Maasse, dass man selbst bei einem Wiedersehen nach längerer Trennung kaum eine Veränderung wahrzunehmen vermochte.“ (Bonitz, Gedächtnissrede.) Diese unverwüstliche Frische des Geistes spiegelte sich auch auf seinen Gesichtszügen wieder. Dies beweist eine Vergleichung der bekannten Photographie aus seinen späteren Jahren mit der von uns beigegebenen, welche von einem in seinem 33. Lebensjahre gezeichneten Portrait abgenommen ist.

sich bewusst war, dass die Krankheit im Grunde nicht gehoben war. Schon am 18. September 1870 schrieb er einen Brief an seinen Freund Georg Beseler nieder, welcher diesem nach seinem Tode zugestellt werden sollte, und sprach darin die Ueberzeugung aus, dass, so wohl er sich eben fühle, er nach der Natur der Krankheit jeden Augenblick den Tod zu erwarten habe. Für diesen Fall trug er in jenem Schreiben dem Freunde einige letzte Wünsche auf. Im Anfang des Jahres 1872 zeigten sich die Vorboten einer neuen Affection. Mitte Januar fühlte er, dass seine Vorstellungen sich zu trüben begannen; am 16. Januar hörte er auf zu lesen. „Meine Vorlesungen sollen ruhen," schrieb er in dem Anschlag, worin er dies seinen Zuhörern anzeigte.

Sein Geist kämpfte nun mehrere Tage gegen die Störungen des Körpers. In den Zeiten des lichten Bewusstseins, welche häufig eintraten, sprach er mit klarer Erinnerung von den Ereignissen seines reichen Lebens und verweilte besonders gern bei den Bildern seiner Kindheit, indem er gleichsam Anfang und Ende seines Daseins zusammenzufügen strebte. Die Ruhe und der Friede des Geistes breitete sich von diesen hellen Stunden dann auch mildernd und verklärend über die Phantasien des getrübten Bewusstseins aus. Die Liebe für die Seinigen äusserte sich dabei in der rührendsten Rücksicht, der treuesten Sorge. Er war Angesichts des Todes ohne Furcht und Klage. Mit freiem Entschluss übertrug er seinem Sohne alle nöthigen Anordnungen für den Fall seines Todes oder einer längeren geistigen Schwäche, unter der er Niemand wollte leiden lassen. Jede Bestimmung des Arztes befolgte er mit unbedingtem Vertrauen. Zunächst bedurfte er ländliche Stille, die in dem nahen Pankow bei einem Arzte, dem Freunde des Sohnes, gefunden wurde und ihm zusagte. Aber bald offenbarte sich die starke Affection des Gehirns in einer völligen Trübung seines Denkens. Der Kampf endete mit einem sanften Tode am 24. Januar. In dem oben erwähnten Briefe an Georg Beseler, welcher diesem seiner Anordnung gemäss unmittelbar nach erfolgtem Tode übergeben wurde, nimmt er mit folgenden Worten Abschied: „Ich danke Dir für die mir im Leben bewiesene Freundschaft. Grüsse die Deinigen und grüsse unsere gemeinsamen Freunde alle. Ich danke Gott für Vieles, für Alles, was mir im Leben zu Theil ward. Ich nenne Dir nur zweierlei, wofür ich aus voller Seele dankbar bin: einmal, dass ich für meine immerhin geringen Kräfte einen Wirkungskreis an unserer edlen Universität fand, sodann dass ich's erlebte, König Wilhelms Zeitgenosse zu sein. Lebe wohl! Gott befohlen im Leben und Sterben."

Am 27. Januar wurden seine irdischen Ueberreste auf dem Neuen Dom-Kirchhof bestattet. In der Todtenhalle hielt vor einer zahlreichen Trauerversammlung Professor Kleinert, den er selbst kurz vor seinem Tode dazu designirt, die Gedächtnissrede am Sarge.*) Er fasste darin die Charakteristik des Dahingeschiedenen

*) Sie ist im Druck erschienen unter dem Titel: „Gedächtnissrede am

in folgenden Worten zusammen: „So hat sich sein Bild in unsere Seele geprägt: das Bild nicht eines kühnen Geistes, der, wenn vor seinem Andrang die Trümmer brechen, meint, schon die Trümmer seien die neue Bahn; nicht eines hochfahrenden Geistes, der die Arbeit der vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende umsonst gethan wähnt, oder der an den Zinnen schmückt, derweil die Fundamente bröckeln; auch eines knechtischen Geistes nicht, der die von Gott gegebene Freiheit des Erkennens beugt unter das Joch der Schule oder der Satzung; sondern das Bild eines in sich hohen und friedsamen Geistes, der die verstreuten Strahlen des Lichts, das in der Welt ist, sammelte in der bauenden Kraft einigender Betrachtung, gerecht und umfassend; der mit stiller Gelassenheit Stein an Stein fügte — unscheinbare vielleicht, aber zu dauernder Gründung; und der im Leben die schwere Kunst des Friedens übte, die unser Heiland selig gepriesen: die Kunst, das Böse zu überwinden mit Gutem."

Diese Züge kennzeichnen den Forscher; aber das Grösste in Tr.'s Charakter war das, was die Trauerrede besonders hervorhob, dass „es ihm nirgends zu thun war um den äussern Schein des Wirkens, sondern all sein Thun ausging von dem tiefen Ernst einer unablässig an sich selbst und in sich selbst und darum mit Segen und Erfolg an Andern arbeitenden Seele." Hierin ist zugleich die Grundidee seiner gesammten Wirksamkeit angedeutet. Was er beim Abgang von der Schule gelobte: den Beruf des Lehrers immer vor Augen zu haben und sich seiner würdig zu machen, das hat er in seinem Leben in grossartigster Weise gehalten. Die pädagogische Idee im weitesten und höchsten Sinne aufgefasst war der leitende Gedanke in allen seinen Worten, seinen literarischen Werken und seinen Handlungen. Ein Mann, der hierüber ein auf langjährige vertraute Verbindung gegründetes Urtheil hat, der Legationsrath Meyer, hat sich auf meine Bitte darüber in einer Zuschrift an mich ausgesprochen. Ich lasse seine Worte, denen ich nichts Besseres hinzuzufügen weiss, folgen.

„Der eine Gedanke — schreibt der treue Freund — der mich 48 Jahre lang am innigsten mit meinem verklärten Freunde verknüpft gehalten hat, der schon bei meiner ersten jugendlichen Bekanntschaft mit dem Verstorbenen auf jener Fusswanderung in Thüringen im Herbst 1823, und der dann wieder bei meinen letzten Gesprächen mit ihm, so oft er mich im Herbst 1871 nach seinem Collegium über Pädagogik Morgens zu besuchen kam, der Hauptgegenstand unserer Unterredung bildete, war der der Erziehung, in seiner ganzen, Leib und Seele, Schule, Kirche und Staat, Sitte, Kunst und Wissenschaft umfassenden Bedeutung. Das Ideal einer grossen geistigen und körperlichen, frischen, frommen Wiedergeburt der deutschen Jugend und Nation, das wir damals

Sarge von Friedr. Adolf Trendelenburg gesprochen von Professor Dr. Kleinert, Prediger zu St. Gertraud am 27. Januar 1872." Berlin, Verlag von W. Weber.

als Jünglinge an und durch uns hauptsächlich glaubten auf dem Turnplatz und vermittelst einer damit verbundenen Volksschule verwirklichen zu können, freuten wir uns später in der Preussischen allgemeinen Schul- und Heerespflicht wenigstens annähernd verwirklicht zu sehen und vertrauten jetzt mit Stolz auf diese sichere Doppelsäule nicht minder deutscher Selbständigkeit nach aussen als deutscher Erziehung nach innen, in deren patriotischer Anerkennung wir durch manchen Wechsel der politischen Verhältnisse, dem zeitweiligen Abfall manches Freundes gegenüber, immer einig gewesen waren. Desto eifriger verfolgten wir nun aber auch in unserem Gespräch, und verfolgte namentlich Trendelenburg seine Wünsche und Entwürfe hinsichtlich einer eingehenderen, allseitigeren Vervollständigung dieser grossen Grundlage: theils von Seiten des Staates, durch möglichste Entwickelung der sittlichen und wissenschaftlichen Elemente im Heeresdienst; theils von Seiten der Schule, durch mehr unmittelbares Heranziehen des Turnwesens und durch Einführung einer besseren, Zeit und Körper sparenden Unterrichtsmethode (besonders in der Grammatik); theils von Seiten der Lehre und Wissenschaft, der Poesie und Kunst, durch fortwährende Erweckung und Erwärmung des nationalen Gefühls für Wahrheit und Schönheit, Tugend und Gerechtigkeit. Der hohe Gedanke einer sittlichen Nationalerziehung, dem die Berliner Universität ihren Ursprung verdankt, und der von Fichte seine Einsegnung, von den Freiheitskriegen seine Bluttaufe empfing, hat wohl im Kopf und Herzen keines anderen Universitätslehrers so mächtig fortgelebt als in dem unseres Freundes, der uns, als Redner in der Aula und der Akademie, die Mahnungen desselben so wiederholt ins Gedächtniss gerufen, und der die tapfere deutsche Gesinnung, aus der Fichte handelte und redete, auch seinerseits in stürmischer Zeit als Berliner Abgeordneter praktisch zu bewähren Gelegenheit fand. — Dieser national-sittliche Standpunkt war es aber auch, von dem aus Trendelenburg als Logiker und Gelehrter es unternahm, den theoretischen Begriffen von Recht und Staat eine höhere, über Kant und Aristoteles hinausgehende Bedeutung zuzuerkennen und zwischen Moralität und Legalität, zwischen dem kategorischen Imperativ des persönlichen reinen Willens und dem des nationalen Gesammtwillens, — so wie zugleich zwischen Freiheit und Königthum — den ewigen Zusammenhang wiederherzustellen. Und nicht minder eifrig untersuchte und besprach er gleichzeitig die wissenschaftlichen Mittel für jene gewünschte Vereinfachung und Hebung des Sprachunterrichts, und begegnete sich hier mit mir in dem Gedanken einer auf den Schulen einzuführenden unmittelbaren Verbindung der Grammatik mit der Logik, — zur elementaren Erleuchtung, fügte er hinzu, nicht nur des Verstandes der Schüler, sondern auch ihres sittlichen Gefühls, das, wie er an sich selbst erfahren habe, einer solchen logischen Leuchte keineswegs entbehren könne. — Die Seite der Erziehung aber, die er hiermit berührte, die ethische Selbsterzie-

hung, war unter allen übrigen vielleicht diejenige, die unser Freund, als echter Philosoph, am vollkommensten entwickelt hatte. Trendelenburg war ein durch und durch edler, trefflicher Mensch, von einer Reinheit der Sitten und Empfindung, einer Wahrheit und Gewissenhaftigkeit des Denkens und Thuns, einer Hoheit des Wollens, einer Liebe und Bescheidenheit, Pflichttreue und Gerechtigkeit im geselligen Verkehr, von der ich in meinem Leben nur sehr wenig Beispielen und Vorbildern dieser Art begegnet bin. Das reine Feuer eines religiösen Zusammenhangs mit allem Guten und Edlen, von dem ich ihn bei unserer ersten Begegnung erwärmt sah, jener „mit dem Widerstand der stumpfen Welt ringende, sichere, geduldige Geist", dessen Mahnung er mir damals ins Stammbuch schrieb, ist ihm sein ganzes Leben hindurch nie verflogen; sondern hat sich aus allen seinen Studien und Amtsgeschäften, allen seinen politischen und amtlichen Reibungen, und, was mehr ist, allen Reibungen mit seinen Zunftgenossen, nur immer edler und lauterer emporgerungen. Eher brach ihm das Herz, als dass er sich zu einer ungerechten Handlung oder Aeusserung gegen den Widersacher hätte verleiten lassen. In dieser strengen ethisch-geselligen Anwendung seiner philosophischen Grundsätze war er ganz, — so wenig das Wort äusserlich zu passen scheint — ein christlicher Philosoph: — und wenn er zuweilen meine gegen ihn behauptete Ableitung aller Begriffe und Empfindungen des Rechten und Gerechten, Wahren und Schönen aus dem Gewissen (als dem einzigen unmittelbaren Sinne unseres Gotteszusammenhangs und Gottesbewusstseins) lächelnd als unphilosophisch — zu religiös dogmatisch — zurückwies, so ist mir im Handeln und Forschen seine Gewissenhaftigkeit nichtsdestoweniger immer ein leuchtendes Vorbild geblieben. Oft habe ich in ihm, schon bei seinen Lebzeiten, einen platonisch gemilderten, aristotelisch geläuterten Fichte zu erkennen gemeint, und glaube desshalb auch diesen Nachruf nicht besser schliessen zu können, als mit Anwendung eines Trostworts, das er selbst vor zehn Jahren in der Aula jenem edlen deutschen Denker nachgerufen: Die Eiche seines irdischen Lebens ist vor der Zeit gefallen; aber sie fiel bereits auf neue deutsche Erde, auf den Boden eines wie nie zuvor siegreichen, einigen und mächtigen Vaterlands!" —

Berliner Associations-Buchdruckerei Pape & Co.